This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
3 3433 04381 7612
C 10-1454
Voss, Richard
Richards Junge (Der Schonheitssucher); R

C-10
1454

Richards Junge

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Richard Voß

Römische Dorfgeschichten. Vierte Auflage

Inhalt: Maria Botti — Die Ikariden — Der Mönch von Palazzuola — Die Sibylle von Tivoli — Das Venusopfer

Geh. M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Richards Junge (Der Schönheitssucher). Roman

Zweite Auflage Geh. M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Richards Junge

(Der Schönheitssucher)

Roman

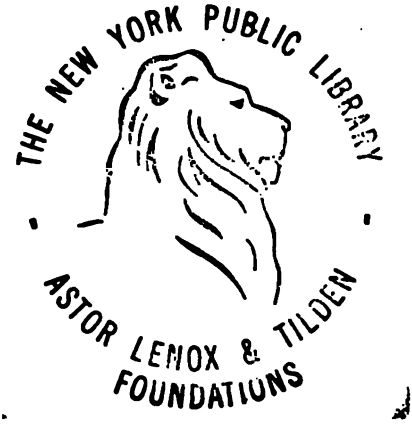
von

Richard Voß

„Leben — heißt: dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich;
Dichten — Gerichtstag halten
Über sein eignes Ich ..."

Zweite Auflage

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

[redacted]

Richards Junge

†

am neunten April 1905

R. I. P.

Erſter Teil

I

Der alte Profeſſor Richard Hille gehörte zu den vielen Deutſch-Römern, die dem Zauber der großen Circe unter den Städten rettungslos verfallen waren. In Rom ſein und leben, von Rom fort ſein und ſterben. Das Sprichwort: „Vedi Napoli, poi morire“ war einfach ſinnlos; aber: „Vedi Roma, poi vivere“, das hatte Verſtand.

Der alte Profeſſor Hille war als blutjunger Doktor Hille nach Rom gekommen, um daſelbſt am Archäologiſchen Inſtitut unter Henzen einen vollen Winter Studien über antike Inſchriften zu betreiben. Eigentlich hatte er nach Griechenland gehen wollen, nach Athen! Er hatte jedoch das Staatsſtipendium nur für Rom erhalten. Auch das war Glück genug. Ein Glück war's, davon der Knabe Richard auf ſeiner Bremer Heide wohl geträumt hatte, welches jemals zu erreichen er indeſſen für unmöglich gehalten. Sein bloßes davon Träumen war dem ſiebenten Sohne des Dorfpaſtors Jonathan Hille derartig kühn erſchienen, daß der gute Junge ſich deſſen beinahe geſchämt hätte. Und nun erhielt der ſtrebſame Archäologe das Staatsſtipendium für Rom!

Von dem Strande der graugrünen Weſer bis zum gelben Tiberſtrom: für den ſiebenten Sohn des Paſtors Jonathan Hille war das ein Weg, ſo weit, ſo mühſelig, ſo dornenvoll, ſo überreich an Entbehrungen, Leiden, Kämpfen — alles tief im geheimen ertragen —, daß eine viel robuſtere Seele, als Richard Hille ſie beſaß, davon hätte zermalmt werden können, vollſtändig aufgerieben

und aus der Welt geschafft. Dem schwachen, beständig kränkelnden, von Hemmnis zu Hemmnis geschleuderten Knaben half jedoch, außer dem gütigen Gott des Pastors Jonathan, eine Macht, stärker als alle bösen Gewalten, die sich einem armen Jungen auf der Bahn nach einem hohen Ziel in den Weg zu stellen pflegen — wie es nun einmal das Menschenleben so mit sich bringt.

Das Ziel, das der Knabe Richard sich gesteckt hatte, war eine Professur der Archäologie; und die Macht, die ihm half, sein Ziel schließlich trotz allem und allem zu erreichen, war seine Begeisterung, war seine fanatische Liebe zur Antike — zur Schönheit.

Als siebenter Sohn hätte er eigentlich Theologie studieren sollen. Er studierte sie auch: mit Hilfe beständiger Opfertaten von seiten seiner Eltern, mit Hilfe der Großmut des Staates, mit Hilfe von Freitischen und Privatunterricht, mit Hilfe beständiger heimlicher Entbehrungen, beständiger heimlicher Leiden und Kämpfe. Theologe sollte der Junge werden, und Archäologe wurde er; nicht anders als ob der Zeus von Otricoli, die Juno Ludovisi und die hehre Heilige von Milo auch Gottheiten gewesen wären, die einem armen Erdenmenschen sich gnadenvoll erwiesen.

Also: geträumt und fabuliert, gelernt und studiert, entbehrt und mitunter gehungert — erstrebt und erreicht! Zunächst den Doktor und später, viel später, den Professor. Zwischen Doktor und Professor wiederum geträumt und fabuliert, gelernt und studiert, entbehrt und mitunter auch jetzt noch gehungert. Aber auch jetzt erstrebt und erreicht. Zum mindesten den Titularprofessor am Deutschen Archäologischen Institut in Rom.

Als Jüngling für einen Winter nach Rom gekommen, war er aus Rom nicht mehr hinausgelangt, war er in Rom geblieben, war aus dem jungen Doktor Hille in Rom der alte, wenigstens der ältliche Professor Hille geworden — so völlig hatte es die Roma eterna dem Sohne der nordischen Heide angetan. Wer den römischen Zau-

bertrunk in der Seele hat, ist für die übrige Welt ein verlorener Mann; und der Professor hatte sich nicht nur satt getrunken, sondern daran sich berauscht: sich berauscht an römischer Sonne, römischer Schönheit, römischer Luft, römischem Lebensodem. . .

Auch als wohlernannter Professor hauste er noch immer in seinen zwei „camere mobiliate", die er bezogen hatte, als blutjunger Doktor nach Rom kommend; leider nicht mit dem klassischen Vetturin durch die Porta del Popolo, sondern auf dem brutalen Schienenwege der Eisenbahn. Diese zwei möblierten Zimmer, die Professor Hille seit fünfunddreißig Jahren Winters und Sommers bewohnte, lagen in dem Gassengewirr oberhalb von Piazza Montanara, also mitten im Herzen von Alt-Rom. Seit fünfunddreißig Jahren war er Mietsherr, Freund, Vertrauter, Leidensgefährte der Familie Panizza. Ja, er hätte noch mehr, viel mehr werden können: in der ersten Zeit jener langen Jahrreihe vertrautester Hausfreund, später glücklicher Gatte und gehorsamer Schwiegersohn. Um diese Persönlichkeiten nicht zu werden, hatte es seines tapfersten Widerstandes bedurft, gleichfalls durch eine Reihe von Jahren. Aber der siebente Sohn des Pastors Jonathan war dem lockenden Sirenengesang nicht gefolgt; und das, ohne sich als moderner Odysseus an einen Mast festbinden zu lassen. Siegreich hatte er das Schifflein seines Lebens weiter und weiter gesteuert: zuerst an der Szylla des Hausfreundes, sodann an der Charybdis des Gatten und Schwiegersohnes vorbei. Die Signora Clelia Panizza hatte andere Sterbliche, echte Vollblutrömer — veri Romani di Roma — mit ihrer Gunst beglückt; und Signorina Eleonora Panizza war nach allen vergeblichen Versuchen, den blonden Bären von einem Deutschen in die Netze ihrer schwarzhaarigen, glutaugigen und kühlherzigen Römerinnenreize zu verstricken, endlich die widerwillige Gattin eines ehrsamen und zugleich wohlhabenden Gewürzkrämers geworden, um als solche von der angenehmen Landessitte der Hausfreundschaft ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Es hatte einer guten Weile bedurft, ehe „Sor Riccardo“ — wie er in der Familie Panizza vertraulich hieß —, ehe der biedere deutſche Gelehrte an transalpiniſche Eheſitten ſich gewöhnen konnte. In den erſten Jahren ſeines römiſchen Aufenthaltes war er aus ſeiner echt germaniſch ſittlichen Entrüſtung überhaupt nicht herausgekommen. Als er dann endlich erkennen mußte — auch das hatte einiger Zeit bedurft —, daß er von Signora Clelia auserſehen war, in der Caſa Panizza Hausherrnrechte zu üben, wollte er der moraliſchen Peſthöhle entfliehen. Aber die Via del Monte Caprino hatte eine gar zu herrliche Lage: auf dem Kapitoliniſchen Hügel bei dem Forum Romanum und der Rupa Tarpeia, gegenüber von Palatin und Aventin. Alſo blieb er. Wiederum wollte er kündigen und ausziehen, als bei ſeinen Wirtsleuten ein anderer Freund des Hauſes denkbar günſtigſte Aufnahme fand. Aber der Weg zum Monte Caprino: entweder über das Kapitol oder von Piazza Montanara herauf, durch Torbögen und Engpäſſe, an antiken Mauerreſten vorüber, war eben gar zu wundervoll echt römiſch. Alſo blieb er auch jetzt wohnen. Und Doktor Richard blieb auf ſeinem Berge bei der Familie Panizza, als bereits der Dritte ſtellvertretender Hausfreund geworden war.

Seine zwei möblierten Zimmer im fünften Stockwerk, zu dem eine ſteile, düſtere, ſchmierige Steintreppe hinaufführte, gewährte aus den Fenſtern eine Ausſicht auf halb Rom: auf die antike und auf die mittelalterliche Hälfte. Tapeziert, ausgemalt und möbliert waren die Zimmer in allen Farben, allen Stilarten. Dabei voll von verſchiedenartigſtem Gerümpel, verſchönert durch etliche Teppichreſte und Vorhänge, die vor einem halben Jahrhundert direkt aus dem Ghetto bezogen waren.

Er blieb wohnen, gewöhnte ſich an unſichtbaren ſittlichen und ſehr ſichtbaren anderweitigen Schmutz; gewöhnte ſich an Enge und Höhe, an Unbequemlichkeit und Romantik,

an römiſche Sonne, römiſche Luft, römiſche Schönheit; gewöhnte ſich derartig an alle dieſe Dinge, daß er darüber faſt vergaß, der ſiebente Sohn des Landpaſtors Jonathan Hille aus der Bremer Heide zu ſein.

Übrigens war dieſer ſonderbare Romſchwärmer nur ein Typus.

— — — — — — — — — — — — — —

Daß er unverheiratet blieb, bedarf nicht erſt der Erwähnung. Er blieb es mit jedem Empfinden, jedem Gedanken, in jedem Nerv. Wen hätte er heiraten ſollen? Der Deutſche eine Deutſche? Unmöglich. Oder der Deutſch-Römer eine Deutſch-Römerin? Gleichfalls unmöglich. War doch der Profeſſor ein Fanatiker der Schönheit, konnte doch nur eine Römerin ſchön ſein. Er hätte alſo nur eine Römerin heiraten können. Und um das zu tun, war ſeine Seele in Gottes Namen trotz allen Romzaubers zu germaniſch, zu ſehr Seele von ſeiner Eltern Seele geblieben. Er kannte überdies der warnenden und abſchreckenden Beiſpiele zu viele: ſiehe Signora Clelia und Signorina Eleonora Panizza. Aus dieſen und anderen Gründen blieb Sor Riccardo Junggeſelle.

Er ſelbſt beſaß in ſeiner Erſcheinung blutwenig von dem, was an das Land der Griechen gemahnte, welches er auch in Rom beſtändig mit der Seele ſuchte. Blutwenig davon hatte er auch in ſeiner Jugend beſeſſen. Als ob er jemals jung geweſen wäre! Wie hätte er das ſein können im Kampfe mit dem Daſein um das Daſein, darin Entbehrungen und noch Schlimmeres für ihn an der Tagesordnung waren. Der große Schönheitsſchwärmer war durchaus unſchön. Eine kleine hagere, gewiſſermaßen in ſich ſelbſt geſunkene, ſtets in Grau gekleidete Geſtalt; ſpärliches Haar von einem fahlen, graulichen Blond; Geſichtsfarbe bläßlich; Züge „gewöhnlich“, wie es in Päſſen und Steckbriefen heißt. Beſondere Kennzeichen: ein ſchleppender Fuß, den ſich der Knabe geholt hatte, als er ein zweijähriges Kind vor durchgehenden Pferden zurückriß und dabei ſelbſt unter

ihre Hufe geriet. Also war er wahrhaftig nicht schön. Nur die Augen. Es konnte keine schöneren Augen geben, als sie dieser fast häßliche Sor Riccardo besaß. Ihre Schönheit lag nicht etwa im Schnitt oder in der Farbe, sondern einzig und allein im Ausdruck. Er kannte sie jedoch nicht, in dem Bewußtsein seiner Häßlichkeit ängstlich vermeidend, in den Spiegel zu schauen. Aber auch anderen blieb Sor Riccardos einzige Schönheit verborgen; denn er trug seiner Kurzsichtigkeit wegen eine Brille mit bläulichgefärbten Gläsern, behauptend: sogar an trüben Tagen sei in der römischen Luft so viel Glanz, daß es ihn blende.

Auf Professor Hilles schleppenden Fuß muß noch einmal zurückgekommen werden; denn der ganze siebente Sohn des Pastors Jonathan steckte in der kleinen Geschichte. Das wenig beschädigte Kind — armer Leute Sohn — stieß in seiner Angst nach seinem schwerverletzten Retter, kratzte und biß ihn. Glückselig, seiner Schmerzen nicht achtend, brachte Richard Hille den geretteten Knaben den Eltern ins Haus. Das Kind erzählte heulend: der fremde Junge hätte es unter die rasenden Pferde gestoßen, was von den Eltern ohne weiteres geglaubt wurde und einen Wutausbruch zur Folge hatte, der auch dann kaum sich legte, als Zeugen des Vorganges andere Aussagen machten. Richard Hille wurde von den Eltern des Kindes beschimpft und förmlich aus dem Hause getrieben. Erst jetzt brach er, von Schmerzen überwältigt, zusammen. Als es sich später erwies, daß sein Fuß eine Lähmung behielt, bedauerte er nicht sich selbst, sondern das Kind, das durch den gehabten Schrecken in ein heftiges Fieber verfallen war. Sein erster Gang mit seinem schleppenden Bein galt dem inzwischen genesenen Knaben, dem er Spielzeug und Leckereien brachte.

Wie gesagt: der ganze Richard Hille steckte in der kleinen Geschichte.

— — — — — — — — — — — — — —

Unschön wie er selbst war, hätte er es für eine Versündigung wider den heiligen Geist der Schönheit, ge-

radezu für ein Sakrileg gehalten, wenn er eine ſchöne Frau genommen, die überdies eine wunderſchöne Frau hätte ſein müſſen. Alſo blieb Profeſſor Richard Hille unvermählt.

Unvermählt blieb er, aber nicht unverliebt: keinen Tag eines Jahres unverliebt. Während ſeines ganzen langen römiſchen Lebens nicht einen einzigen Tag! Wäre er nicht immer verliebt geweſen, ſo wäre das Leben für ihn ebenſowenig ein Leben geweſen, wie es für den armen Torquato Taſſo der Fall war: „Wenn ich nicht denken und nicht dichten kann. . .“ Wohlverſtanden: nur platoniſch verliebt war Profeſſor Hille jeden Tag ſeiner vielen römiſchen Jahre, die in erſchreckender Weiſe zunahmen.

Für ſeine Freunde ſowohl wie für ihn ſelbſt galt es als ausgemachte Sache, daß es auf Gottes weiter Welt nur einen Ort gab, wo er ſich, ganz nach moderner Weiſe, „ausleben“ — auslieben konnte. Dieſer einzige Ort war Rom. Denn auf der ganzen weiten Welt gab es nur in Rom ſchöne Frauen. Jeden Tag entdeckte Sor Riccardo eine neue klaſſiſche Schönheit, die ihn um ſeine Ruhe brachte. Bald war es in Traſtevere, bald auf den Monti; entweder im Korſo oder auf dem Pincio. Heute war es die Herzogin Soundſo, morgen würde es eine Filomena oder Marietta aus dem Volke ſein. Er folgte der Schönen, erkundſchaftete Namen, Verhältniſſe, Lebenswandel, war ſelig und unſelig zugleich, hatte ſchlafloſe Nächte, entdeckte eine andere, womöglich noch Schönere und — begann den Kreislauf ſeiner Empfindungen von neuem.

Dieſen ſonderbaren Don Juanismus geſtattete er ſich bis zu ſeinem fünfzigſten Geburtstage, den er mutterſeelenallein auf Tusculum feierte. An jenem denkwürdigen Tage nahm er ſich ſozuſagen moraliſch bei den Ohren und las ſich in ſolcher unangenehmen Lage an klaſſiſcher Stätte gehörig den Text. Dieſer lautete: „Höre, Sor Riccardo! Heute wurdeſt Du volle fünfzig Jahre. Mit fünfzig Jahren iſt der Menſch kein Jüngling mehr, und nur Jünglinge haben das göttliche Recht, verliebt zu ſein.

Zur Jugend gehört das Verliebtsein wie das Z zum Alphabet. Verliebtsein ist Pflicht der Jugend. Überdies ist es schön. Es ist aber nur so lange schön, als der Mensch jung ist. Volle fünfzig Jahre bist Du nach dieser Theorie jung gewesen. Das muß jetzt aufhören. Keinen Tag länger darfst Du solch Fant sein. Von Stund' an bist Du ein alter Herr, und es gibt unter der himmlischen Sonne nichts Häßlicheres, als wenn ein Greis jung und verliebt sein will. Du brauchst nicht einmal in einen Spiegel zu sehen, um zu wissen, wie häßlich es ist; und Du hassest das Häßliche mehr, als der frommste Christ die Sünde haßt. Also — alter Herr, Du verstehst mich!"

Nach diesem Monolog, den das Geburtstagskind in dem antiken Theater hielt, stieg er von Tusculum den Berg hinab, leerte in der „Cipoletta" ein Glas Frascataner Roten, wanderte zu Fuß die Rebenhügel hinunter und durch die Campagna nach Rom, wo er in seiner vielgeliebten Casa Panizza spät in der Nacht eintraf und, in sein Geschick sich ergebend, als „alter Herr" zu Bett legte. Er schlief so fest, daß er nicht einmal träumte. Der Traum von Jugend, Liebe und was sonst zu diesen göttlichen Dingen gehörte, lag weit hinter ihm — unerreichbar weit.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber ein Fanatiker der Schönheit, ein rasend Verliebter blieb er. Nur daß es fortan keine wunderschöne Römerin mehr war, die sein altes Herz in helle Flammen setzte, sondern die große Leidenschaft seiner Jugend, die Antike. Einzig und allein *sie* noch auf Erden! Hatte er sich bisher in die schönste aller Wissenschaften gründlich vertieft, so versank er jetzt förmlich darin. Die ausgegrabenen und für die Welt wiedergewonnenen, in Museen und Privatgalerien aufgestellten, die gebuchten und numerierten Antiken genügten ihm jedoch nicht. Es wurde mehr und mehr zu seiner Leidenschaft, unentdeckte Herrlichkeiten der untergegangenen alten

Welt aufzuſpüren und ihrer tauſendjährigen Gruft zu entreißen: aus der Nacht des Grabes zu dem Glanze römiſcher Sonne empor.

Er ſpürte und ſpürte, wühlte und wühlte, ein wahrer menſchlicher Maulwurf. Hätte er die Macht beſeſſen, ſo wäre keine Erhöhung, die ein noch nicht ausgegrabenes Stück antiken Roms vermuten ließ, vor ihm ſicher geweſen. Vorzeiten war er ein grimmiger Gegner der italieniſchen Einheit geweſen, und das um keiner anderen Urſache willen, als weil ſie Rom zur Kapitale machte, wodurch Rom moderniſiert, alſo verwüſtet wurde. Als daher Roms „Zerſtörung“ begann, glaubte der deutſche Archäologe, das Ende der Welt wäre nahe. Jeden Stein, den man zum Bau des neuen Rom anfuhr, fühlte er auf ſeiner Seele laſten. Da kam zum Glück ſein fünfzigſter Geburtstag und mit dieſem der Anbruch einer neuen Lebensära: die des Suchens nach begrabener antiker Schönheit.

Sämtliche Antiquare Roms kannten ihn, und viele dieſer Herren fürchteten ihn: hatte doch der „Tedesco“ ſchneller und ſicherer als ſie einen koſtbaren Fund ausſpioniert und das ſchöne Stück erworben. Den deutſchen Profeſſor kannten alle kleinen Unterhändler, kannten Campagnuolen und Hirten; und es geſchah häufig, daß der langjährige Mieter der Signora Clelia mitten in der Nacht durch fünf vorſichtige Schläge des Meſſingklopfers an der Haustür geweckt wurde. Die fünf Schläge galten dem Gelehrten, der ſelig war, mitten im ſchönſten Schlummer geſtört zu werden; denn ſie bedeuteten nichts Geringeres, als daß ihm — mitten in der Nacht — etwas Antikes zum Kaufe angeboten wurde. Ein Kopf oder ein Torſo, ein Relief oder eine Inſchrifttafel war irgendwo gefunden worden, heimlich nach Rom geſchafft und wurde ihm angeboten. Vielleicht, daß es dieſes Mal etwas „geradezu Köſtliches“ war.

Gewöhnlich war es etwas durchaus Mittelmäßiges. Der Geweckte fühlte jedoch alle Schauer einer großen

Erwartung. Im übrigen blieb ihm die Hoffnung: es konnte ja das nächſte Mal etwas „geradezu Köſtliches“ ſein.

Da Profeſſor Richard lediglich nach guten Werken der Antike fahndete und da ein wertvolles Stück, ſelbſt wenn es durch einen nächtlichen Beſucher ins Haus gebracht wurde, mehr oder weniger hoch bezahlt werden mußte, ſo blieb dem glücklichen Erwerber eines Kunſtwerks nichts anderes übrig, als mit ſeinen Antiken Handel zu treiben. Er mußte verkaufen, um wieder kaufen zu können, womöglich etwas noch Schöneres! Trotzdem konnte er ſich häufig nicht entſchließen, von einem beſonders heiß geliebten Eigentum ſich zu trennen. Um ein ſolches möglichſt lange behalten zu dürfen, kehrte für Sor Riccardo jetzt bisweilen die Jugendzeit, die Zeit des Mangels und Entbehrens zurück.

Was tat ihm das? Durfte er doch dafür ein Kunſtwerk ſein eigen nennen! Und wenn es gar ein Werk helleniſcher Kunſt geweſen wäre! Er, der ältliche, unſchöne, von allen Grazien verlaſſene deutſche Gelehrte und eine junge Griechengöttin aus Marmor von Paros ... Das hätte eine Ehe gegeben!

— — — — — — — — — — — — — —

Eine ſolche ſeltſame Ehe mit einem Stück antiken Marmors ſchloß er denn auch. Nur war es keine Göttin, ſondern ein junger Gott, der Richard Hilles beſſere Hälfte wurde. Wenigſtens ſeine ſchönere. Daß man ſie in ſeinem Beiſein aus dem Schoße der Erde hob, vermehrte für ihn die Bedeutung des Begebniſſes.

Er befand ſich auf einem ſeiner Sonntagsausflüge in Frascati, an welchem lieblichen Ort er ſich faſt ſo heimiſch fühlte wie auf ſeinem Monte Caprino. Jeder Kutſcher wollte ihn nach der Villa Falconieri fahren, jeder jugendliche Frascatauer nach Tusculum hinaufführen, obgleich er niemals fuhr, niemals ſich führen ließ. Er äußerte ſeine Entrüſtung über die ihm geſtellte Zumutung jedesmal ſo kräftig und nach Anſicht der Leute ſo komiſch, daß es ihn in der

berühmten Weinstadt zu einer populären Persönlichkeit machte, die auf dem Bahnhofe stets mit einem wahren Getöse empfangen wurde. So auch jenes eine Mal. Nachdem er sich glücklich durch die Reihen der Fuhrwerke gearbeitet hatte, erstieg er, von einem Schwarme brauner Bengel verfolgt, heftig gestikulierend und laut scheltend die Treppe, die an einem hohen Bollwerke von Blütenbüschen und Blumen zur Stadt emporführte. Erst oberhalb der Piazza, in der Nähe des Hauses, wo Goethe gewohnt hatte, wurde er die lachende Meute los. Auf dem kleinen öden Platz vor der Gartenmauer der Villa Lancelotti machte er atemschöpfend halt, an dem Anblick von dem sogenannten — fälschlich sogenannten — Grabmale Luculls sich erquickend, in dessen Grabkammer ein Schusterlein lustig sein Leder hämmerte, und sich freuend, wie Goldlack und wilde Levkojen über der zerstörten Gruft des großen Schlemmers einen blühenden Baldachin bildeten.

‚Der wußte auch, was schön ist! Allein seiner Schönheitsliebe willen hätte der alte Heide einen Himmel voll ewiger Seligkeit — voll ewiger Schönheit — verdient... Aber kommt dort nicht Fra Checco?‘

Und wirklich war es Fra Checco, der Almosensammler des tuskulanischen Kapuzinerklosters, ehemals ein lustiger Bandit, zur Zeit ein nicht minder lustiger Mönch. Sor Riccardo kannte ihn seit vielen Lustren, durfte sich rühmen, ein besonderer Günstling des ausgedienten Ohrenabschneiders zu sein, der ihm in seinem hochgelegenen Heiligtum manchen guten Tropfen Klosterweines eingeschenkt hatte. Jetzt kam der längst fromm gewordene Bruder den Weg vom Kloster herabgestiegen, am Arm das sauber gescheuerte Blechgefäß, darin er seinen berühmten neunerlei Kräutersalat bewahrte, den er mit christlicher Wohltätigkeit austeilte, um dagegen milde Gaben einzutauschen. An dem fälschlich benannten Grabmale des seligen Lucullus begegneten sich die beiden guten Bekannten, einander mit lauter Freude begrüßend.

„Sor Riccardo! Wie geht's, Sor Riccardo? Ihr kommt doch heute hinauf zu uns? Wir haben frisches Brot gebacken, und der Pater Superior hat ein Extraweinchen, das Euch munden wird."

„Will heute über Tusculum nach Rocca di Papa. Da reicht die Zeit nicht."

„Schade."

„Ein andermal also. Wann backt ihr wieder?"

„Nicht vor zwei Wochen. . . . Ein Prieschen gefällig?"

„Ihr seid ein Schlemmer, Fra Checco, der wahre Lucullus!"

„Ein Vergnügen muß der Mensch haben."

„Seitdem Ihr Euren Mitmenschen nicht mehr die Ohren abschneiden könnt . . ."

Aber der Gute schien plötzlich selbst keine Ohren mehr zu haben. Wenigstens hörte er plötzlich nicht mehr mit den seinen, obwohl sie gar stattlich an seinem würdigen, bereits ergrauenden Haupte saßen, zu dem eines der gutmütigsten und zugleich schlauſten aller menschlichen Angesichter gehörte: halb die Miene eines Pfäffleins, halb die eines Gauners. Voll geistlicher Grandezza, eine kräftige Prise nehmend, erklärte er: „Ihr habt ja auch Eure Freuden, die kein Mensch begreift. Wenigstens kein Christenmensch. Ich meine Eure Lust an dem alten Heidenzeugs. Wie kann ein gescheiter Mann — und ein solcher seid Ihr doch — an zerhacktem Marmor, abgeschlagenen Köpfen und zertrümmerten Gliedmaßen Vergnügen finden?"

Fra Checco sprach mit solchem Pfaffenhochmut, daß der Gelehrte sich ärgerte. Er rief: „Ihr redet von meinem Glück über die Meisterwerke antiker Kunst? Wer hat die Tempel niedergerissen, die Götterbilder verstümmelt? Mönchlein, Mönchlein; Ihr habt die ganze durch Euch gemordete Herrlichkeit auf Eurem Gewissen."

Diese Rede des „gescheiten Mannes" war nun freilich in mancher Beziehung herzlich töricht, wurde daher von dem Mönchlein gutmütig belächelt, was den Erregten gegen den frommen Eiferer wider seine angebetete Antike

nur umſomehr aufbrachte: „Wer hat mir doch gleich die Geſchichte von den Mönchen von Camaldoli dort oben unterhalb des tusculaniſchen Burgfelſens erzählt und darüber ſich gefreut? Wie, Ihr erinnert Euch nicht mehr? Ihr habt ja heute ein merkwürdig ſchlechtes Gedächtnis. Alſo hört: Eure ſchön gewandeten Kollegen wollten eines Tages in ihrem geiſtlichen Weinberge junge Kirſchbäumlein ſetzen, ſtießen beim Graben auf das Gewölbe einer antiken Villa, öffneten es, fanden es angefüllt mit bleichen heidniſchen Marmorbildern, die der einſtige Beſitzer bei einem Überfalle der Römer auf die tusculaniſche Arx daſelbſt hatte einmauern laſſen. Die Mönche entdeckten das gewaltige, mit antiker Unſterblichkeit angefüllte Grab, liefen zum Prior, berichteten, erhielten Befehl: die Gruft ſogleich wieder mit Erde zu bedecken und ein Gelübde zu leiſten, das ihnen gebot, bei Verluſt ihrer Seligkeit den Ort nicht zu verraten: es ſei hölliſcher Teufelsſpuk! Und wie der Hochwürdige gebot, ſo geſchah es wahr und wahrhaftig! Ein gewiſſes Kapuzinermönchlein, das ſeine gar ſtattlich einherſchreitenden Brüder im Herrn nicht leiden mag, plauderte bei einem Glaſe Weines das hübſche Geſchichtlein einem gewiſſen Sor Riccardo aus, laut ſich rühmend: er wiſſe den Kirſchbaum, bei deſſen Setzen der wieder vergrabene Schatz entdeckt worden war. Das Bäumlein iſt jetzt ein alter Baum, der faſt keine Frucht mehr trägt. Alte Bäume ſollte man umhauen und ...“

„Ihr vergeßt, daß Ihr, bevor ich meine Geſchichte begann, mir geloben mußtet ...“

„So breche ich eben mein Gelübde. Ich kann ja katholiſch werden, meine Sünden zu Eurem Superior in die Beichte tragen und ſie mir vergeben laſſen. Ich ſage Euch, guter Bruder: zu hundert Malen hätte ich mein Gelübde gebrochen, wenn ich Eure Geſchichte glauben würde. Aber ſo unſinnig, wie Ihr ſagtet, handelt ſelbſt nicht ein fanatiſcher Abt.“

Gelaſſen beſtärkte der Frate den Gelehrten in ſeiner Meinung: „Der Camaldolenſer Prior hätte ſicher das Ge-

wölbe öffnen laſſen und den Teufelsſpuk gebannt, wenn die Geſchichte wahr geweſen wäre. Sie iſt von den Weißen erlogen, und ich habe die Lüge nachgeſchwatzt. Vergeßt ſie. Aber weil Ihr an dem Trümmerwerk nun einmal Eure Freude habt, und um Euch zu zeigen, daß ich Euer Freund bin — bei uns ſteckt auch noch etwas Marmornes in der Erde."

„Bei Euch Kapuzinern wären noch Antiken?!"

„Ehedem haben wir genug gefunden. Was wir gefunden haben, hat der heilige Vater bekommen. Es ſteht im Vatikan aufgeſtellt. Jetzt freilich —"

„Was Ihr jetzt noch findet, gebt Ihr nicht heraus, da Ihr es nicht mehr dem heiligen Vater ſchenken dürft, ſondern dem König geben müßt. Vielmehr dem Staat."

„Ganz recht."

„Und Ihr findet noch immer Antiken?"

„Wenn wir ſuchen würden, noch immer."

„Aber Ihr wollt nicht ſuchen?"

„Wozu?"

„Fra Checco! O, Fra Checco!"

„Fra Checco ‚ſchwatzt' wieder."

„Euer Kloſter liegt auf den Ruinen von Ciceros Villa. Cicero beſaß ganze Muſeen voller Kunſtwerke. Ihr müßtet daher ganze Muſeen ausgraben können — noch immer!"

„Das iſt Heidenwerk... Ich muß gehen, Almoſen ſammeln."

„Könntet Ihr nicht etwas finden, ohne beſonders danach zu ſuchen?"

„Vielleicht."

„Fra Checco! Guter Fra Checco!"

Und Sor Riccardo erhob flehend beide Hände.

„Wenn Ihr einſeht, daß die Camaldolenſer gelogen haben?"

„Ja, ja."

„Und wenn Ihr mein Geſchwätz vergeſſen würdet..."

„Ich weiß davon kein Wort mehr."

„So kommt heute eine Stunde vor dem Ave ins Kloſter."

„Könntet Ihr nicht gleich jetzt mit mir hinaufgehen?“

„Ich muß Almoſen ſammeln.“

„Ich gebe Euch Almoſen genug; aber kommt jetzt gleich mit mir hinauf!“

„Eure Almoſen nehme ich gerne. Herzlichen Dank! Eine Stunde vor dem Ave findet Ihr mich oben.“

„Fra Checco!“

„Auf Wiederſehen, Sor Riccardo!“

Der biedere Mönch machte ſein frommſtes Banditengeſicht, ſchlürfte auf ſeinen Sandalen davon, mitleidslos ſeinen guten Freund in einem Zuſtande leidenſchaftlicher Aufregung zurücklaſſend. Selbſtredend gab Richard Hille ſeine Wanderung nach Rocca di Papa für heute auf. Er ſtieg den Hohlweg zwiſchen den Villen Aldobrandini und Lancelotti zum Kapuzinerkloſter hinan, wollte ſofort die Glockenſchnur ziehen, wollte in den heiligen Bezirk eindringen, ſpüren, entdecken — ſah das Nutzloſe dieſes Verfahrens ein, überwand ſich, ſtieg höher, ſchritt durch das Tor, darüber die klaſſiſchen Worte: „Villa Tusculana“ geſchrieben ſtanden, trat ein in den nachtdunklen Steineichengang, durchſchritt dieſen, befand ſich an klaſſiſcher Stätte, beſät mit Trümmern der Ciceroniſchen Villa. Auf eine niedrige Brüſtung tretend, ſchaute der Gelehrte pochenden Herzens auf die Gärten des Kapuzinerkloſters herab, die immer noch ein Kirchhof antiker Schönheit waren. Wenn eines der Gräber heute für ihn ſich öffnen würde...

Das geſchah. An einer gewiſſen Stelle, mitten auf einem Artiſchockenfelde, wurde noch den nämlichen Tag nachgegraben. Sor Riccardo hätte den Boden am liebſten mit ſeinen Händen aufgewühlt. Er war wie im Fieber, lief zwiſchen den ſilbergrauen hohen Pflanzen wie ein Beſeſſener hin und her oder ſtand regungslos neben der mehr und mehr ſich vertiefenden Grube, ſtarrte hinab und geriet außer ſich, weil er jeden Augenblick ſeine Brillengläſer putzen mußte, wodurch er am Sehen für eine kurze Weile verhindert ward.

Leuchtete es noch immer nicht auf in der feuchten

ſchwarzen Erde? Ein Marmorleib, ein Haupt, ein Stück unſterblicher Schönheit!

Und was würde auferſtehen? Mann oder Weib? Gott oder Göttin? Und wie würde das Erſtandene wieder das Licht des Tages erblicken? In welcher Zertrümmerung?

„Grabt ſchneller!“

Die Mönchlein beeilten ſich nicht, machten ihre Späße, hielten ſogar inne, um auszuruhen oder eine Priſe zu nehmen, die Gefühlloſen!

Nicht nur langſam, auch vorſichtig mußte gegraben werden; denn ein einziger heftiger Grabſtich, und es hätte einer zweiten Venus von Melos die Naſe koſten können. Man denke: die Naſe! Alſo durfte der Archäologe wohl beben und bangen. So oft die Schaufel hart aufſtieß, zuckte Sor Riccardo erſchrocken zuſammen: jetzt käme der große Augenblick! Es war jedoch nur ein Scherben, ein gemeiner Stein; beſtenfalls ein altrömiſcher Ziegel. Aber endlich —

„Im Namen aller guten Gottheiten ſeid vorſichtig!“

Aus der braunen Scholle erhob ſich ein Marmorleib. Der Gelehrte erkannte ſofort: Marmor von Paros war's!

Man mußte ein Archäologe ſein, ein ‚Hellene‘; man mußte Sor Riccardos fanatiſche Begeiſterung beſitzen, um zu verſtehen, was in dieſem Augenblick in des Gelehrten Seele vorging. Er hätte ſich hinwerfen, den auferſtandenen Leib umfaſſen, hätte weinen und ſchluchzen mögen: was einſt ein großer Meiſter geſchaffen; was durch Jahrhunderte die Menſchheit entzückt und erhoben, durch ſein bloßes Daſein dem Leben Weihe verliehen hatte; was zertrümmert und zerſtümmelt, verloren und begraben ward; was Jahrhunderte in der Erde geruht — das entſtieg jetzt der Gruft, das beſchien wieder der Glanz des Tages, das war ſelbſt in ſeiner Verſtümmlung noch Schönheit, entzückte und erhob auch jetzt noch die Menſchheit, würde ſie noch durch Jahrtauſende entzücken und erheben; denn dieſesmal würde es nicht wieder verloren gehen und begraben werden.

Ein Eros war's!

Beide Beine waren dem armen Gott abgeſchlagen, beide Arme. Abgeſchlagen war das Haupt. Über den Nacken ringelten ſich die Locken herab. Ein trauriges Trümmerwerk war's, ein kläglicher Überreſt und trotzdem immer noch herrlich!

Wie Sor Riccardo den Torſo von den guten Vätern erſtand; wie man den zerſchlagenen Gott, den Staat betrügend, heimlicherweiſe von Frascati nach Rom und auf den Monte Caprino ſchaffte; wie er daſelbſt in den möblierten Zimmern der Signora Clelia aufgeſtellt ward; wie Richard Hilles gute Freundin, „Tante Dora", kam, ſah, ſtaunte, ihrem alten Freunde faſt weinend um den Hals fiel; wie auch Tante Doras getreue Paoluccia kommen mußte, wie auch ſie ſtaunte und gerührt war; wie der „Eros des Profeſſors Richard Hille" zu ſeinem guten Genius, ſeinem geheimen Glück, ſeiner zweiten, ach, ſo tauſendmal ſchöneren Hälfte wurde — um das wahrheitsgetreu zu berichten, dafür bedürfte es eines Schilderers von Ciceroniſcher Beredſamkeit.

II

In dieſer Nacht hatte es an der Tür des Hauſes Nummer 7 auf Monte Caprino nicht fünfmal vorſichtig gepocht. Nichtsdeſtoweniger ſchlief der Profeſſor ſo tief in den leuchtenden Junitag hinein, als wäre er die halbe Nacht über auf den Beinen geweſen.

Wieder einmal wehte ein wütender Scirocco. Und wenn in Rom Scirocco wehte, ſo war dem Profeſſor zu Mute, als trüge er die ganze Wüſte Sahara mit allen ihren glühenden Sandbergen in ſeiner Seele, die, was den Scirocco betraf, eine echt germaniſche Seele geblieben war. Glücklicherweiſe auch noch in anderem.

Mehr in totenhafter Erſchöpfung als in erquickendem Schlummer lag der Profeſſor noch am hellen Tage in ſeinem Bette. Die erbarmungsloſen Strahlen der Sommerſonne hatten ihn ſchon vor Stunden geweckt: von den glühenden Pfeilen Apollon-Helios' getroffen, war Sor Riccardo zu einem wahren San Sebaſtian geworden. Trotzdem regte er ſich nicht. Es war heute ‚wieder einmal' Scirocco, und bei Scirocco beſaß der Menſch, der das Licht der Sonne auf der Bremer Heide erblickt hatte, das Recht, unmenſchlich faul zu ſein.

Regungslos daliegend blinzelte der Deutſche in den Glanz des römiſchen Tages. Er brauchte ſein gelehrtes Haupt von den Kiſſen nur etwas zu erheben, um von ſeinem Bette aus ein großes Stück römiſcher Herrlichkeit zu überſehen: Palatin und Albanergebirge, die Villen Frascatis und die Stätte der einſtmaligen Arx von Tusculum. Dort, unter jener ſteil abfallenden Felskuppe, lagen noch ungehobene Schätze vergraben: in dem Walde der Mönche von Camaldoli ...

„Sor Riccardo! He, Sor Riccardo!"

Die Stimme ſeiner Hauswirtin Signora Clelia! Es war eine ſchauderhafte Stimme, ſchrill und fett zugleich. Nur eine ältliche Römerin konnte ſolche Stimme haben, das mußte ſelbſt der alte Romfanatiker zugeben. Wenn er bedachte, daß dieſe Stimme ihm einſtmals — lang, lang war's her — zärtlich hatte zuflüſtern wollen... Und wenn Sor Riccardo ferner bedachte, daß alle jene jungfräulichen Stimmen, die bereit geweſen wären, in ſeiner Gegenwart an heiliger Stätte jenes kleine, einſilbige, viel bedeutende Wort zu ſprechen, gegenwärtig ſolchen ſchrillen fetten Ton haben würden — tauſendmal beſſer, es war, wie es war; tauſendmal beſſer, Sor Riccardo war Junggeſelle geblieben.

Die Tür wurde geöffnet, und die Eigentümerin jener echt römiſchen Frauenſtimme ſchob ſich in des Gelehrten Schlafgemach. Die Reſte ihrer einſtmaligen klaſſiſchen Schönheit in ein Morgenkleid von zweifelhafter Sauberkeit gehüllt, brachte Signora Clelia ihrem Mieter, der dieſer Eigenſchaft keine andere hatte beifügen wollen, den ſchwarzen Kaffee in eigener Perſon an das Bett. Auch dieſes zweifelloſe Morgengewand war einer der vielen gewichtigen Gründe geweſen, die den Profeſſor abgehalten hatten, in Rom eine Frau Profeſſorin zu nehmen. Solange dieſe jung und — eben von ‚klaſſiſcher' Schönheit geblieben, wäre ein derartiges Kleidungsſtück bei großer Verliebtheit zu ertragen geweſen. Aber wenn die Schönheit verwelkte, wenn ſie alt und fett wurde — was leider auch klaſſiſchen Reizen geſchieht — und wenn das zweifellos unſaubere Morgenkleid zum Tagesgewand wurde — tauſendmal beſſer, Sor Riccardo blieb mit ſeinem antiken Marmor verheiratet, der noch nach Jahrhunderten ſeine Herrlichkeit behielt; und das ſelbſt als Fragment, ſelbſt in der Verſtümmelung.

Auch an dem Morgen dieſes ſommerlichen Scirocco-tages ſtellte der Profeſſor dergleichen tröſtliche Betrachtungen an, durch den ſchändlichen Südwind bereits in

aller Frühe ermattet und nur mit Anſtrengung ſich aufraffend, um im Bette ſeine Taſſe Mokka zu ſchlürfen.

Während er trank, ſchaute er um ſich, durch die offene Tür ſeiner einen camera mobiliata in die andere blickend... So hauſte er nun ſchon ſeit vollen fünfunddreißig Jahren! Fußboden aus Ziegelſtein; Wände und Decken in allen Farben prangend; Möbel mit grünen und gelben, mit roten und blauen Stoffen überzogen. Und zwiſchen dieſen acht bunten Wänden auf Schränken, Kommoden, Tiſchen, Stühlen ſeine erworbenen Schätze: antike Vaſen, Schalen, Krüge; antike Skulpturen. Ein herrlicher Torſo lehnte ſogar an ſeinem Waſchtiſch; und das abgeſchlagene Haupt einer Aphrodite, ‚unſtreitig griechiſchen Urſprungs‘, leuchtete vom Kleiderſchrank herunter. Eine Frau Profeſſorin würde das ganze heidniſche Unweſen in Marmor, Bronze und Terrakotta ſchwerlich geduldet haben.

Dieſe tröſtliche Vorſtellung verlieh Sor Riccardo mit Hilfe des ſtärkenden Kaffees ſo viel Kraft, ſich endlich von ſeinem Lager zu erheben; er wäre ſonſt von den glühenden Sonnenſtrahlen aufgepeitſcht worden. Mit dem denkbar leichteſten und denkbar ſauberſten Hausanzug bekleidet, tat er, was er jeden Morgen tat: er ging von Antike zu Antike, dieſes und jenes Lieblingsſtück mit leiſer Hand zärtlich berührend. Es war nicht zu glauben, wie zärtlich die Hand des gelehrten Mannes über den Stein ſtrich.

Aber dieſer Scirocco! Er konnte überdies lange andauern: drei, ſechs, neun Tage und noch länger. Wie, wenn er dem wütenden Wüſtenwinde entfliehen würde? Ins Sabinergebirge, auf den höchſten Gipfel, wo Menſchen hauſten: nach Guadagnola? Oder nach Saracenesco? Er wollte die Sache mit ſeiner alten guten Freundin, dem Fräulein Dora Peterſen, jener Tante Dora beſprechen. Es war ſo wie ſo heute ihr Tag, vielmehr ihr Abend.

Einſtweilen ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch zur

Arbeit nieder. Ein Bericht war's über die letzten Ausgrabungen auf dem Forum Romanum für die Berliner „Deutsche Rundschau". Welcher sterbliche Mensch wäre jedoch im stande gewesen, bei diesem Scirocco zu arbeiten? Die Feder nur anzurühren, war in der Tat des großen Mucius Scävola würdig; denn der unschuldige Tintenstift brannte in der Hand wie glühendes Erz.

Wie sah es wieder einmal auf seinem Schreibtisch aus! Keine Frau Professorin der Welt hätte das geduldet, und wäre sie eine römische Schönheit in dem zweifellosesten aller Tagesgewänder gewesen. Bis hinab auf den Fußboden erstreckte sich die Unordnung von Büchern, Blättern, Zeitungen, Zeitschriften, Manuskripten. Es war ein Chaos. Mochte der Boden des Forum Romanum einen zweiten Parthenonfries aus seinem schwarzen Innern speien, die „Deutsche Rundschau" würde davon keine Kunde erhalten. Wenigstens nicht, solange der Scirocco anhielt.

Bei Scirocco zu speisen, war eine ähnliche Vorstellung, wie bei Scirocco Steine zu klopfen oder Dantes ‚Inferno' zu lesen. Lediglich aus Gewohnheit, von welcher der Mensch nun einmal nicht lassen kann, vertauschte der Professor, als von dem nahen Janiculus der Kanonenschuß über Rom hindonnerte, sein leichtes Morgenkostüm mit einem etwas weniger durchsichtigen Anzug. Daß der Mensch bei solchem sommerlichen Scirocco sich überhaupt ankleiden mußte, das schon war menschenunwürdig.

Seit fünfunddreißig Jahren speiste Professor Hille in einer kleinen Trattorie an Piazza San Marco zu Mittag, und seit vollen fünfunddreißig Jahren bereitete es ihm den größten Genuß, von seinem Monte Caprino nach Piazza Montanara hinunter zu klettern und durch den hohen dämmerigen Torbogen in das Gewühl volkstümlichen römischen Lebens zu treten. Mitten hinein! Den Kapitolinischen Hügel langsam umwandernd, jedes echt römische Straßenbild, jede echt römische Straßen-

figur mit immer neuer Freude betrachtend, überſchritt er Piazza Aracoeli, warf einen bewundernden Blick auf die beiden Treppen, grüßte hinauf zum Marc Aurel, ſo vertraulich, als ſtünde er mit dem Imperator auf Du und Du, ſchlenderte durch ein Gaſſengewirr zu dem ſchönen Gartenplatz von San Marco und in die kümmerliche Wirtſchaft, deren Stammgaſt er war.

Jeden Mittag eine „minestra“ oder ein „fritto misto“ oder ein „umido“ oder eine „bistecca con insalata“. Mit ſeltenen Ausnahmen ſeit vollen fünfunddreißig Jahren die nämlichen Tafelfreuden der cucina romana. Aber Sor Riccardo würde ſich in dem erſten Pariſer Reſtaurant nach den Genüſſen dieſer römiſchen Volksküche zurückgeſehnt haben.

Dem „pranzo“ folgte der „cafè nero“ in einem ſpelunkenähnlichen Lokale nahe beim Marcellus-Theater; es folgte zu Hauſe die Sieſta. Hierauf Studium oder Spaziergang: entweder eine Romſchlenderei oder Campagnawanderung. Spät am Abend Nachteſſen in der „Roſetta“ mit einigen guten Bekannten, lauter alte echte Deutſch-Römer, die es für das Unglück ihres Lebens hielten, keine „veri Romani di Roma“ zu ſein.

Bei einer „minestra“ oder einem „fritto misto“ oder einem „umido“ oder einer „bistecca con insalata“ wurden mit den Gefährten die Tagesereigniſſe beſprochen: Rom, immer wieder Rom, nichts anderes als Rom.

Italien, Europa, das Univerſum war Rom!

So verfloß ein Tag wie der andere. Welch ein Jammer, daß das Jahr nicht eine doppelte Anzahl von Tagen hatte! Wohlverſtanden: ein Jammer für den Glücklichen, der das Jahr in Rom zubringen durfte.

Wie anders würde Sor Riccardos römiſches Leben ſich geſtaltet haben, wenn er Frau und Familie beſeſſen hätte, einen Sohn. Solchen lieben, prächtigen, ſchönen Jungen! Denn ſchön, bildſchön, antik ſchön hätte er ſein müſſen; er wäre dann freilich ganz nach der Mutter geraten. Daß es keine wunderſchöne Frau Profeſſor Hille gab, geborene

Tereſa Romolo oder Aſſunta Valenzani, darüber hatte er ſich längſt getröſtet; aber — wenn es einen jungen Ceſare oder Annibale oder Tullio Hille gegeben hätte!

Seltſam, daß er ſo oft daran denken mußte: an den Sohn, den er nicht beſaß und der der beſte, ſchönſte, herrlichſte Junge geweſen wäre, der jemals am Strande des Tibers zwiſchen den ſieben Hügeln von Göttern und Menſchen geliebt worden.

Seit fünfunddreißig Jahren brachte Sor Riccardo jede Woche einen beſtimmten Abend bei ſeiner Freundin, dem Fräulein Dora Peterſen, zu; und das zu allen Jahreszeiten. Viele können ſich Rom nicht ohne St. Peter und Papſt vorſtellen — der Profeſſor vermochte ſich Rom nicht ohne die Via Raſella Nummer 17 und Tante Dora zu denken, wie er ſeine alte Freundin ſchon genannt hatte, als beide noch jung waren. Auch an dem Abend dieſes unerträglichen Sciroccotages begab er ſich von ſeiner Trattorie beim Pantheon unmittelbar in den hochgelegenen Stadtteil von Piazza Barberini und in die Via Raſella Nummer 17.

Die Treppe hinaufkletternd — denn ein Klimmen und Klettern war es — murmelte der Profeſſor: „Daß Tante Dora auch gar ſo hoch wohnt! Bei mir ſind es doch nur fünf Treppen; aber bei Tante Dora müſſen es ihrer ſieben ſein. Und was für Treppen! Es iſt freilich echt römiſch, ganz wundervoll echt römiſch: nur in Rom kann der Menſch ſo herrlich wohnen! Und was für eine Ausſicht ſie hat. Ja, und erſt die Terraſſe! Nur in Rom gibt es ſolche Ausſicht und ſolche Terraſſen!... Erſt der ſechſte Stock. Sie würde jedoch ſterben, wenn ſie aus ihrer Himmelshöhe herab müßte. Andere ertragen es nicht, wenn ſie bei ihrer Abreiſe von Rom nicht aus der Fontana Trevi trinken können; und Tante Dora würde ihren guten, klugen, prächtigen Geiſt aufgeben, dürfte ſie nicht mehr jeden Tag im Schweiße ihres Angeſichts dieſen Montblanc beſteigen.“

Endlich war er droben. Es war ein Glück, daß das

Haus nur sieben Stockwerke besaß; sonst hätte Tante Dora sicher im achten oder neunten gewohnt und boshaft wie ein Kobold gelacht, wenn ihre Besucher mit völlig erschöpften Kräften auf ihrer himmlischen Höhe anlangten. An der fahlgrün angestrichenen Tür stand auf glänzend blank gescheuertem Messingschilde der Name der hohen Bewohnerin: „Dora Petersen". Schade, daß sie Petersen hieß. Für ein an Wohllaut gewöhntes Ohr klang der Name zu rauh nach dem Norden, zu sehr nach Spickaal und Flundern. Zum Glück hatte „Dora" einen besseren Klang. Aber Petersen! Dabei hätte diese Dora Petersen verdient, „Santis" oder „Marini" zu heißen. „Hille" klang allerdings auch nicht römischer.

Der Mann namens Hille klingelte. Gleich darauf fragte hinter der verschlossenen Tür eine Frauenstimme — sie war weniger schrill als die der Signora Clelia: „Wer da?"

„Gut Freund."

Echt römische Frage und echt römische Antwort. Eigentlich war beides durchaus überflüssig; denn die Fragende wußte genau, wer Mittwoch Abend Schlag neun Uhr die Treppe hinaufgekeucht kam und wild an der Klingelschnur riß. Aber gefragt mußte werden. Der Professor wäre höchst entrüstet gewesen, wenn man ihm nach dem „chi è?" geöffnet hätte, bevor er sein „amici" geantwortet. Das gehörte nun einmal zum römischen Leben.

„Guten Abend, Paoluccia. Wie geht's, gute Paoluccia?"

„Danke, nicht schlecht."

Alle Götter Roms und Griechenlands seien gepriesen, daß der Professor Gruß und Frage nicht in seiner ehrlichen Muttersprache zu halten brauchte, sondern in seinem geliebten Italienisch stellen durfte. Denn „buona sera" und „come sta?" — lag in der Sprache nicht ein wahrer Zauberklang? Und wie Zauberklang tönte es zurück: „Grazie, non c'è male."

Sie, die dem Einlaßbegehrenden öffnete und die jetzt mit freudestrahlendem Gesicht vor ihm stand, wäre

in dem rauhen kalten Norden einfach eine Unmöglichkeit gewesen. Nur in Italien gab es solche Vollblutfrauen. Und Paoluccia Ferenzi war nicht einmal Römerin, sondern stammte aus dem Albanergebirge: von Rocca Priora, hoch dort oben. Trotzdem römisches Vollblut! Es glühte in ihren kohlschwarzen Augen, dokumentierte sich in ihrer stattlichen, ein wenig allzu stattlichen Gestalt, sprach aus ihrer Haltung, aus jeder Bewegung, jeder Gebärde, jedem Wort: „Ich bin lateinischen Urstamms!“ Ein Weib aus dem Thüringer Walde oder von der Bremer Heide sich vorzustellen mit solchen Glutaugen, solchen Mienen und Gebärden, war einfach unmöglich.

„Ist die Signorina zu Hause?“

„Freilich. Aber welcher Scirocco!“

„Sciroccaccio.“

Tante Dora war „freilich“ zu Hause, war es doch der Mittwoch Abend des Sor Riccardo, des „Buonissimo“, wie der Professor mit echt römischem Pathos von Paoluccia genannt wurde: „buono, buono, buono come il pane!“ Und Paolucc' besaß das Talent, Menschen und Dinge beim rechten Namen zu nennen. Sie war überhaupt — überhaupt gab es nur *eine* Paolucc' in dem wunderschönen Lande Italien, das an Rasseweibern und Vollblutfrauen so überreich gesegnet war.

Tante Dora war also zu Hause und erwartete den „Buonissimo“. Und *wie* war sie zu Hause! Wie man auf der ganzen Welt nur in Rom zu Hause sein konnte. Überdies war Tante Dora Malerin. Und zwar war sie der besten eine, wie sie eine der besten Frauen des Universums war. Vielmehr eine der besten alten Jungfern und Allerweltstanten. Ja, und eine der treuesten Freundinnen, der prächtigsten Kameradinnen! Was hätte der Professor mit seinem Freundschaftsbedürfnis anfangen sollen, wäre Tante Dora nicht gewesen! Denn seit Richard Hille der Liebe entsagt hatte, war außer der Liebe zur Antike die Freundschaft sein stärkstes Lebensbedürfnis geworden.

War schon die Via Rasella Nummer 17, siebentes Stockwerk mit Terrasse, echt römisch, so war es das Innere von Tante Doras Wohnung in nicht minderem Maße. Der Mensch konnte nicht römischer eingerichtet sein.

Tante Doras Wohnung glich einem gewaltigen Vogelbauer, mit alten Teppichen und alten Stoffen dekoriert, mit alten Gerätschaften möbliert, kirchturmhoch über Rom aufgehängt, das luftigste und zugleich lustigste Künstlernest, so farbenprächtig und lebensfroh, so romselig wie seine Bewohnerin. Jedes Stück Stoff, Altertum oder Kunstwerk war Seele von Tante Doras Seele. Und diese war das liebenswürdigste, köstlichste Künstlergemüt, welches in der ewigen Stadt oder irgend wo sonst zu finden gewesen. War bei Sor Riccardo jeder freie Platz und jedes freie Plätzchen von irgend einem Restlein antiker Welt eingenommen, so war bei Tante Dora alles, was etwa hätte leer sein können, mit Blumen ausgefüllt. An den Wänden war kein noch so winziges Stück Mauer sichtbar. Gemälde hing an Gemälde: Kopien alter großer Meister, von denen die Künstlerin sich nicht trennen mochte. Und wie waren diese Kopien nach Tizian und Velasquez, nach van Dyck und Mantegna gemacht! „Wie von einem Manne, der zugleich ein echter Künstler ist", sprach Professor Hille bewundernd von der Kunst seiner guten, seiner besten Freundin.

Der Frau, die wie ein Mann und echter Künstler malte, die für alle ihre guten Freunde und Bekannten „Tante Dora" war, weil sie so gescheit gewesen, keinen Gatten zu nehmen — diesem guten und klugen Fräulein Dora Petersen sah kein Mensch an, daß ihre Hand so kraftvoll den Pinsel führte. Eine kleine schmächtige, fast gebrechliche Gestalt; ein gutes verwittertes, fast verwelktes Gesicht, darin noch immer — noch in ihrem siebzigsten Jahre — große blaue Kinderaugen strahlten. Wen diese jungen Augen anleuchteten, der pflegte ganz erstaunt auf das welke Gesicht und das greise Haar zu sehen, welches auf dem Hinterhaupt in geheimnisvoller Weise zusammengedreht

und zu einem gar luſtigen, faſt kecken Zöpflein aufgeſteckt war. Daß Tante Doras Augen nur das Aushängeſchild für ihre Seele waren, lautet höchſt banal. Und doch muß es geſagt werden. Unmöglich konnte eine Siebzehnjährige eine ſo begeiſterungsfähige, ſo blutjunge Seele haben, wie dieſe alte Tante Dora ſie beſaß. Mit ihren ewig jung bleibenden Seelen bildeten die beiden ein Geſchwiſterpaar.

Das Fräulein führte ihren Freund ſogleich auf ihre Terraſſe, die ihr ganzer Stolz war und die der Profeſſor „Tante Doras hängende Gärten" getauft hatte. Gleich einem langen ſchmalen Blumenbeet, darin Frühling und Sommer fröhlich durcheinander wucherten, ſchwebte das Gärtlein zwiſchen den von blühenden Ranken über und über umwundenen Mauern hoch in den Lüften, ganz Rom unter ſich. Und ringsum ein Gewirr anderer hoher Terraſſen, anderer hängenden Gärtlein, die jedoch keinen Vergleich mit Tante Doras Zauberreich zuließen. Während des ganzen Winters, des ganzen Frühlings bis ſpät in den Sommer hinein gab es darin ein beſtändiges Knoſpen und Blühen. Sogar Früchte wurden auf dieſen paar Hände voll Erde geerntet: Limonen und Orangen, japaniſche Miſpeln und Trauben. Jedes Gewächs hatte ſeinen beſonderen Urſprung und ſeine Geſchichte. Dieſe längſt verblühten Anemonen ſtammten von der berühmten Anemonenwieſe der Villa Doria Pamfili; jene längſt verblaßten Glyzinien waren als kümmerliches Stöcklein der Villa Falconieri entnommen. Es gab Veilchen aus der Hadriansvilla, Roſen aus Villa d'Eſte, Myrten und Paſſionsblumen von Capri ...

Alles, was Blüten hatte und Früchte trug, gedieh auf Tante Doras Terraſſe in geradezu wunderbarer Weiſe, ſo daß ihre alten Tage umblüht und umduftet wurden wie das Leben eines guten unſchuldigen Kindes von Träumen, Wünſchen und Hoffnungen. Allerdings beſtand zwiſchen den beiden ein Unterſchied: nur zu oft welkten die Hoffnungen und Wünſche des jungen Menſchenkindes, während Tante

Doras Garten von Jahr zu Jahr üppiger und bunter ſich entfaltete und fröhlicher aufſchoß. Auf ihrer Terraſſe war es, wo Tante Dora dem über Roms Sommerhitze Klagenden heute den Text las: „Ach was, Scirocco! Mir tut er nichts. Ich bin dafür noch nicht lange genug in Rom: erſt fünfzig Jahre. Stöhnen Sie doch nicht immer gleich, wenn es im Juli etwas warm wird. Sie können ja fortgehen, Sie alter Germane! Ich habe den ganzen Vormittag über gearbeitet und fand es ſehr angenehm ... Und jetzt ſetzen Sie ſich. Paolucc' hat eigens für Sie Schmalzkuchen gebacken, wenn Sie ein Gebäck, das bei ‚dieſem' Scirocco ſolche Hitze aushalten mußte, überhaupt verſpeiſen können... Sehen Sie doch: immer noch Roſen! In ganz Rom können Sie jetzt nach Roſen ſuchen, und Sie finden nicht eine einzige mehr. Nur noch auf meiner Terraſſe. Und was für welche! ... Paolucc', die Kuchen! Lella ſoll Wein bringen: Orvieto — wenn Sie bei ‚dieſem' Scirocco trinken können? Aber trinken können die alten Germanen auch bei Südwind."

Inmitten der letzten Roſen und eines wahren Labyrinthes blühender Paſſionsblumen ſtand zierlich der Tiſch gedeckt; und zwar durchaus nicht nach römiſcher Sitte, ſondern auf ganz germaniſche Art. Zwiſchen den Blumengewinden ſtieg das in die Schatten der Nacht ſinkende Bild Roms auf: der Janiculus mit St. Peter und Vatikan, der Quirinal mit ſeinen Gärten, der Pincio mit dem Steineichenhain der Mediceiſchen Villa.

Von dem Barberiniſchen Platz drang das Straßengetöſe Roms gedämpft herauf. Nur die brutalen Stimmen, welche die ‚Tribuna' ausſchrieen, ſtörten den faſt ländlichen Frieden auf Tante Doras Terraſſe. Die barbariſchen Töne der Ausrufer — Signora Clelias Stimme war dagegen eitel Wohllaut — gehörten jedoch zu dem Leben der ewigen Stadt wie die Sciroccoluft.

Paolucc' trug in zierlicher Schüſſel die köſtlich duftenden, reizvoll gebräunten Kuchen auf, ließ ihre Glutaugen mit dem Ausdruck höchſter Befriedigung über die beiden

alten Freunde hin ſchweifen und verſchwand wieder. Einige Augenblicke darauf huſchte ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, fein und zart wie eine Elfe, auf die Terraſſe, die ſtrohumflochtene Fogliette voll goldigen Inhalts ängſtlich mit beiden Händen umfaſſend.

„Lella! Guten Abend, Kleine! Wie geht's?“

Wie ſollte es Lella gehen? Wie anders als herrlich! Mutter Paolucc' verſuchte zwar ein ſtrenges Geſicht zu machen, wenn in ihrer Gegenwart von ihrem Töchterlein überhaupt nur die Rede war; aber Tante Doras Kinderaugen ſtrahlten noch einmal ſo hell auf, ſobald ihr Blick auf das reizende Geſchöpf fiel.

Lella ſtellte den Wein zu dem Kuchen, wollte als echtes Elfenkind ſogleich wieder davonhuſchen, wurde von Sor Riccardos Armen feſtgehalten und herzlich abgeküßt. Über und über erglühend machte ſich die Kleine los und ſchlüpfte davon, ſo behende und anmutig wie eine Lazerte.

„Sie wird von Tag zu Tag hübſcher,“ rühmte der große Schönheitskenner. Ein Tanagrafigürchen mit einem Nixengeſicht! Sie haben Glück, Tante Dora. Sie ſind Großmutter geworden, ohne Mutter werden zu müſſen. Auch dieſes holdſelige Weſen haben Sie Ihrer guten Paolucc' zu danken, die, wie Sie wiſſen, ihresgleichen nicht hat. Sollten Sie es etwa nicht wiſſen, ſo ſage ich es Ihnen hiermit.“

Aber Tante Dora wußte es. Für eine einſame alte Jungfer gab es auf Gottes weiter Welt keine treuere Dienerin, Gefährtin und Freundin als dieſe unſchöne, braune Paolucc' mit ihren Glutaugen und ihrem Goldherzen. Für ihre Signorina durchs Feuer zu gehen, wäre für ſie ein kleines Sonntagnachmittagsvergnügen geweſen. Zu ihrem Überfluß an Treue, Aufopferung und Liebestaten hatte ſie gewiſſermaßen eigens für ihre leidenſchaftlich geliebte Herrin das kleine Wundermädchen zur Welt gebracht.

Auch an dieſem Sciroccoabend in der Laube von Paſſionsblumen, bei ſüßem Orvietowein und friſchen

Schmalzkuchen ſprachen die beiden Zwillingsſeelen davon: von Paolucc' und ihrem Kinde.

„Dieſen Monat werden es vierzig Jahre, daß ſie das erſte Mal zu mir kam. Sechs Jahr war damals das Ding. Nichts als Auge, ſonſt eigentlich garſtig. Und ihre Mutter brachte es mir geradewegs von Rocca Priora herunter. Das war ein Weib, ihre Mutter! Als ob es kein Blut, ſondern Flammen in den Adern hätte. Lichterloh ſchlug es immer gleich heraus. ‚Du malſt Kinder,' ſagte ſie, ohne weiteres in mein Atelier tretend... ‚Ich male Kinder.'... ‚Da haſt Du meines! Wie viel gibſt Du mir dafür?' ... ‚Für Modellſtehen?' ... ‚Für das Kind.' ... ‚Du willſt dein Kind verkaufen?' ... ‚Was liegt mir daran?' ... ‚Wer biſt Du eigentlich?'... ‚Kennſt Du mich nicht?'... ‚Nein.'... ‚Ich bin ja doch die Nubia von Rocca Priora.' ... ‚Du biſt die Nubia, und Du kommſt von Rocca Priora nach Rom, um Dein Kind zu verkaufen?' ... ‚Weil ich Geld brauche.' ... ‚Geld für Dein Kind?' ... ‚Der Garibaldi hat mir den Gregorio fortgenommen.' ... ‚Iſt das Dein Mann?' ... ‚Nein.' ... ‚Aber der Vater Deines Kindes?' ... ‚Freilich.' ... ‚Und Dein Gregorio geht mit Garibaldi in den Krieg?' ... ‚Der Garibaldi will ihn totſchießen laſſen.' ... ‚Und Du?' ... ‚Ich gebe dem Garibaldi Geld.' ... ‚Damit er Dir Deinen Gregorio läßt?' ... ‚Ja, ja, ja! Wie viel Geld gibſt Du mir für die Paoluccia?'... ‚Liebſt Du Dein Kind denn gar nicht?'... ‚Garibaldi will den Gregorio totſchießen laſſen.'... ‚Nimm doch Vernunft an, höre doch nur!'

„Aber ſie hörte nicht; ſie war vernunftlos, ſinnlos. War das eine Leidenſchaft! Eine Flamme, ſage ich Ihnen. Endlich gelang es mir, ihr begreiflich zu machen, daß ſie Garibaldi ihren Schatz nicht abkaufen könnte, daß ihr Gregorio Soldat wäre und mit ſeinem General kämpfen müßte: er käme gewiß heil und geſund aus der Schlacht zurück; und ſollte er fallen —

„Sie ſchrie gräßlich auf, warf ſich, wo ſie gerade ſtand, auf den Boden, weinte, tobte, raſte. Faſſungslos ſtand

ich daneben. Da fühlte ich mich leiſe am Kleide berührt. Das Kind war's, die Paoluccia. Es hatte ſich zu mir geſchlichen, ſchaute ängſtlich aus großen, dunklen, feuchten Augen zu mir auf. Von dieſer Minute an kümmerte ich mich nicht mehr um die raſende Mutter, ſondern nur noch um das geängſtigte kleine Geſchöpf."

Der Profeſſor hatte die Geſchichte oft genug gehört, hörte jedoch immer wieder geduldig zu. Heute bemerkte er voll ehrlicher Teilnahme: „Es war für Sie eine glückliche Stunde. Wie kam es dann weiter?"

Erregt rief Tante Dora:

„Wie es dann weiter kam? Als das wilde Weib endlich begriff, daß es durch den Verkauf des Kindes ihren Schatz von den Soldaten nicht loskaufen könnte; als es ſich müde geraſt hatte, ſtand es auf, plötzlich ſo ruhig, wie wenn es Gemüſe zum Verkauf gebracht hätte. Ohne Gruß wollte es mit dem Kinde davongehen. Aber als die Mutter die Kleine heftig bei der Hand ergriff, begann dieſe laut zu weinen, klammerte ſich an mich, wollte mit dem wilden Weibe nicht fort, wollte bei mir bleiben. Ich hatte mich vor dem Kinde niedergekauert und redete ihm zu, mit ſeiner Mutter zu gehen. Auf einmal ward dieſe von neuem eine Wütende, Raſende: ‚Was ſchert mich das Kind? Behalte es! Meinen Gregorio will ich haben! Sie wollen meinen Gregorio totſchießen!' Und — hinaus war ſie. Dergleichen kann man eben nur in Rom erleben."

„Wo ſonſt? Das ſind Frauen! Uralte Raſſe, einfach prachtvoll! Denn eigentlich war dieſes wilde Weſen ein prachtvolles Geſchöpf."

„Ach was! Eine unnatürliche Mutter war ſie."

„Sie behielten das Kind?"

„Ob ich's behielt!"

„Und die Mutter kam nicht wieder?"

„Niemals. Kümmerte ſich nie wieder um das ſüße Ding."

„Sie fanden es aber doch eigentlich garſtig?"

„Mit ſolchen Augen!"

„Feuer und Flamme, gerade wie die Mutter.“

„Pfui!“

„Paoluccia blieb bei Ihnen, bis ſie Paolucc' wurde?“

„Bis ſie einen Mann nahm.“

„Dem ſie fortlief.“

„Um wieder zu mir zu kommen.“

„Allerdings ſehr anders als ihre Mutter.“

„Sehr anders.“

„Der Mann iſt in Amerika gut aufgehoben.“

„Außerordentlich gut.“

„Und Paoluccia brachte ihrer geliebten Padrona ihre ſüße Lella mit.“

„Gott ſegne das Kind!“

„So ſind Sie glückliche Großmutter geworden.“

„Spotten Sie nur.“

„Aber von ihrer eigentlichen Großmama hat die ſüße Lella die Augen.“

„Nicht die Seele.“

„Sie wird ſicher nicht ihrem Manne fortlaufen, um wieder zu Ihnen zurückzukehren.“

„Spotten Sie nur, ſpotten Sie nur. Wir ſind deshalb doch eine glückliche Familie.“

„Sie, Ihre Paolucc' und das Lellakind.“

„Wiſſen Sie was, Sor Riccardo? Sie beneiden mich ja nur.“

„Um Ihre Wahlfamilie?“

„Beſonders um meine Wahltochter ... Was meinen Sie, wenn Sie einen Wahlſohn hätten?“

„Ohne Vater geweſen zu ſein.“

„Einen ſchönen, prächtigen Jungen.“

„Selbſtverſtändlich ſchön und prächtig! Der ſchönſte und prächtigſte Junge von ganz Rom! Denn Römer müßte der Junge ſein: reinſte Raſſe.“

„Ich würde es Ihnen gönnen.“

„Danke, Sie würden dann Schwiegermama. Denn natürlich würde mein Junge Ihre Lella heiraten. Verliebt

würde ſie in ihn ſein! Ganz wie die Frau Großmama in ihren Gregorio."

„Sagen Sie keine ſolchen Dummheiten!"

Und die gute Tante Dora wurde faſt heftig.

Das Geſpräch abbrechend, ſtand ſie auf, führte den Profeſſor in ihr Atelier, um ihm ihr in dieſen unerträglichen Sciroccotagen neuangefangenes Bild zu zeigen: ein Kinderporträt natürlich. Je älter Tante Dora wurde, mit umſo größerer Luſt und Liebe, mit umſo größerer Kunſt malte ſie Kinder. Ihr Atelier glich denn auch einem wahren Kinderaſyl. An allen vier Wänden, bis hinauf zur Decke, nichts anderes als Kindergeſichter: roſige, braune, ſchwarzäugige, blauäugige; mit Stumpfnäschen, Roſenmündchen; lächelnd mit leuchtenden Augen, Grübchen in Kinn und Wangen; Knäblein und Mägdlein, Chiocciarenkinder von der ſpaniſchen Treppe und Sprößlinge der großen römiſchen Welt; deutſche Buben vom Rhein und kleine Ladys vom Themſeufer. Es war, als ſtünde die alte Dame mit erhobener Palette, malbereitem Pinſel inmitten ihres Ateliers, das für ſie ein Tempel war, und ließe von allen Teilen der Welt die Kinder zu ſich kommen.

„Das erhält Sie ſo jung und gibt Ihnen in Ihren alten Tagen Ihre Kinderaugen," ſagte der Freund, mit einem guten Lächeln auf die Schar der Kleinen deutend.

Und Tante Dora beſtätigte freudig: „Das!"

III

Erſt gegen Mitternacht gingen die beiden auseinander. Das eben war für Tante Doras Freunde das Behagliche, Geſicherte, Köſtliche: die treue Kameradſchaft der alten Dame mit den leuchtenden Kinderaugen und der ernſthaften Künſtlerſeele.

Der Scirocco durchglühte noch immer das nächtliche Rom. Die ſpäten Spaziergänger, welche die Stickluft aus den Zimmern trieb, ſchlichen erſchöpft den Häuſern entlang. Auf der taghell erleuchteten Piazza Colonna ging es lebhaft zu, und vor Café Aragno waren ſämtliche Tiſche dicht beſetzt, umlagert von Verkäufern und Zeitungsausträgern. Römer und Römerinnen kühlten ihr erhitztes Blut mit Sorbet und Eislimonaden.

Der Profeſſor ließ Liquorien und Cafés links und rechts an ſeinem Wege liegen, ging den Korſo hinauf zum Venezianiſchen Platz, am Trajansforum vorüber zum Forum Romanum, wollte die Kapitolstreppe hinauf, um von dieſer Seite auf ſeinen geliebten Monte Caprino zu gelangen.

Am nahen Fluß würde es gewiß kühler ſein: ſein Gehirn brannte von dieſem Wüſtenodem.

Bei der Brücke „quattro capi“ lag die Stadt bereits in tiefe Einſamkeit und ſchweres Schweigen verſunken. An der Stätte des ehemaligen Ghetto vorüber trieb der Strom dem Meere zu: langſam, träge, durch den Hauch des Scirocco gleichſam zu Tode erſchöpft. Selbſt ſein Rauſchen klang müde, als entſchlummerte der Strom, an deſſen Ufern ſich Völkerſchickſale erfüllt hatten.

Profeſſor Hille war bis an die Brüſtung des neu aufgeführten Monumentalkais vorgegangen. Unter ihm

wälzten sich die Tiberwogen, beim ungewissen Licht der Sterne einer fahlen Schlammmasse gleich. In geringer Entfernung von dem Platz, wo der Gelehrte stand, war die Ummauerung unterbrochen, und eine steile Steintreppe führte bis zum Wasser hinunter. Über die Brüstung lehnend und hinabblickend, gedachte der Archäologe all der Herrlichkeiten des alten Roms, die der Tiber während der Jahrtausende verschlungen und in seinem morastigen Bette begraben hatte. Hellenische Schönheit in Marmor und Erz konnte darunter sein, ein Bildnis des göttlichen Phidias selbst. Nun lag es dort unten, vielleicht ohne jemals ein Auferstehen zu haben.

Erst jetzt gewahrte der nächtliche Spaziergänger, daß er nicht allein war. In seiner Nähe befand sich noch jemand, der ihn gar nicht bemerkte. Dem Anschein nach war es ein noch sehr junger Mensch, dessen erregtes Wesen dem Professor ebenso auffiel wie seine schlanke ebenmäßige Gestalt.

Was war's mit dem Jüngling? Ein ruheloses Hin- und Herwandern gleich dem angstvollen Umherirren eines Verzweifelten.

Der Professor wurde mehr und mehr aufmerksam, wurde selbst erregt:

‚Oho, mein Junge, Du hast etwas vor. Was wohl? Du läufst an mir vorbei und siehst mich nicht. Auf Dich muß ich achtgeben. Du scheinst übrigens noch der wahre Schulknabe zu sein. Was solch Bürschlein sich so aufgeregt zu benehmen hat? ... Aber eine Gestalt schenkten Dir die Götter! Schade, daß ich Dich nicht ausgraben kann: als Marmor vom Berge Pentelikon, meinetwegen als Torso oder mit abgeschlagener Nase. Du würdest ein Fund sein ... Aber — Du hast ja die Hände zusammengebunden!‘ ... „He, da! Was tust Du? Höre!“

Der voll zorniger Angst Angerufene hörte jedoch nicht. Mit einem raschen Entschluß, als hätte er für ein verzweifeltes Vorhaben plötzlich den Mut gefunden, stürzte

er der Treppe zu, dieſe hinunter und hinein in den Fluß.

Wenige Augenblicke ſpäter war auch der Profeſſor — der trotz ſeines ſchleppenden Fußes ein guter Schwimmer war — in den Tiber geſprungen. Aber erſt unter dem Brückenbogen gelang es ihm, den Sinkenden zu packen und feſtzuhalten.

Gerade unter der Brücke bildete der Fluß einen Wirbel, der Sor Riccardo mit ſeiner menſchlichen Laſt gegen den Pfeiler trieb. Sein Kampf mit den Wogen war ein ſo harter, daß er nahe daran war, zu ermatten und den Bewußtloſen fahren zu laſſen, um ſich ſelber zu retten. Dann fiel ihm die große Jugend des Selbſtmörders ein, und es ergriff ihn ein ungeheures Mitleid mit einem Leben, welches ſo früh ein ſolches Ende nehmen ſollte, ohne vorher recht ein Leben geweſen zu ſein.

Aber auch daran mußte der ehrliche Deutſche denken: ‚Man ſoll keinen Selbſtmörder retten. Welcher Qualen, welcher Verzweiflung bedarf es, um einen Menſchen dahin zu bringen, auf gewaltſame Weiſe aus dem Leben zu gehen. Noch dazu einen blutjungen Menſchen! Und dann ſollte alle Qual vergeblich geweſen ſein? Vergeblich, nachdem der letzte furchtbare Augenblick bereits überſtanden war! Und zu welchem neuen Daſein würdeſt Du den Armen erretten? Vielleicht zu neuem Jammer, neuer Verzweiflung. Wahrſcheinlich zu nichts anderem ... Nein, nein, ach nein! Um Gottes willen, laß den Unglücklichen ſterben.‘

Wäre er nur nicht gar ſo jung geweſen! Hätte er nur nicht ſolche Geſtalt gehabt! Unmöglich konnte Richard Hille ein Stück lebendiger Antike, das er bereits in ſeinen Armen hielt, untergehen laſſen.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf den erſten Stufen der Steintreppe war der Retter hingeſunken, neben ſich den Geretteten. War dieſer wirklich gerettet? Er regte ſich nicht. Wenn der

Kampf um das Leben des Unterſinkenden vergeblich geweſen wäre? Sor Riccardo nahm alle Kräfte zuſammen, raffte ſich auf, beugte ſich über den Bewußtloſen. Er verſpürte nur ſchwache Lebenszeichen.

Was ſollte er tun? Nirgends ein Menſch oder ein Fuhrwerk. Nirgends Hilfe. Bis zu ſeiner Wohnung war es nicht weit. Er fühlte durch die Angſt ſeine Kräfte gehoben. Bei dem Schimmer der Sterne ſah er des armen Knaben Geſicht. Ein Geſicht war es von vollendeter Schönheit: das wachsbleiche Antlitz eines jugendlichen Apoll, von ſchwarzen Locken umwirrt.

Er durfte nicht ſterben!

Der Profeſſor umſchlang den regungsloſen Körper, hob ihn auf, fühlte ſich ſtark genug, ihn zu tragen, klomm mit ſeiner Laſt die Treppe empor ... Vom Kai aus die Straße zum Marcellus-Theater; dann über Piazza Montanara; dann hinauf den Monte Caprino.

Auf dem ganzen Wege kein einziger Menſch! Sor Riccardo bedurfte jedoch keines Helfers. Das ungeheure Mitleid, das ihn durchdrang, ließ ihn kaum ſtehen bleiben, um Atem zu ſchöpfen. Erſt als er ſeine Wohnung erreicht hatte, drohte er umzuſinken.

Aber er mußte helfen, retten!

Er weckte die Familie Panizza, Gattin und Gatten, verbot alles Fragen und Jammern, ließ Feuer anmachen, heißes Waſſer bereiten, bettete den Jüngling auf ſein Lager, ſchnitt ihm die Kleider vom Leibe.

Göttliche Natur, Du biſt eine nicht minder große Künſtlerin, als es die großen Künſtler der Alten geweſen! In dieſem Jünglingskörper hatte ſie ein vollendetes Kunſtwerk geſchaffen; und er, Profeſſor Richard Hille, war vom Schickſal auserſehen worden, es der Welt zu erhalten. Das war für ihn ein großes Glück.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Gerettete öffnete die Augen: dunkle, mächtige, prachtvolle Augen, ſchaute verſtändnislos um ſich, ſank

gleich darauf in neue glückselige Bewußtlosigkeit, die dieses Mal ein dem Tode ähnlicher, Leben bringender Schlaf war. Ein seltsames Gefühl überkam den Professor bei dem sich Wiederöffnen der zwei jungen Menschenaugen: „Durch Dich öffnen sie sich wieder! Wenn es für diesen armen Jungen besser gewesen, sie wären für ewig geschlossen geblieben, so trägst Du die Schuld daran. Du nahmst eine schwere Verantwortung auf Dich."

Dann schlich er auf den Zehen hinaus, um Herrn und Frau Panizza die Nachricht zu bringen: „Er lebt, er schlug die Augen auf. Aber er weiß noch nicht, was mit ihm geschah und wo er sich befindet. Niemand darf ihn stören. Bitte, recht leise. Der arme Junge!"

Signora Clelia ließ einen gerührten Seufzer vernehmen: „Er ist ja noch ein reines Kind. Wie kann ein Kind etwas so Schreckliches tun? Aber heutzutage gibt es keine Kinder mehr. Die Madonna sei ihm gnädig. Solche Sünde!"

Mit sonderbar ernstem Gesicht verbesserte Sor Riccardo: „Sie meinen: solcher Jammer. Darin haben Sie recht. Es schreit gen Himmel, daß es auf Erden einen Jammer gibt, der einen Knaben in den Tod treiben kann, ein junges Menschenkind, vor dem das Leben wie ein Frühlingstag daliegen müßte."

Aber für dergleichen gefühlvolle, echt germanische Betrachtungen besaß die Römerin keinerlei Verständnis. Sie hatte die Kleider und Wäsche des jugendlichen Selbstmörders mit sich genommen und erklärte jetzt: „Er ist geringer, aber anständiger Leute Sohn. Die Wäsche ist sogar Leinwand: selbst gesponnen. Hier war sie zerrissen, sehen Sie! Aber so sorgfältig geflickt, als wäre es Genueser Samt. Wer wohl für den jungen Menschen mit solcher Liebe seine zerrissene Wäsche geflickt hat?"

„Wer? Seine Mutter natürlich."

„Und dann will er sich umbringen, wenn er solche Mutter hat? Ich bin gerade keine schlechte Mutter; aber —"

„Aber Sie hätten die zerriſſene Wäſche Ihrer Tochter nicht einmal ſchlecht geflickt.“

„Gewiß nicht.“

Frau Clelia fühlte ſich durch die Zumutung, ſie könnte in derartiger Weiſe ihre mütterliche Liebe betätigen, nicht wenig beleidigt.

Ihr Gatte hatte inzwiſchen die Kleidungsſtücke einer näheren Unterſuchung unterzogen und in der Rocktaſche einen Fund getan. Es war ein Blatt durchnäßten Papiers, auf dem einige mit Bleiſtift geſchriebene, durch die Feuchtigkeit faſt verwiſchte, kaum zu entziffernde Worte ſtanden:

„Ich heiße Marco Lippi, wohne auf den Prati bei Caſtelli... (Kaum leſerlich folgten Name und Nummer der Straße.) Ich nahm mir das Leben, weil mein Vater meine Mutter in den Tod trieb. Ich bitte, mich neben meiner Mutter zu begraben und keine Meſſe für mich leſen zu laſſen, da ich in aller Ewigkeit bei meiner Mutter bleiben will, die auch als Selbſtmörderin ſtarb.“

Der Profeſſor las mit bebender Stimme ... Als Signora Clelia ſich anſchickte, in ihrer geräuſchvollen Art ein heftiges Mitgefühl zu äußern, verließ er das Zimmer und mußte, bevor er in das ſeine zurückkehrte, ſich faſſen. Ein Aufſchluchzen erſtickend, murmelte er: „Armer Junge, armer Junge! Seiner Mutter willen... Sein Vater trieb ſeine Mutter in den Tod. Er will bei ſeiner lieben Mutter in aller Ewigkeit bleiben, auch wenn es ewige Verdammnis ſein ſollte!“

Auf den Zehen ſchlich er zurück. Im Schlafzimmer brannte eine Lampe, deren Schein auf des Schlummernden Geſicht fiel. Leiſe ging Sor Riccardo hin, beſchattete das grelle Licht mit einem improviſierten Schirm, ſetzte ſich an das Bett, lauſchte auf des Schlafenden Atemzüge. Sie waren regelmäßig, tief und ruhig.

Er ſtellte ſich das Leben dieſes Jünglings vor: Eine angebetete Mutter, die durch den Mann, dem ſie einen Sohn geboren hatte, in den Tod getrieben

ward. Sie liebte ihren Sohn zärtlich, dieſen guten und ſchönen Sohn, dem Mutter Natur Geſtalt und Antlitz eines ihrer Lieblinge gab. Trotzdem ſtarb ſie, nicht ahnend, daß ſie ihren Sohn nach ſich in den Tod ziehen würde. Ihre liebevollen Hände waren es geweſen, die die Fäden zu der Leinwand geſponnen und in den alten Geweben die Riſſe geflickt hatte: ſo ſorgfältig, als wäre es ein koſtbarer Stoff. Aber in den Tod ging ſie trotzdem: trotz aller leidenſchaftlichen Liebe zu ihrem guten, ſchönen, ſie abgöttiſch liebenden Sohn. Nach welchen Leiden, welchen Qualen in einen grauenvollen Tod!

Nach welchen Leiden, welchen Qualen hatte ihr Sohn den Entſchluß zur Ausführung gebracht, ſeiner Mutter in den Tod zu folgen?

Wenn er nun erwachte, wenn er ſein Leben begriff? Wenn er begriff, daß ſeine Leiden, ſeine Qualen vergeblich geweſen waren und von neuem beginnen ſollten? Wenn er dann von neuem den Tod ſuchte —

Die Verantwortung, die der Gelehrte durch die Rettung des jungen Lebens auf ſich geladen hatte, machte ſich ihm mehr und mehr fühlbar. Mit der Rettung allein war's nicht getan; ſie mußte eine Erhaltung dieſes geretteten Lebens werden. Wie ſollte er erhalten können, was ihm nicht gehörte?

Er mußte den jungen Menſchen ſeinem Vater zurückgeben, einem ſolchen Vater! Natürlich würde er mit dem Manne reden, würde ihn zur Verantwortung ziehen für die zerſtörten Leben, die er auf dem Gewiſſen hatte: Mutter und Sohn.

Der Vater des Geretteten konnte dem Fremden die Tür weiſen. Und was dann?

Indem er an dem Lager des Schlummernden ſaß und auf die tiefen ruhigen Atemzüge lauſchte, vergingen die Stunden. Mit jeder Stunde, die verſtrich, vergrößerte ſich das Mitgefühl, wuchſen die Sorgen um ein Daſein, von dem der Profeſſor noch dieſe Nacht keine Ahnung beſeſſen hatte. Eine ganz neue Empfindung regte ſich in

dem einſamen Herzen des Alternden mit dem Beinamen des „Buonissimo“. Eine weiche, väterliche, zärtliche Empfindung war's. Er wandte kein Auge von dem jungen Antlitz, deſſen Schönheit ihm immer reiner, immer edler, immer vollkommener erſchien. Rein und edel war in dieſem vollendeten Menſchengebilde gewiß auch die Seele; denn nur ein vom Schmutz der Welt unberührtes adliges Gemüt konnte eine Mutter ſo fanatiſch lieben, daß der Schmerz um ſie den Sohn in den Tod trieb.

Ein tiefſinniges Wort der geliebten Alten lautete: „Wen die Götter lieben, den laſſen ſie jung ſterben.“ Was hieß es anders, als daß ein Menſch ſelig zu preiſen ſei, wenn er in vollſter Seelenreinheit und Güte der Jugend, mit all ſeinem Sehnen und Wähnen, ſeinen Illuſionen und Idealen dem Leben entriſſen ward, einem Leben, welches die erbarmungsloſe Zerſtörerin des Reinen und Guten in der Menſchenſeele war.

Den jungen Marco Lippi vom Tode errettend, hatte der Profeſſor für ihn das große Götterwort an ſeiner Erfüllung gehindert, hatte er dieſe Jünglingsſeele den Mächten überliefert, die ſie früher oder ſpäter ihrer Reinheit berauben und ſie dem allgemeinen Menſchenſchickſal überantworten würden: „Das iſt das Los des Schönen auf der Erde!“

Es war ein grauenvolleres Los, als von Pferdehufen zertreten zu werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen dämmerte.

Da nicht zu befürchten war, der Tagesſchein könnte den Schläfer wecken, ſo ſtand der Profeſſor auf, löſchte die Lampe, öffnete das Fenſter, um den frühen Sommertag in das Zimmer dringen zu laſſen. Der Scirocco war über Nacht einer kräftigen Tramontana gewichen, die wie neues Leben über Rom hinwehte.

Sor Riccardo atmete in tiefen Zügen die friſche Luft und blieb am Fenſter ſtehen, bis die Sonne aufging. Über

dem Monte Cavo stieg das Himmelslicht auf: groß und glühend, langsam und lautlos, in göttlicher Ruhe und Feierlichkeit. Die ersten Strahlen fielen in das Gemach des Gelehrten und auf das Antlitz des Schläfers. Da hielt der einsame Mann eine stille Morgenandacht, alle guten Geister des Lebens anflehend, mit dem armen Knaben zu sein und ihn den Weg zu geleiten, der aus Nacht und Jammer aufwärts führt zu lichten Höhen empor, der Sonne entgegen.

— — — — — — — — — — — — — —

Bis über Mittag wartete der Professor an dem Bette des Geretteten. Dann erwachte dieser.

So hatte der Retter es sich doch nicht vorgestellt: nicht einen solchen Ausbruch von Verzweiflung und Jammer. Der Ärmste hatte das Gräßliche eines furchtbaren Todeskampfes bereits überstanden gehabt; seine letzte Empfindung war gewesen: ‚Es ist überwunden, ist vorbei‘. . . Die Sinne waren ihm geschwunden, er war in himmlische Ermattung gesunken, die Musik der Sphären schien aufzubrausen, die Pforten der Ewigkeit für ihn sich zu öffnen; er schritt hindurch und —

Und er lebte!

„Armer Junge, armer Junge!“

Es war alles, was der Professor bleichen Angesichts zu stammeln vermochte, nach der Hand des Unglücklichen tastend. Aber dieser stieß die Hand, die ihn aus dem Grabe gezogen hatte, wieder zum Lichte des Tages empor, leidenschaftlich zurück:

„Wer sind Sie? Was haben Sie mit mir zu schaffen? Was gehe ich Sie an? Welches Recht besitzen Sie, sich zwischen mich und den Tod zu drängen? Ich konnte nicht länger leben, wollte nicht! Ich war zu unglücklich, zu verzweifelt. O Mutter, Mutter, Mutter!“

„Ihrer Mutter willen taten Sie das Furchtbare, ich weiß. Ihre arme Mutter ist tot; und wenn sie wüßte, daß Sie ihretwillen sterben wollten . . . Sie sind so jung,

das Leben verfügt über so wunderbare Zauberkräfte, ist eine so große Wohltäterin. Sie kann auch die Wunden heilen, die Ihnen vom Schicksal geschlagen wurden. Heilen wird sie diese ... Sie hassen mich jetzt, haben dazu ein gewisses Recht. Aber vielleicht kommt ein Tag, an dem Sie erkennen müssen, daß Ihr Lebensretter nicht Ihr Verderber war ... Sie wollen nicht auf mich hören, können wohl auch nicht: jetzt noch nicht ... Armer Junge, armer Junge!"

Der mit solchem Mitleid Bedauerte weinte. Es war ein Schluchzen, als wollte er sein gerettetes Leben in Tränen hinströmen lassen. Richard Hille hatte niemals einen Menschen so herzbrechend weinen sehen, hatte nicht gewußt, daß ein Mensch so weinen konnte. Und dieser so schrecklich Weinende war blutjung!

„Mutter, Mutter, Mutter!"

Immer und immer dieser Name unter Tränen und Schluchzen gerufen, gerufen in allen Tönen der Liebe, der Verzweiflung, des Jammers. Als der Anfall vorüber war, bat der Professor: „Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, wenn Sie einem Fremden von ihr erzählen wollen. Aber ich bin für Sie kein Fremder. Sie tun mir so leid. Ich kann nicht sagen, wie sehr. Vielleicht vermag ich Ihnen beizustehen in Ihrer Not. Beistehen muß ich Ihnen. Das ist meine Pflicht. Mehr als das: es ist mein Recht. Verstehen Sie wohl: m e i n R e c h t. Da ich Sie einmal am Leben erhielt, so ist es das. Wir müssen zusammen versuchen, wie Sie das Leben von neuem ertragen können. Es wird gewiß eine Möglichkeit geben. Bevor wir miteinander überlegen, muß ich jedoch wissen ... Aber nur, wenn Sie davon sprechen wollen."

Die Stimme des Gelehrten, der ein guter Mensch war, klang so weich wie eine zärtliche Mutterstimme, die zu einem mit dem Tode ringenden Kinde spricht, ihm von Sonnenschein, Blumen und Spielen vorplaudernd. Er hielt des armen Jünglings Hand gefaßt, sie von Zeit zu

Zeit ſtreichelnd, ſo leiſe und liebkoſend, wie der Klang ſeiner Stimme war.

Dieſes Mal ließ Marco Lippi ſeine Hand in der ſeines Retters. Er lag regungslos mit geſchloſſenen Augen, unwillkürlich auf die flüſternde liebevolle Stimme lauſchend, ſie zu ſich ſprechen laſſend ... Die Sommerſonne ſchien auf das Bett. Er fühlte ihren Glanz, der zugleich Leben war. Der Jüngling, hinter dem die Pforte, die ins dunkle Reich hinabführt, ſich bereits geſchloſſen hatte, wollte den ihm wiedergeſchenkten Tag haſſen; am Leben verzweifeln wollte er. Aber während die himmliſche Sonne ihn beſchien und die leiſe linde Stimme ihm zuflüſterte, beſchlich ihn jene göttliche barmherzige Macht, ohne die es kein Leben gibt. Er wehrte ſich noch dagegen, als ſie bereits anfing, über ihn Gewalt zu gewinnen. Ein Schrecken, dem Entſetzen gleich, bemächtigte ſich ſeiner, als er entdecken mußte, daß ſeine leidenſchaftliche Verzweiflung mehr und mehr einer heimlichen Hoffnung wich: der Hoffnung, durch die liebevolle Stimme von neuem dem Leben zugeführt zu werden, einem vielleicht guten und glücklichen Leben.

Seine Hand unwillkürlich feſter in die umſchließende Rechte des Gelehrten legend, die Augen geſchloſſen haltend, erzählte der junge Marco ſeinem Retter die Geſchichte ſeines Lebens, welches für den Knaben ein ſo leidvolles geweſen war, daß er es in die Fluten des Stromes begraben wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

„Mein Vater iſt Advokat. Sie wiſſen, was das bei uns in Italien ſagen will: der Mann, der der unbeſtechlichſte und gerechteſte ſein ſollte, kann bei uns der ſchändlichſte ſein: ein Schuft.

„Ich glaube, mein Vater beſitzt glänzende Gaben. Trotzdem hat er es nicht weit gebracht, nicht weiter als bis zum Winkeladvokaten. Dunkle Leute mit dunklen Geſchichten holen ſich bei ihm Rat und Hilfe. Es iſt Schmutz, wiſſen Sie.

„Ich war noch ein Kind, als ich ſchon merkte, daß es mein Vater nicht weit gebracht hatte. Und weswegen nicht? Wegen der Frauen. Er hat etwas an ſich, das macht, daß ihm die Frauen nur ſo nachlaufen. Bis ins Haus hinein. Aber im Hauſe meines Vaters war meine Mutter die Hausfrau. Trotzdem ließ er ſie bis ins Haus hinein kommen.

„Deshalb hatte meine Mutter ſo oft verweinte Augen, deshalb verwelkte, alterte ſie ſo ſchnell. Das merkte ich bald, viel zu bald. Ich merkte, daß meine Mutter meinen Vater unſinnig liebte, daß ſie an ihm hing, an ihn ſich klammerte, daß ſie von ihm nicht laſſen konnte, daß es ihr Tod geweſen wäre, wenn ſie ihn hätte laſſen müſſen. Und ich merkte, daß mein Vater meine Mutter nicht wiederliebte, daß ſie ihm unleidlich war, ihm immer unleidlicher wurde; ich merkte, daß er ſie um ihrer verweinten Augen und ihres raſchen Verblühens willen haßte, daß er ſich ihrer am liebſten entledigt hätte, daß er, um meine Mutter recht tief zu demütigen, ſich freute, wenn ihm die Frauen bis ins Haus hinein nachliefen. Schon als Kind merkte ich, daß unſer Haus nicht nur voll heimlichen Jammers, voller Tränen und Unglück, ſondern auch voller Schmutz und Schuld war.

„Mein Vater hat etwas an ſich, daß ich ihn ebenſo unſinnig lieben könnte, wie meine Mutter ihn liebte. Er hätte mich zertreten und mißhandeln können, wie er meine Mutter mißhandelte und zertrat; und ich würde ihn trotzdem abgöttiſch geliebt haben. Aber mein Vater haßte mich; denn ich hatte die Augen meiner Mutter: die nämlichen Augen, die durch ſeine Schuld ſolchen todtraurigen Blick hatten und oft ſo verweint ausſahen. Selbſt meines Vaters Haß hätte meiner Liebe nichts anhaben können; aber —

„Aber weil er meine Mutter zertrat und mißhandelte; weil er ſie hinmordete: langſam, langſam, jeden Tag um einen Blutstropfen, einen Herzſchlag mehr; weil er es ihren Sohn mitanſehen ließ: Tag für Tag, jahraus, jahrein

— töten hätte ich meinen Vater können, den ich für mein Leben gern abgöttisch geliebt hätte.

„Meine Mutter hinmorden, sage ich. Nicht nur sie hinmorden am Körper, sondern auch an der Seele, auch an ihrem Geist. Sie wurde siech an Körper und Geist. Es gab Menschen, die meinem Vater rieten, meine Mutter in eine Irrenanstalt zu tun. Besonders die Frauen rieten ihm dazu.

„Ich weiß, daß er es gerne getan hätte; weiß, daß er meine Mutter am liebsten hingeschafft hätte, wo er ihre verweinten Augen und ihre zerstörte Schönheit nicht mehr hätte sehen können — nie mehr.

„Für sein Leben gern würde er es getan und eine Junge und Schöne zur Frau genommen haben. Er tat es nicht, weil ich mit meiner Mutter Augen ihn ansah, weil meine Augen ihm zuriefen: ‚Ich weiß, was du tun möchtest! Ich, dein Sohn!'

„Mein Vater fürchtete sich vor meinen Augen, und weil er mich fürchtete, haßte er mich.

„Das alles merkte ich bereits, als ich noch ein kleiner Knabe war.

„Meine Mutter welkte rettungslos hin. Ich konnte ihr nicht beistehen in ihrer großen Not, konnte ihr nicht helfen, sie nicht trösten. Sie hatte mich sehr lieb, und sie wußte, daß ich schon als kleiner Knabe ein unglückliches Kind war — ihretwillen! Sie hätte mir gern beigestanden, hätte ihr Leben dafür gelassen, wenn sie mir hätte helfen können; aber ...

„Wie soll ich nur sagen, wie es zwischen mir und meiner Mutter war. In mir muß etwas von meines Vaters Seele und Natur sein; und das muß meine Mutter gefühlt haben. Ich war noch ein kleiner Knabe, als sie über meinem Haupte heimlich Ströme von Tränen vergoß, mit Küssen und Liebkosungen mich fast erstickend. Plötzlich kam es dann über sie, daß sie mich von sich stieß: ‚Du bist wie dein Vater, du wirst wie dein Vater! Geh fort! Geh, geh!'

„Mein Vater haßte mich, weil ich meiner Mutter Augen hatte, und es gab Zeiten, wo mich auch meine Mutter haßte, weil ich meinem Vater ähnlich ſah und von ſeiner ſchlechten mörderiſchen Seele etwas in mir haben konnte. So wuchs ich auf.

„Ach Herr, warum ließen Sie mich nicht ſterben; denn wenn ich meines Vaters wahrer Sohn ſein ſollte —

„Wie ich Ihnen erzählte, daß es war, ſo blieb es im Hauſe meiner Eltern. Es blieb darin bei Mißhandlungen und Jammer, bei offenkundigem Haß und heimlicher Liebe, bei Schande und Schmutz. Mein Vater brachte ſich nicht in die Höhe, ſank tiefer und tiefer. Nur die ſchlechteſten und ſchändlichſten Leute ſuchten ihn auf, oft mitten in der Nacht. Nur Halunken half er mit Rat und Tat. Was er dabei erwarb, vertat er mit den Frauen, die ihm bis ins Haus nachliefen, und — meine Mutter liebte ihn trotzdem mehr als ihr Seelenheil.

„Um mich kümmerte ſich niemand. Meine Mutter war zu zertreten und mein Vater zu tief geſunken. Niemand erbarmte ſich meiner. Wenn meine Mutter nicht mißhandelt wurde und ihre Augen vom Weinen nicht zu trübe waren, ſo ſaß ſie in der Kammer, wo es auch an den ſonnigſten Tagen feucht und dunkel war, und ſpann Leinwand für meine Hemden oder beſſerte meine Wäſche und Kleider aus. Das war das einzige, worin ſie ihre Mutterliebe betätigen konnte. Und dies einzige tat ſie ſcheu und heimlich, als ob es ein Unrecht wäre. Ich beſuchte eine gute Schule; aber ich lernte nichts, wollte nichts lernen. Ich war zum Lernen zu unglücklich. Herr, ach Herr! So wuchs ich auf.

„Vor einem Jahre war's, daß das Unglück zu uns ins Haus kam, erſt das wahre Unglück. Wenn Sie wüßten, in welcher Geſtalt! Fein und zierlich, blutjung, kaum älter als ich. Wie konnte ſolch feines und zierliches Weſen, ſolch blutjunges Geſchöpf zu meinem Vater ins Haus kommen? Ich wußte es nicht, weiß es noch heute nicht. Ich glaubte damals und glaube noch heute, daß ſie als

Klientin kam, um ſich bei meinem Vater Rat und Hilfe zu holen: Rat und Hilfe in einer gewiß ſchlechten und ſchändlichen Sache. Ich habe ſo viel darüber nachgedacht, durch Tage und Nächte; aber ich habe es nicht ausdenken können.

„Sie kam eben, und mein Vater ließ ſie nicht mehr fort. . .

„Sie ſollten ſie ſehen! Und was für Haar ſie hat! Gelbes, goldenes —

„Herr, ach Herr!

„Mit ihrem gelben Haar tat ſie es meinem Vater an, als ob ſie ihm einen Zaubertrank eingegeben hätte; mit ihrem gelben Haar band ſie meines Vaters dunkle Seele ſo feſt an die ihre, daß mein Vater nicht los von ihr konnte. Er wollte nichts anderes mehr tun, als nur beſtändig ihr gelbes Haar leuchten ſehen. Dabei ließ ſie ſich von ihm nicht anrühren . . . Wer zu ihm kam, um Rat und Hilfe von ihm zu begehren, wurde fortgeſchickt. Wir wurden ärmer und ärmer, gerieten in Elend und Not. Bisweilen ſagte ſie meinem Vater: er müſſe Geld verdienen! ſie wolle ſchöne Kleider tragen, ſich mit Schmuck behängen und in einem feinen Wagen korſofahren. Dann ſchlug er ſie. Anrühren durfte er ſie nicht: nicht mit zärtlichen Händen; aber ſchlagen ließ ſie ſich von ihm. Mein Vater ſchlug ſie oft ſo, daß ſie blutete. Er ſchrie dann ſelbſt gräßlich auf, ſie aber lachte ihn aus. Wie eine Teufelin lachte ſie.

„Sagen läßt es ſich nicht.

„Und nicht ſagen läßt ſich, was meine Mutter litt.

„Ich haßte die gelbhaarige Hexe. Erwürgen hätte ich ſie mögen! Mit ihrem eigenen Haar! Um meiner Mutter willen! Aber wenn ſie mich auslachte, weil ich ſolch großer grämlicher Junge war, der immer traurige Augen machte, die ſie nicht ausſtehen konnte, dann . . . Herr, ach Herr, ſtellen Sie ſich vor: dann hätte ich ſie am liebſten küſſen mögen — mit Küſſen erſticken.

„War etwas so Schlechtes und Schändliches möglich? Ich war ja doch noch so jung. Und meine Mutter, meine mißhandelte, zertretene Mutter!

„Bisweilen war in unserem Hause die Not so groß, daß wir Hunger leiden mußten. Mir tat das Hungern nicht weh. Aber meine Mutter! Herr, Herr, meine Mutter... Um der Gelbhaarigen willen mußte meine Mutter Hunger leiden.

„Wurde die Not im Hause gar zu groß, so drohte die Bicetta mit Fortlaufen. Dann hätten Sie meinen Vater sehen sollen! Am liebsten hätte er sie auf der Stelle totgeschlagen. Aber weil er wußte, daß sie ihre Drohung wahr machen würde, raffte er sich für eine Zeitlang auf und suchte sich Klienten: die schlechtesten und schändlichsten. Dann bekamen wir wieder für eine Weile satt zu essen. Auch meine Mutter. Weil der Vater von dem Weibe, das er nicht anrühren durfte, nicht lassen konnte, brauchte dann meine Mutter nicht zu hungern. Einmal machte mein Vater ein besonders gutes Geschäft; es mußte also wohl ein besonders schlechtes und schändliches gewesen sein. Plötzlich hatten wir viel Geld im Hause. Die Gelbhaarige bekam ein schönes Kleid und einen prachtvollen Hut. Auch eine Kette mit blutroten Juwelen. Sie zog das Kleid an, legte die Kette um, setzte den Hut auf und sah so berückend aus, daß man ihretwillen hätte eine Untat begehen können. Ich wurde fortgeschickt, um einen Wagen zu holen. Dann fuhren die beiden Korso...

„Als sie zurückkamen, dunkelte es bereits. Mein Vater war bleich wie ein Sterbender, und seine Augen glühten, als ob er das Fieber hätte. Als ich ihn sah, erschrack ich. Die Gelbhaarige behielt den ganzen Abend ihr schönes Kleid an, ließ ihre Juwelenkette funkeln und wollte sich totlachen über meines Vaters bleiches Gesicht und fieberhaft glühende Augen. Meine Mutter hatte sich schon vor ihrer Rückkehr in ihre Kammer verkrochen. Später schlich ich mich zu ihr. Ich wäre lieber bei der Bicetta geblieben; viel, viel lieber! Als ich das fühlte, erschrak

ich über mich ſelbſt mehr als über meines Vaters todbleiches Geſicht und ſeine ſchrecklichen Augen. Ganz entſetzt war ich über mich ſelbſt. Mein Entſetzen trieb mich hinaus in die Kammer, wo meine Mutter im Bette lag. Als ich eintrat, hatte ſie die Augen geſchloſſen und erſtickte ein Stöhnen. Ich ſchlich zu ihr, betrachtete ſie, ſah ſie ſo elend, ſo verlaſſen daliegen, ſah ſie ſo verwelkt und gealtert und — dachte an die jungen roten Lippen der gelbhaarigen Hexe.

„Ach Herr!

„In meinem Entſetzen über mich ſelbſt beugte ich mich zu meiner Mutter herab. Ich wollte ſie liebevoll ſtreicheln, ihr zärtlich zuflüſtern. Da ſchlug ſie ihre Augen auf und ſtarrte mir ins Geſicht, als kenne ſie mich nicht. Aber als ich ſie küſſen wollte, ſagte ſie: ‚Geh zu der Dirne, küſſe die Dirne: Dich wird ſie küſſen wollen! Geh, geh! Mich laſſe ſterben.‘

„Und in meinem Entſetzen über mich ſelbſt fühlte ich, daß meine Mutter recht hatte, daß ſie mit ihren todtraurigen Augen in mein tiefſtes und geheimſtes Herz ſchaute, daß ich meinem Vater nicht gönnte, von dieſen jungen roten Lippen geküßt zu werden, daß ich mich freute, weil ſie ſich ihm verſagte. Und ich fühlte, daß meine Mutter auch darin recht hatte: mich würde die Bicetta küſſen und ich würde mich von ihr küſſen laſſen. Ich fühlte, daß ich mich ſehnte, von ihr geküßt zu werden. Während ich zu meiner mißhandelten, langſam hingemordeten Mutter mich hinabbeugte, fühlte ich, daß ich nicht mehr wert war, meinen Mund auf ihre Stirn zu drücken, weil ich beſtändig an die roten heißen Lippen der Bicetta denken mußte, danach mich ſehnen.

„Wurde das jetzt ein Leben! Mein Vater eiferſüchtig auf mich; denn — Herr, Herr! — die Bicetta küßte mich heimlich. Sie küßte mich, daß meine Lippen bluteten ...

„Meine Mutter wußte es, ſah es. Wenn ich mich jetzt einmal zu ihr ſchlich, ſagte ſie nicht mehr, ich ſolle fortgehen.

Nie mehr ſagte ſie es. Aber ſie ſah mich an, ſah mit ihren erlöſchenden Mutteraugen auf meine blutig geküßten Lippen.

„Von Tag zu Tag wurde ſie elender, ‚toller‘ — wie mein Vater es nannte. In der letzten Woche war es ſo arg, daß er in meinem Beiſein zu der Gelbhaarigen ſagte: ‚Nachgerade wird ſie ganz toll. Morgen wird ſie fortgeſchafft. Dann haben wir Ruhe vor ihr, dann wirſt Du ... He, Junge, was willſt Du von mir?‘

„Was ich von ihm wollte? Daß er meine Mutter nicht in ihr Grab ſchicken ſollte! Schützen wollte ich meine Mutter vor meinem Vater. Im Beiſein der Dirne ſagte ich ihm, daß er meine Mutter toll gemacht hätte, daß er ſie jetzt fortſchaffen wollte, um ... Und ich ſagte ihm: er ſollte zugleich mit meiner Mutter auch ſeinen Sohn fortſchaffen. Am liebſten nicht nur aus dem Hauſe, ſondern gleich aus der Welt.

„Mein Vater erwiderte: ‚Hinaus, hinaus! Du und ſie! Das verrückte Weib und der liebestolle Burſche! Fort mit euch beiden!‘

„Er packte mich bei den Schultern und riß mich zur Türe ...

„Da trat die Bicetta, die bis dahin wie eine Beſeſſene gelacht hatte, auf mich zu, wurde plötzlich ganz ruhig, ſagte ruhig und laut: ‚Geh, Marco. Ich gehe mit Dir.‘

„Was danach geſchah, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, ob mein Vater mich umbringen wollte oder ſie. Vermutlich uns beide. Aber in der Kammer meiner Mutter hörte ich einen Laut, ſo ſchmerzlich, ſo ſchredlich, daß mir's war, als ob jemand einen ſchweren Schlag gegen mein Herz führte. Ich ließ die Bicetta ſtehen, ſtürzte an meinem Vater vorüber zur Kammer, riß die Türe auf ... Die Kammer, daraus noch eben der ſchmerzliche ſchredliche Laut gedrungen, war leer, und das Fenſter ſtand weit offen.

„In dem nämlichen Augenblick, da ich in die Kammer

stürzte, hörte ich unten auf dem Steinpflaster des Hofes etwas dumpf aufschlagen.

„Etwas wie einen schweren Körper ...

— — — — — — — — — — — — — —

„Sie war gleich tot gewesen. Es mußte ihr auch gar nicht weh getan haben. Ihre Züge waren ganz ruhig, so sanft, freundlich und friedfertig, wie ich sie im Leben niemals gesehen hatte. Meine Mutter mußte erst gestorben sein, um ein glückliches Gesicht machen zu können. Schrecklich war nur, daß die Augen weit offen standen und daß sie mit ihren weit offenen Augen mich anzusehen schien.

„Ihre Augen sagten zu mir: ‚Komm bald. Sei Deiner Mutter guter Sohn und — Lieber Sohn, komm mir bald nach.‘

„Am dritten Tage, nachdem mein Vater meine Mutter hatte begraben lassen, hing sich mir die Gelbhaarige vor meines Vaters Augen an den Hals. Ich riß mich los, schleuderte das Weib von mir und lief fort, um meiner Mutter bald nachzukommen, ehe ich ihr schlechter Sohn geworden wäre. Herr, ach Herr, ihr schändlicher Sohn!“

— — — — — — — — — — — — — —

Des weiteren erzählte der arme Knabe seinem Retter: wie er nach dem Tiber gegangen und am Tiber umhergeirrt war, bis tief in die Nacht hinein. So oft er den Todessprung hatte tun wollen, war jemand dazu gekommen. Einige Male hatte das Grauen vor dem fürchterlichen Unbekannten ihn gepackt, und er hatte leben bleiben wollen. Dann lief er vom Tiber fort, in die Stadt hinein, wo Menschen waren, wo das Leben war. Aber beständig hörte er die Stimme seiner Mutter sagen: ‚Komm bald!‘

Und beständig glaubte er in seiner toten Mutter weit offene Augen zu sehen. Wäre er am Leben geblieben und in seines Vaters Haus zurückgekehrt, so hätte er sich von der Bicetta nicht mehr losreißen können, so wäre er

von ſeinem Vater noch tödlicher gehaßt worden. Das alles war ſo ſchrecklich, daß ihm ſchließlich vor dem Leben mehr graute als vor dem Tode. Er kehrte wieder nach dem Tiber zurück, wartete die Dunkelheit ab, band ſich mit ſeinem Halstuche die Hände zuſammen, um nicht ſchwimmen, nicht ſich retten zu können, irrte den Fluß hinunter, bis an die Stätte des ehemaligen Ghetto, und hier —

„Herr, ach Herr, warum ließen Sie es mich nicht vollbringen!“

IV

Das würde ein ſchwerer Gang ſein: in die Prati bei Caſtelli und in jene Straße, wo der Advokat Luigi Lippi wohnte. Glücklicherweiſe konnte Sor Riccardo über Piazza Barberini gehen, wenn es auch von ſeinem Monte Caprino aus ein Umweg war. Und — gleichfalls zum Glück — hielt die kräftige Tramontana an, Geiſt und Gemüt durchſtrömend und widerſtandsfähig machend. Hätte auch heute noch Südwind geweht, ſo wäre dem Buoniſſimo der Gang zu dem Vater des Geretteten noch ſchwerer gefallen. Denn, wenn Südwind wehte ... Es war ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß in Italien die meiſten Mordtaten bei Scirocco geſchahen. Und bei wütendem Südwind mit heißem Zorne im Herzen einem Schurken ans Leben zu gehen, dazu wäre ſchließlich auch ein Mann im ſtande geweſen, der kein „vero Romano di Roma“ war.

Sor Riccardo ließ Marco auf ſeinem Lager unter der Obhut von Signora Clelia. Er hatte ſeine Wohnung bereits verlaſſen, als er noch einmal umkehrte, als müßte er ſich durch den Anblick des blaſſen Jünglings auf ſeinem Bette nochmals verſichern, daß er das große Erlebnis wirklich nicht geträumt hatte. Die Türe leiſe öffnend und eintretend, begegnete er Marcos Blick. Für einen ſo jungen Menſchen war es ein todtrauriger, ein troſtloſer Blick. Aber als der Sohn des Advokaten Lippi das unſchöne Geſicht des Profeſſors plötzlich in der Türe erſcheinen ſah, leuchtete in den ſchwermütigen Augen etwas Helles und Freudiges auf. Sor Riccardo bemerkte es und fühlte etwas in ſeinem Leben niemals Empfundenes: er fühlte, daß ſelbſt die Sonne ſeines geliebten Rom ſein Herz nicht mit ſolcher

Wärme durchſtrömen, nicht mit ſolchem Glanz erfüllen konnte, wie das freudige Aufſtrahlen dieſer zwei dunklen, todtraurigen Augen vermocht hatte. Bei ſeinem Anblick waren ſie aufgeleuchtet! Dem Manne, den ſie den „Guten“ nannten, war es noch niemals geſchehen, daß Menſchenaugen bei ſeinem Anblick freudig aufgeſtrahlt hätten. Und wie ſchön, wie wunderſchön war das Geſicht, zu dem dieſe freudigen Augen gehörten. Vollkommene menſchliche Schönheit war doch etwas anderes, war ſo viel anbetungswürdiger als in Erz oder Marmor gebildet. Selbſt ein Meiſterwerk des göttlichen Phidias war nicht etwas ſo Herrliches wie ein Meiſterwerk der göttlichen Schöpfung.

Es war gut, daß der Profeſſor ſeine einzige Schönheit hinter trüben Brillengläſern verſteckt trug. Denn ohne die Brille würde Marco geſehen haben, daß in dieſen Augen Tränen aufſtiegen, das Zeichen einer Schwäche, die eines alten Germanen gänzlich unwürdig war. Seine Bewegung bezwingend, nickte der Gelehrte ſeinem neuen Hausgenoſſen zu: „Sei ruhig, mein Junge, ſei ganz ruhig. Ich werde mit dem Herrn reden, und das ein deutſches Wort in meinem geliebten Italieniſch. Dieſe Menſchen ſollen Dir nichts mehr anhaben dürfen, ſie ſollen Dich mir laſſen müſſen. Das heißt, wenn Du willſt, wenn Du mir erlaubſt, für Dich Sorge zu tragen? Vaterſorgen! ... Aber vielleicht willſt Du gar nicht bleiben, vielleicht willſt Du von mir fort? Schon heute! Vielleicht —“

Dem Profeſſor ſtockte der Atem bei der Vorſtellung, dieſen jungen Menſchen, der ihm noch vor wenigen Stunden ein Unbekannter war, aus ſeinen vier Wänden wieder fortlaſſen zu müſſen. Zurück in ein Vaterhaus, welches ein Aufenthalt des Häßlichen, des Schlechten, des Gemeinen war ... Wenn der Jüngling ihm jetzt auf ſeine Frage zur Antwort gab: „Ja, ich will fort. Heute noch. Ich will zurück zu jenem gelbhaarigen, jungen Weibe, das mir die Lippen blutig geküßt hat ...“ An dem Schrecken, den er bei der bloßen Vorſtellung von

Marcos Fortgehen verspürte, empfand er — und auch das war ein Schrecken — daß er diesen Jüngling bereits lieb gewonnen hatte, daß sein Zimmer ihm öde, der sonnige Sommertag ihm trübe erscheinen würde ohne diese glanzvolle Jünglingsgestalt, die ihn plötzlich gleichsam zu einem reichen Manne gemacht hatte.

„Ich will nicht zurück zu meinem Vater! Um Himmels willen, nur das nicht! Lassen Sie mich nie wieder zurück! Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an!"

Bei ihm bleiben wollte er ... Fast hätte der Professor einen lauten Freudenruf ausgestoßen; fast wäre er zu dem, der bei ihm bleiben wollte, hingestürzt, um ihm zu danken, daß er ihm gestattete, ihn zu lieben und Sorge um ihn zu tragen: „Vatersorgen".

Er bezwang sich, nickte dem lieben Jungen einigemal heftig zu, schloß die Türe, stieg die fünf Stockwerke hinunter mit einem Gesicht, welches förmlich strahlte; mit einem Herzen, welches Glück und Dankbarkeit erfüllten. Er war wirklich ein guter Mensch, ein „Buonissimo", wie ein ähnlicher nur aus Deutschland nach Rom gekommen sein konnte. Ach ja, trotz seines heiß angestrebten Römertums war der Gelehrte mit jedem Pulsschlag ein guter Deutscher geblieben; besonders, was gewisse Ideale anbetraf. Es waren Ideale, die nur ein Mann von jenseits der Alpen haben konnte. Gott sei Dank, daß er sie hatte!

— — — — — — — — — — — — — —

Wer Richard Hille an diesem für ihn gesegneten Tage durch die Straßen eilen sah und wer es der Mühe wert gefunden hätte, dem Eilenden aufmerksam in das Gesicht zu sehen, der hätte sich sagen müssen: ‚Das ist einer, der heute einen glücklichen Tag hat, dem heute etwas Großes begegnet ist!'

Aber niemand achtete auf ihn; außer den umherziehenden Händlern nicht eine einzige Seele. Da Rom um diese Jahreszeit von Fremden beinahe entleert war, so stürzten

ſich jene auf dieſes durch einen Zufall zurückgebliebene Exemplar, es als ſeltenes Beuteſtück betrachtend. Die meiſten freilich kannten Sor Riccardo, hefteten ſich jedoch trotzdem wie eine Schar von Erinnyen an ſeine Ferſen. Er geriet jedesmal in eine ſeine Plagegeiſter ſehr beluſtigende Wut, wenn er von einem mit Anſichtskarten, geſchnittenen Steinen und ſchlechtem Schmuck handelnden Romulusenkel auf den erſten Blick als „Foreſtiere“ erkannt wurde. Und gar, wenn die menſchlichen Schmeißfliegen ihn, Sor Riccardo, in ſeinem in dieſem Augenblick gar nicht geliebten Deutſch anredeten! Woher ſie nur wiſſen konnten, daß er ein Deutſcher war? Er, der ſeit vollen fünfunddreißig Jahren den Monte Caprino oberhalb Piazza Montanara bewohnte, der getreue Mietsherr der Familie Panizza! Seinem grauen Anzuge war es doch gewiß nicht anzumerken; denn ſein grauer Anzug — Sor Riccardo trug nie einen anderen Anzug als von mausgrauer Farbe — konnte ebenſogut von einem echten Römer getragen werden. Gerade, als müßte der Name ſeines Vaterlandes in leuchtenden Lettern auf ſeiner Stirne geſchrieben ſtehen, wurde er von dieſem widerwärtigen Volke auf den erſten Blick als „Tedesco“ erkannt, als ſolcher angeredet, als ſolcher verfolgt. Zunächſt blieb er ruhig und gefaßt, würdevoll ſeine Rechte aufſtreckend und mit dem Zeigefinger die bekannte Bewegung der Verneinung machend. Seine Ruhe und Faſſung machten jedoch einem ſtillen Ingrimm Platz, wenn ſein Verfolger durch dieſes Zeichen energiſcher Abwehr — es war ſozuſagen ein Freimaurerzeichen: ‚Laſſe mich gefälligſt in Ruhe; Du ſiehſt, ich weiß Beſcheid; Du erkennſt in mir den Einheimiſchen, den Römer‘ — ſein Zorn wuchs, wenn der Feind ſich dadurch nicht im geringſten bewegen ließ, die Verfolgung aufzuheben, ſondern fortfuhr, ihm mit „Heimatklängen“ in den Ohren zu liegen: „Kaufe Sie, wolle Sie?“ Aber dann brach Sor Riccardo los! Als echter Germane voll ciceroniſcher Beredſamkeit. Mitten auf der Straße blieb er im ärgſten Gewühle ſtehen, wandte ſich zum An-

griff, ſchnaubte den Zudringlichen an, wetterte auf ihn ein — in ſeinem allerbeſten Italieniſch, das in ſolchen Momenten höchſter Erregung zum allerſchlechteſten wurde. Voll des erhebenden Bewußtſeins des Sieges, ſein Haupt unwillkürlich aufreckend, ſchritt er weiter. Aber dann — bereits nach wenigen Schritten — dicht neben ihm, im heiterſten Tone, durchaus harmlos, lachenden Angeſichts: „Wolle Sie kaufe? Kaufe Sie!“

Es war furchtbar.

Heute ließ er die Meute jener Schufte weit hinter ſich. Auf dem ganzen Wege vom Monte Caprino bis Piazza Barberini kam es zu keinem Stillſtand, keiner Katilinariſchen Rede. Bei Piazza Colonna hätte er gern den Omnibus, der die Via Tritone hinauffuhr, benutzt. Natürlich entſchwand dieſes edle Vehikel des Profeſſors Augen in dem nämlichen Augenblicke, da er auf dem Platze anlangte. Er hätte einen Wagen nehmen können; aber auch die römiſchen Kutſcher gehörten zu den Plagegeiſtern, den Dämonen, den Todfeinden des Guten. Wenn er nicht im entfernteſten daran dachte, einen Wagen zu nehmen, fuhren ſie ihm dicht vor die Füße, zwangen ihn zum Ausweichen, zum Stehenbleiben, zwangen ihn, die mit leiſer Stimme geſtellte Frage „Vuole?“ mit einem wütenden „No!“ zu beantworten. Mußte er ſich einmal eines Gefährtes bedienen, ſo fuhr er ſelbſtredend als alter Römer niemals für den Tarif. Unter keinen Umſtänden! Er hätte nicht verdient, ſeit einem Menſchenalter in Rom zu ſein, wäre er mit einem römiſchen Kutſcher für den vollen Tarif gefahren. Wollte er einmal eine Fahrt unternehmen, ſo ließ er die Kutſcher gemächlich bis dicht an ſich heran, muſterte kundigen Blicks die Gäule, wählte die allermiſerabelſte römiſche Mähre, hob eine Hand, legte die andere durchſchneidend darüber, was bedeutete: ‚Für den halben Preis. Willſt Du? Du ſiehſt, ich kenne die Sache. Mich betrügſt Du nicht; und ich weiß, Du willſt mich betrügen. Alſo — nur für den halben Preis. Willſt Du oder willſt Du nicht?‘

War es nicht gerade in der vollen Fremdenſaiſon, daß Sor Riccardo Gelüſt nach einer Spazierfahrt trug, ſo wollte dieſer oder jener Vetturin für die Hälfte des Preiſes ihn fahren. Wohin? Von Porta del Popolo bis Porta San Sebaſtiano! Aber dann: ja, dann mußte Sor Riccardo doch zu Fuß gehen; denn jeder Kutſcher fuhr davon, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Alſo ging Sor Riccardo vom Platz des Volkes bis zum Tore des Heiligen im Schweiße ſeines Angeſichts zu Fuß, voller Empörung über die ihm zugefügte Ungebühr und zugleich voll Stolzes, daß er ſich ‚dieſes Mal‘ nicht hatte betrügen laſſen.

Heute hatte er nicht Zeit, von einem der römiſchen Schufte ſich die Füße abfahren zu laſſen. Auch nicht Zeit, beide Hände aufzuſtrecken, um das Zeichen des halben Fahrpreiſes zu machen; obgleich er heute von Piazza Colonna bis in die nahe Via Raſella ſicher für den halben Tarif gefahren worden wäre. Überdies konnte auch der beſte Kutſcher die Via Tritone nur im Schritt hinaufſahren. Alſo ging Sor Riccardo zu Fuße weiter. Es war heute ja auch Tramontana, und er konnte zu Fuß einen näheren Weg durch Gaſſen und Gäßchen einſchlagen.

Via Raſella Nummer 17 — endlich! Tante Dora wohnte aber auch zu fürchterlich hoch. Wie unnötig dieſes fragende „chi è“ doch war! Paolucc' mußte ihn durch die Türe keuchen hören und ihn daran erkennen: kam er doch immer keuchend zu Tante Doras ſiebentem Stockwerk emporgeklommen. Vollends heute. Ungeduldig ſchrie er durch die geſchloſſene Türe der Fragerin ſein ‚amici‘ zu. Erſt dann wurde ihm geöffnet.

Was war heute nur mit dem Buoniſſimo? So erregt hatte Paolucc' ihn noch nie geſehen. Selbſt ſie beachtete er nicht. Er ſchob ſie ſogar ungeſtüm beiſeite, ſtürmte an ihr vorüber, geradewegs in das Atelier ſeiner guten Freundin.

Sie war nicht dort? Und ſie hatte doch dort zu ſein! Jeden Vormittag von Schlag ſieben bis zum Kanonen-

ſchuß. Geſtern bei dem abſcheulichen Scirocco hatte ſie wie eine Siebzehnjährige gearbeitet, und heute bei der prächtigen Tramontana tat ſie nichts.

Er fand die alte Dame auf der Terraſſe mitten unter ihren Blumen gärtnernd, wobei die kleine Elſe namens Lella emſig half. Vollſtändig harmlos begrüßte ſie ihren Freund, als müſſe ſie ihm nicht von ſeinem Geſicht ableſen, daß ihm etwas Seltſames, etwas Großes begegnet ſei.

Endlich ſah ſie es. Sie ließ die Hand, die die Gartenſchere ſo geſchickt wie den Pinſel führte, ſinken, ſchaute ihn mit ihren klugen klaren Augen betroffen an, ſagte dann ruhig und freundlich: „Ihnen iſt etwas Gutes geſchehen, und Sie kommen damit ſogleich zu mir. Gewiß iſt es etwas, darüber ich mich von Herzen freuen kann.“

„Ja, freuen müſſen Sie ſich mit mir. Schicken Sie nur erſt die liebe Kleine fort.“

„Aber, Sor Riccardo, meine Lella verſteht ja nicht deutſch.“

„Ganz gleich, ich möchte mit Ihnen allein ſein.“

So wurde denn Lella zu ihrer Mutter in die Küche geſchickt, und Tante Dora ſetzte ſich gehorſam auf die Bank unter den capreſiſchen Paſſionsblumen und letzten Roſen. Vor ihr lief der Profeſſor aufgeregt hin und her.

Hin und her laufend erzählte er der aufmerkſam Lauſchenden... Ihr gutes Geſicht wurde dabei ernſthaft und immer ernſthafter; es wurde während des Zuhörens blaß, wurde tief traurig.

— — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt wiſſen Sie das große Glück, das mir begegnet iſt. Ich habe einen Menſchen, einen jungen, ſchönen und guten Menſchen, der fortan zu mir gehört, den ich lieben kann — denn ich werde ihn lieben —, für den ich ſorgen darf, für den ich dem Himmel und mir Rechenſchaft ſchuldig bin ... Was machen Sie für ein Geſicht? Freuen Sie ſich doch mit mir!“

Tante Dora freute ſich jedoch nicht mit Richard Hille. Sie hätte viel darum gegeben, wenn ſie mit dem Manne, der — nach Anſicht ihrer treuen Dienerin — einer der beſten Menſchen auf Gottes weiter Welt war, ſich hätte freuen können. Sor Riccardo deutete ſich ihr ernſtes, faſt trauriges Geſicht und Weſen indeſſen nicht richtig. Mit ſeinem ſchleppenden Gange zwiſchen Tante Doras unſchuldigen Blumen immer noch heftig auf und ab trabend, von Zeit zu Zeit ſtehen bleibend und gänzlich unmotiviert mit beiden Armen umherfuchtelnd, rief er: „Sie ſind ergriffen, erſchüttert ſind Sie. Es iſt auch fürchterlich. Der arme liebe Junge! Stellen Sie ſich vor: wäre ich nicht zufällig dazu gekommen, ſo läge er jetzt auf dem Grunde des Stromes. Es läßt ſich nicht vorſtellen ... Was ſagen Sie?“

„Daß ich ergriffen und erſchüttert bin; nicht nur ergriffen und erſchüttert. Mein lieber Sor Riccardo, mein guter Freund, mir iſt angſt und bange zu Mut. Denn — was ſoll daraus werden?“

„Was daraus werden ſoll? Das Schickſal hat mir geſchenkt, was ich noch geſtern ſo leidenſchaftlich entbehrte, ſo ſehnlich wünſchte, um was ich Sie geſtern noch ſo heiß beneidete. Heute beſitze ich dasſelbe, was Sie beſitzen: ein Kind, einen Sohn. Welch einen Sohn! Den ſchönſten, prächtigſten Jüngling! Sie ſollten ihn nur erſt ſehen. Ein lebendiger Skopas oder Praxiteles ſage ich Ihnen. Leben iſt doch etwas ganz anderes als Marmor.“

Tante Dora blieb trotzdem ernſt und traurig. Sie erkundigte ſich: „Von mir fort werden Sie alſo in die Prati dei Caſtelli und zu jenem ſchändlichen Vater gehen?“

„Gut, daß Sie mich daran erinnern. Sogleich muß ich gehen. Ich blieb viel zu lange bei Ihnen.“

„Bleiben Sie noch eine kleine Weile.“

„Wenn Sie ſich mit mir freuen wollen.“

„Ach, Sor Riccardo, wenn ich das nur könnte.“

Sor Riccardo erſchrak bis ins tiefſte Herz hinein. Er rief aus: „Sie können nicht? Sie, meine beſte Freundin,

meine treue Kameradin, die glückliche Großmama der süßen kleinen Lella, können sich nicht freuen, weil mein altes und armes Leben plötzlich wie durch ein Wunder jung und reich wurde, wie das Ihre schon längst ist?"

„Sie werden von dem schändlichen Vater den Sohn für sich fordern?"

„Er muß mir ihn lassen. Sie befürchten doch nicht, er könnte mir den armen Knaben wieder nehmen?"

„Ich fürchte, er läßt Ihnen seinen Sohn."

„Tante Dora, o Tante Dora!"

Auch diese war jetzt so erregt, daß sie aufstand und den Versuch machte, gleichfalls auf der Terrasse hin und her zu laufen. Der enge Raum zwischen den Blumen und Büschen gestattete solche Promenade jedoch nur für einen Spaziergänger.

„Welche Ursache haben Sie für Ihre Befürchtungen?"

Des Professors Stimme klang unsicher. Die kleine Dame, die gewöhnlich laut und kräftig sprach, erwiderte leise: „Welche Ursache ich habe? Sie liegt in des unglücklichen Jünglings eigener Seele. Vergessen Sie doch nicht: seine eigene liebe Mutter stieß ihn von sich, weil er in seiner Seele seinem Vater gleicht, d i e s e m Vater!"

Außer sich rief Tante Doras guter Freund: „Wie können Sie nur so sprechen, die Sie die Güte, die Gerechtigkeit selbst sind. Und jetzt sind Sie gegen den armen Knaben ungerecht! ... Seine eigene Mutter stieß ihn von sich? Nun ja! Dieser ihren Sohn von sich stoßenden Mutter wollte er in den Tod nachfolgen; neben dieser Mutter wollte er begraben werden; mit dieser Mutter wollte er die ewige Verdammnis teilen, die die katholische Kirche über den Selbstmörder ausspricht. Und dann können Sie so ungütig und ungerecht sein, wie es die Kirche ist, und den Ärmsten verdammen? Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, das wahrhaftig nicht."

Tante Dora verteidigte sich nicht. Sie fühlte sich im tiefsten Gemüte bedrückt und von einer Angst erfaßt, die ihr selbst unerklärlich war; und diese Angst vor einem un-

beſtimmten dunklen Etwas, das wie ein Unglücksgewölk über dem Haupte ihres Freundes zu ſchweben ſchien, ließ in ihrer gütigen und gerechten Seele ſelbſt das Mitleid mit dem jugendlichen Selbſtmörder nicht aufkommen. Sor Riccardo hatte recht: blutiges Mitleid mit dem Jüngling, der ſein Unglück in den Wellen des Stromes begraben wollte, hätte ſie faſſen und ganz durchdringen müſſen. Zum erſten Male geſchah ihr, daß ſie ſich ungütig und ungerecht, ſchlecht und hartherzig vorkam. Sie ſchalt ſich ſelbſt, wie ihr Freund ſie geſcholten hatte; und dennoch —

Sor Riccardo ſtand vor ihr, ſah ſie ſtill an, fragte ſie: „Wollen Sie, daß ich jetzt nicht zu dem Vater gehe? Soll ich von Ihnen fort in meine Wohnung zurückkehren und dem jungen Menſchen ſagen: ‚Mache, daß Du hinaus kommſt! Ich habe Dir zwar das Leben gerettet; aber ich will dafür keine Verantwortung tragen, will mit Dir nichts mehr zu ſchaffen haben. Marſch, hinaus!‘ Soll ich das? Raten Sie mir dazu? Verlangen Sie das von mir? Eine ſolche Schändlichkeit!“

Leiſe erwiderte Tante Dora: „Nein, mein Freund. Sie müſſen zu dem Vater gehen, müſſen den Sohn von ihm fordern; Sie müſſen fortfahren, ſein Schickſal zu ſein, müſſen die Verantwortung auf ſich nehmen. Aber —“

Und die alte Dame mit dem jungen Herzen brach in Tränen aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Langſam und mit einem Geſicht, auf dem aller Glanz der Freude erloſchen war, verließ Sor Riccardo die Via Raſella, um ſich durch die Via Siſtina über den Pincio und die Piazza del Popolo nach dem jenſeitigen Tiberufer zu begeben. Über den Pincio war es ein Umweg, der zweite, den er heute machte. Er mußte ſich jedoch beruhigen.

War denn plötzlich wieder Scirocco geworden? Er fühlte es ſo ſchwer in den Gliedern. Aber der friſche Nordwind wehte noch immer, alſo mußte er das Sciroccogefühl

in ſich tragen — ſeit dem Beſuche bei Tante Dora, auf deren hoher Warte doch ſonſt beſtändig eine den ganzen Menſchen aufrüttelnde und ſtärkende geiſtige Atmoſphäre herrſchte, die keine lähmende Empfindung aufkommen ließ.

Sie fürchtete für ihn, ſie hatte geweint, ſie war ganz außer ſich geraten: außer ſich vor Sorge, vor Angſt. Vor welcher Angſt? Daß ihm ein Unglück drohte. Wodurch? Durch den Geretteten, den armen Jungen; durch das, was er als ein Glück ohnegleichen, als ein Geſchenk guter Götter für ſein alterndes einſames Leben empfand.

„Tante Dora, o Tante Dora!“

Er ſagte es halblaut vor ſich hin, vorwurfsvoll, anklagend. Es ſchmerzte ihn, gegen Tante Dora unfreundlich empfinden zu müſſen. Aber er konnte ihr, konnte ſich ſelbſt nicht helfen. Natürlich ſchenkte er ihrer Sorge keinen Glauben. Im Gegenteil: er fühlte ſich durch ihre Zweifel in ſeinem Glauben beſtärkt. Zugleich ergriff ihn wiederum jenes unausſprechliche, jenes ungeheure Mitleid, das ihm Stärke gab, den Sinkenden emporzuheben an das Ufer und ihn bis in ſein Haus zu tragen. Die nämliche Kraft — das fühlte Sor Riccardo gleich einer Offenbarung —, das nämliche Heldentum des Mitleids würde er fortan dem Geretteten gegenüber immer empfinden, mochte die Freundin in ihrer Sorge um ihn noch ſo ungütig zweifeln, noch ſo ungerecht fürchten. Jetzt ging er raſcher. Als er von der unteren Pincioterraſſe aus auf das am jenſeitigen Stromufer ſich ausdehnende neue Quartier blickte, kam ihm das Ziel, dem er entgegen ſchritt, voll zum Bewußtſein. Jenes Weibes und jenes Mannes gedenkend, die Mutter und Sohn in den Tod getrieben hatten, erwachte in ſeiner ehrlichen Seele von neuem die ganze Wucht ſeiner Empörung. Er wollte ſie den beiden zu fühlen geben, wollte ſie zermalmen — moraliſch natürlich. Jetzt überſchritt er den Ponte Margherita. Wie hatte Rom ſich doch verändert! In einem Jahrzehnt war es ein anderes, eben ein neues Rom geworden. Noch vor zwei Jahrzehnten

glich hier die Gegend einer hiſtoriſchen Idylle: wild zerriſſene Stromufer mit einer Fähre, Wieſen und Weidegründen, Gemüſeland und Felder hohen Röhrichts bis unmittelbar vor die gewaltigen Mauern des Kaiſergrabes, bis unter die Fenſter des Vatikans. Herden weideten hier, gehütet von braunen Männern in Ziegenfellen, und an Feiertagen machten Römer und Römerinnen auf den Triften ihre harmlos-fröhlichen Merenden. Manchen ſchönen Nachmittag war der Buoniſſimo mit Tante Dora und der getreuen Paolucc' hierher gewandert. Angeſichts von Engelsburg und Vatikan lagerte man ſich im blumigen Graſe, leerte die mitgebrachte Foglietta ſüßen Frascatiweins und verzehrte dazu „Butterbrote", gegen die, weil ganz und gar unrömiſch, Sor Riccardo jedesmal laut proteſtierte, um ſie ſich jedesmal prächtig ſchmecken zu laſſen. Nach genoſſener Speiſe und Trank wurden Blumen gepflückt; denn — wenn Tante Dora nur Blumen pflücken konnte! Sie war auch darin deutſch, urdeutſch geblieben. Eine Blume an ihrem Wege ungepflückt zu laſſen, koſtete ſie jedesmal Überwindung; und ihr römiſcher Lebensweg führte beſtändig durch Blumengefilde. Sie pflückte, was ſie nur pflücken konnte. Und Paolucc' pflückte. So oft Tante Dora zu einem beſonders üppigen wilden Blumenbeet kam, ſtieß ſie einen lauten Jauchzer aus. Und Paolucc' jauchzte. Wenn Sor Riccardo die beiden Frauen jubeln hörte, konnte der würdige Gelehrte unmöglich ſtumm bleiben. Alſo jauchzte er auch.

Mit Blumen beladen kehrte man Abends nach Rom zurück; unterwegs beraubte der Profeſſor zum Überfluß ein Cannafeld. Zwei oder drei über mannshohe Röhrichtſtangen für Tante Doras Terraſſe auf den Schultern ſchleppend, fuhr er mit ſeinen Genoſſinnen über den Tiber zurück, ſchritt mit ihnen durch die Via Babuino Tante Doras Heim zu, völlig unbekümmert ob des Aufſehens, welches ſeine würdige Perſon und ſeine Rohrſtangen erregten. Ja, das waren Zeiten geweſen! Und heute —

Eine monumentale Brücke über den Tiber führend;

der Strom in haushohe Quaderwände gedämmt; ſtatt der ſchönen Wildnis Plätze und Straßen: breite, ſchnurgerade; Mietskaſerne an Mietskaſerne.

Ein großer Stadtteil für die Neurömer geſtampft aus dem geduldigen Boden, einſtmals überflutet von dem Blute all der Nationen, die Roms Feinde und Belagerer geweſen. Das moderne reiche Rom ſollte in dieſem häßlichen Palaſtviertel Wohnung nehmen und — Roms Proletariat fand darin eine bleibende Stätte, dieſer das Zeichen ihrer Bewohner aufprägend: Schmutz, Verkommenheit, Verfall. Die ewige Roma glich hier einer mit ſchlechtem Tand und falſchem Schmuck aufgeputzten armſeligen Dirne.

Mit einer Empfindung von Trauer, gemiſcht mit Ekel, fragte ſich der Profeſſor zurecht. Er fand die Straße und das Haus. Die pompöſe Faſſade erſchien wie eingehüllt in zum Trocknen aufgehängte Wäſche; der Bewurf war abgefallen; die Mauern zeigten klaffende Riſſe, als wären ſie durch ein Erdbeben geborſten, deſſen zerſtörende Spuren zu verwiſchen keine Hand ſich regte. In dieſem allerneueſten Rom herrſchte der Geiſt des uralten, einſtürzenden, vergehenden.

Jedes dieſer Häuſer ſchien die Einwohnerſchaft einer ganzen Gaſſe zu beherbergen. Und dieſe Kinder! Eine Nachkommenſchaft des Proletariats zu Scharen! Eine Nachkommenſchaft, auf welche die Sünden und Laſter der Eltern forterbten, forterbte der ganze Jammer des Lebens.

In ſolcher Umgebung war Marco Lippi aufgewachſen; hier war ſeine Heimat, ſein Zuhauſe geweſen. Ein Schauer überlief ſeinen Retter, als er in den dunklen feuchten Flur trat und in den dunklen feuchten Hof blickte, auf deſſen Geſtein und Unrat der zerſchmetterte Leib der armen Selbſtmörderin gelegen hatte.

Mit immer beklommener und trauriger werdendem Herzen ſtieg Sor Riccardo die Treppe hinauf von Stockwerk zu Stockwerk. Das große troſtloſe Haus erſchloß dem Beſucher vielfach ſein Inneres. An offenen Türen

vorübergehend, warf er einen Blick in die Wohnungen. Einige Räume hatten Parkettfußböden; an den Wänden befanden sich die Reste von Goldtapeten; beschädigte Stukkaturen zierten die Decken. Diese kläglichen Reste von Pracht bildeten einen schreienden Gegensatz zu der Armut, dem Elend der Bewohner.

Die Tür 27 war die Wohnung des Advokaten Lippi. Sor Riccardo läutete.

„Ist der Advokat Lippi zu Hause?"

„Wünschen Sie etwas von ihm?"

„Ich habe mit ihm zu sprechen."

„Kommen Sie in Geschäften?"

„Das werde ich dem Advokaten selbst sagen."

„Herr Lippi sieht nur Personen, die in Geschäften zu ihm kommen."

„Sie sind seine Frau?"

Sor Riccardo tat diese Frage, als ob er damit dem jungen Weibe, welches ihm geöffnet hatte, einen Schlag ins Gesicht versetzen wollte, ohne jedoch die erwartete Wirkung auch nur im geringsten zu erzielen. Er erkannte sie sofort. Sie war schlank, fast schmächtig; ein blasses, fast kindliches Gesicht; dunkle, brennende Augen; sehr rote Lippen, und das hellblonde Haar in prachtvollen, halb losen Strähnen um das zierliche Köpfchen gesteckt. Im Dämmerschein des Flurs erschien sie von berückender, von satanischer Schönheit. Sie betrachtend dachte er:

‚Du bist eine gefährliche Person! Du mit deinen gelben Haaren und schwarzen Augen. Wenn Tante Dora Dich sehen würde ... Der arme Junge!'

Vollkommen gelassen antwortete die Gefragte: „Nein, ich bin nicht seine Frau. Seine Frau ist tot. Ich besorge sein Hauswesen. Was wünschen Sie also von ihm?"

„Sie sind die Bicetta?"

„Wenn Sie mich kennen, warum fragen Sie mich, ob ich seine Frau sei?"

Bevor der Professor auf diese Frage, der er die Antwort hätte schuldig bleiben müssen, etwas entgegnete, hörte

er aus dem Inneren der Wohnung eine heisere Männerstimme rufen: „Bice! He, Bicetta! Mit wem schwatzest Du? Zum Henker, so komm doch!“

„Sagen Sie dem Advokaten Lippi, daß ein Fremder ihn zu sprechen wünsche.“

Ihn feindselig anblinzelnd, wiederholte sie: „Ich sagte Ihnen, Herr Lippi sieht niemand, der nicht in Geschäften zu ihm kommt.“

„Ich komme wegen seines Sohnes.“

„Marco! Sie kennen Marco? Sie kommen von Marco? Wo ist er? Ist er tot? Lebt er? Weshalb kommt er nicht selbst? Weshalb schickt er Sie? Er soll gleich kommen! Ich habe mich so um ihn geängstigt! Tag und Nacht gebetet habe ich, der Madonna von Sant' Agostino eine geweihte Kerze gelobt, wenn er zu mir zurückkommt.“

„Zu Ihnen?“

Sie achtete nicht auf ihn. Ihre Stimme zum Flüstern gedämpft, war sie ihm so nahe getreten, daß ihr Gesicht das seine fast berührte. Mit einer Gebärde des Abscheus wich Sor Riccardo von ihr zurück. Sie verstand ihn sogleich:

„Sie wissen, daß ich ihn liebe? Er hat es Ihnen gesagt? Er will nicht mehr zu mir zurückkommen. Er schickt Sie her, um es dem da drinnen zu sagen? Er haßt mich, verabscheut mich? Und Sie wissen das? Dann wissen Sie auch, daß er sich von mir küssen ließ? Sagen Sie ihm, daß er zu mir zurückkehren muß, er mag wollen oder nicht. Er müßte sich denn vor mir verstecken, wo keine Sonne ihn bescheint: im Flusse, im Grabe. Ich weiß, er würde sich vor mir am liebsten im Grabe verstecken und möchte sich doch von mir küssen lassen.“

Richard Hille hatte bis dahin nicht gewußt, daß es auf der Welt solche Frauen und solche Leidenschaft gab: solche Leidenschaft in solcher Gestalt! Fast die eines Kindes. Die heißen Worte kamen tonlos über ihre Lippen, die in dem weißen Gesicht wie ein blutiges Mal glühten. Mit ihrem hellen wilden Gelock und den weitgeöffneten

Augen hatte das junge Weib etwas, das Sor Riccardo an eine Meduſe erinnerte. Aber ſchön war ſie, unheimlich ſchön.

„Bicetta, wirſt Du wohl gleich ...“

Sor Riccardo vernahm einen Fluch und das Aufreißen einer Tür.

Da ſagte die Bicetta laut und gleichgültig, als hätte ſie mit dem Fremden vom Wetter geſprochen: „Es iſt jemand hier. Er kommt von Marco.“

„Von dem ...“

Wieder eine wilde Verwünſchung.

Das Mädchen bedeutete den Profeſſor: „Dort drinnen iſt der Advokat Lippi. Gehen Sie nur hinein.“

Ohne ſich weiter um ihn zu kümmern, trat ſie beiſeite, auf eine Tür weiſend, die vorhin aufgeriſſen worden war und in der jetzt der Gelehrte die hohe hagere Geſtalt des Advokaten Lippi, des Vaters ſeines Schützlings, ſah. Herr Lippi ſchrie den Fremden an: „Wer ſind Sie, und was ſchert Sie der Bengel?“

„Das werde ich Ihnen in Ihrem Zimmer ſagen. Übrigens muß ich Sie bitten, in einem anderen Tone mit mir zu ſprechen.“

„In welchem Tone?“

„In einem durchaus höflichen Tone.“

Bicetta war hinter dem Profeſſor in das Zimmer getreten. Er hörte ſie lachen: leiſe und eigentümlich melodiſch.

Der Advokat begann die Unterredung: „Alſo in einem durchaus höflichen Tone frage ich Sie: mit wem ich die Ehre habe zu reden?“

Sor Riccardo nannte ſeinen Namen.

„Ferner frage ich Sie durchaus höflich: was Sie mit dem jungen Menſchen zu ſchaffen haben, der leider mein Herr Sohn iſt.“

„Leider. Niemand kann das mehr bedauern als ich.“

„Sie ſind ja ungemein höflich ... Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen?“

Profeſſor Hille blieb ſtehen. Er ſah ſich den Mann an,

den er moraliſch zermalmen wollte. Es mußte einſt eine prachtvolle Geſtalt geweſen ſein: Zoll für Zoll ein Römer, wie nordiſche Phantaſie ihn ſich vorſtellt. Umſo jammervoller war der Verfall, die Verkommenheit dieſes einſt edlen Menſchenbildes. Was auf Sor Riccardo aber den ſtärkſten Eindruck machte, war die Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, mit dieſem Vater!

„Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen," hatte der Advokat ſeinen Beſuch mit ſpöttiſcher Höflichkeit gefragt. Sor Riccardo wäre nicht eingefallen, in dieſes Menſchen Gegenwart, in deſſen Wohnung ſich zu ſetzen. Aber ſelbſt, wenn er der Aufforderung hätte Folge leiſten wollen, ſo hätte er ſtehen bleiben müſſen; denn in dem Zimmer befand ſich nur eine Bettſtatt, ſonſt kein anderes Stück Möbel oder Gerät. Nicht ein einziges! Der Raum ſchien wie ausgeräumt, ein Gelaß von unbeſchreiblicher Troſtloſigkeit, feucht und ſchmierig.

Der Advokat ließ ſeinen Beſuch ſtehen, ſetzte ſich auf das Bett, darauf er vor dem Erſcheinen des Profeſſors gelegen hatte. Die Bicetta trat neben ihn, heftete ihre brennenden Blicke auf das Geſicht des Gelehrten, ihn unverwandt mit einem boshaften Ausdruck anſtarrend. Während des ganzen Geſprächs der beiden verharrte ſie in dieſer Stellung, ohne eine Bewegung zu tun oder eine Miene zu verändern, ihre dunklen Augen in die des Fremden bohrend. Der Advokat fuhr in höhniſchem Tone fort: „Verzeihen Sie, daß ich mir's in Ihrer Gegenwart bequem mache. Wie ich bemerke, ſind Sie über die Ausſtattung dieſes Gemaches erſtaunt. Kurz vor Ihnen war nämlich ſchon ein anderer höflicher Herr bei mir: ein Herr vom Gericht. Er machte ſich die Unbequemlichkeit, mit Hilfe einiger Facchini alles überflüſſige Gerät aus meiner Wohnung zu ſchaffen. Dieſes Lager mußte er mir laſſen. Leider iſt es nicht das Bett der Kleopatra, obgleich ihre ägyptiſche Majeſtät ſicher nicht ſo ſchön war wie hier die kleine Bicetta. Es gibt eben keine Gerechtigkeit auf der Welt."

„Laſſen Sie dieſen Ton!“

„Erſcheint er Ihnen noch immer nicht höflich genug, Herr ...“

Der Profeſſor nannte ſeinen Namen noch einmal.

„Muß ich Sie bei Ihrem Namen nennen?“

„Sie dürfen es ſich erſparen.“

„Ich kann Sie ja ‚höflicher Herr‘ titulieren ... Was alſo iſt Ihr Begehr, höflicher Herr? Wenn es mir möglich ſein ſollte, wird Ihr Wunſch mir Befehl ſein.“

Seine Empörung bemeiſternd, ſagte der Profeſſor: „Fahren Sie nur fort, mit mir in ſolchem Tone zu ſprechen. Es iſt von Ihnen zu mir gerade der rechte Ton. Ich möchte aus Ihrem Munde keinen anderen hören.“

„Wie Sie wünſchen ... Mit Ihrer Erlaubnis!“

Und der Menſch ſtreckte ſich der Länge nach auf dem Bette aus, an deſſen Kopfende die Vicetta ſtand und zu dem Manne Namens Hille ſtarr hinüberſah.

„Von Ihrer armen verſtorbenen Frau rede ich nicht.“

Der Advokat unterbrach ihn: „Daran tun Sie wohl, verſtehen Sie mich? Daran tun Sie ſehr wohl! Ich erlaube keinem Fremden, auch nicht einem Manne von Ihrer Höflichkeit, ſich um meine Privatverhältniſſe zu kümmern.“

„Und wenn ich dies trotzdem täte?“

„So könnte es geſchehen, daß ich weniger höflich gegen Sie ſein müßte, als Sie gegen mich ſind.“

Sor Riccardo rief mit vor Erregung bebender Stimme: „Ihr Sohn ſprang geſtern nacht in den Fluß. Sie trieben auch Ihren unglücklichen Sohn dazu, ſeinem Leben gewaltſam ein Ende zu machen. Zufällig kam ich des Wegs. Ich rettete Ihren Sohn. Er befindet ſich bei mir. Ich kam, um Ihnen zu ſagen, wo Ihr Sohn iſt. Nach dieſer Mitteilung geſtatten Sie mir vielleicht doch, mich in Ihre Privatverhältniſſe zu miſchen? Sie ſind zu troſtlos, zu furchtbar, um es mit Vergnügen zu tun. Ich tue es mit Empörung, mit Abſcheu. Jawohl, Herr Advokat Lippi, der Sie Frau und Sohn in den Tod trieben: mit Abſcheu ſpreche ich zu Ihnen.“

Sor Riccardo erhielt keine Antwort. Der Mann auf dem Bette hatte die Augen geſchloſſen und holte ſchwer Atem. Die Bicetta regte ſich nicht, ſtarrte aus weit offenen Augen herüber.

„Hörten Sie nicht? Ich brachte Ihnen eine entſetzliche Nachricht, entſetzlich für jedes menſchliche Gefühl, und Sie ſind des Unglücklichen Vater ... Was ſagen Sie?“

„Scheren Sie ſich hinaus!“

„Sobald Sie mir ſagten, was mit Ihrem Sohne geſchehen ſoll, werde ich Sie verlaſſen; ſobald ich von Ihnen gehört habe, daß Sie alle Anſprüche auf ihn aufgeben. Sollten Sie jedoch im Sinne haben, Ihren Sohn von mir zurückzufordern, ſo müßte ich gegen Sie die Hilfe der Polizei anrufen. Als Advokat werden Sie wiſſen ...“

„Ich weiß, daß der Junge ein Laſterbube iſt. Und ich weiß, daß ich nicht einmal für die Bicetta Brot im Hauſe habe, und die Bicetta will Kuchen eſſen ... Wie viel geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Tunichtgut für alle Zeiten überlaſſe?“

Einen Augenblick verlor der Profeſſor alle Faſſung. Mit faſt erſtickter Stimme ſtieß er hervor: „Sie wollen Geld für Ihren Sohn?“

„Wie viel geben Sie mir für ihn? Ich brauche Geld, viel Geld. Sie ſehen es ja; denn Sie ſehen ja doch die Bicetta.“

Er öffnete die Augen, fuhr jäh in die Höhe, wendete ſich nach dem Mädchen um, ſtieß ein krampfhaftes Gelächter aus:

„Die Bicetta! Sie ſehen ſie ja!“

„Geld wollen Sie? Wie viel? Ich bin kein reicher Mann.“

„Leihen Sie mir — zwanzigtauſend Lire. Zwanzigtauſend Lire leiht ein Galantuomo dem anderen gegen Zinſen. Zehn Prozent, wenn Sie wollen, obgleich es Wucherzinſen ſind. Ich werde Ihnen einen Schuldſchein ausſtellen. Wollen Sie? Ein Kavalier hilft dem anderen.

Sie ſind doch wohl ein Kavalier? Jedenfalls bin ich einer. Was meinſt du, Bicetta? Zwanzigtauſend Lire für den hübſchen Jungen?“

Die Bicetta regte ſich nicht, ſtarrte den Profeſſor an. Dieſer ſagte: „Wenn ich Ihnen die zwanzigtauſend Lire ſchenke, würden Sie dann ...“

„Dann kann ſich der Bengel bei Ihnen noch einmal wie eine Ratte erſaufen. Geben Sie mir die zwanzigtauſend Lire und nehmen Sie den Bengel. Um weniger tu' ich es nicht. Schon der Bicetta willen, die ſchöne Kleider und goldene Ketten tragen will. Sonſt läuft ſie mir fort. Und ehe ich ſie fortlaufen laſſe, verkaufe ich Ihnen meine Seligkeit, wenn Sie ſie für Geld haben wollen.“

Er lachte, daß es ihn ſchüttelte.

„Alſo das Geld ...“

„Gegen Schuldſchein und Zinſen.“

„Bis wann brauchen Sie es?“

„Bis wann? Ich ſagte Ihnen ja, die Bicetta will Kuchen eſſen, und es iſt nicht einmal Brot im Hauſe.“

„Ich müßte erſt etwas verkaufen, bevor ich Ihnen das Geld auszahlen kann.“

„So verkaufen Sie. Schnell!“

„Einſtweilen, für den Augenblick ...“

Und Richard Hille ſuchte in ſeiner Weſtentaſche, die ſein Portemonnaie war.

„Gut! Geben Sie! Damit ich der Bicetta einſtweilen Kuchen kaufen kann.“

„So viel ich bei mir habe. Es iſt ſehr wenig.“

„Genieren Sie ſich nicht. Ich tu' es auch nicht, wie Sie ſehen.“

Sor Riccardo ſah ſich hilflos nach einem Gegenſtand um, darauf er das Geld — es war ein Zwanziglireſtück — hätte legen können. In dem Zimmer befand ſich in der Tat nur das Bett.

Der Advokat wollte ſich ausſchütten vor Lachen: „Geben Sie es mir ruhig in die Hand... Sehen Sie wohl, daß Sie ſich genieren? Ein Kavalier vor dem anderen!“

„Sie ſollen die zwanzigtauſend Lire erhalten, und das in der erſten Stunde, in der ich ſie mir verſchaffen kann.“

„Alſo gehen Sie.“

Das tat der Profeſſor. Er beeilte ſich, möglichſt ſchnell von dieſem Menſchen und dieſem Weibe, aus dieſem Zimmer, dieſer verfaulten verpeſteten Lebensluft zu kommen, in der ein junger, noch guter Menſch zum Selbſtmord getrieben wurde, weil er ſich nicht ganz vergiften laſſen wollte.

Auf der feuchten finſteren Treppe hörte er einen leichten Schritt hinter ſich her kommen. Er fühlte, wer es war: die Bicetta. Er hörte die Bicetta dicht hinter ſich flüſtern, hörte ſie ihm zuziſcheln: „Und wenn er mich auch haßt und verabſcheut — zu mir kommen und von mir ſich küſſen laſſen muß er doch.“

V

Sor Riccardo eilte noch immer, was er eilen konnte, um aus der Straße, aus der ganzen fürchterlichen Gegend fortzukommen. Ihm war, als ob er die verpestete Luft in seiner reinlichen Gelehrtenseele mit sich davontrüge. Am liebsten hätte er zunächst die höchste Höhe erstiegen, um sein beflecktes Innere dort oben rein zu beten. Doch fehlte ihm die Gelegenheit, solchem faustischen Triebe zu folgen; er hätte denn die Peterskuppel für einen Alpengipfel nehmen müssen. Auch hatte er Wichtigeres zu tun als ein derartiges seelisches Auslüften, als überhaupt an sich selbst zu denken.

„Der arme Junge! Der arme Junge!"

Indem er die Straßen durcheilte, waren es wiederum diese Worte, die er beständig vor sich hinmurmelte, mit einem Ausdruck von Mitgefühl, als müßte er den Geretteten noch einmal aus den Wirbeln des Flusses ziehen, zum Leben empor. Ach, es waren ganz andere, viel verderblichere Fluten, aus denen er den Jüngling an diesem leuchtenden Sommertage glücklich an ein rettendes Ufer gebracht hatte: aus der Schlammflut eines solchen Vaterhauses, eines solchen Daseins an einen Strand, wo Blumen für ihn aufblühen sollten: Lebensblumen, ein ganzer Lenz von Blüten!

Den ersten freien Wagen hielt er an. Zum ersten Male seit seiner Ankunft in Rom handelte er nicht mit dem Kutscher. Am liebsten hätte er doppelte und dreifache Taxe geboten, um möglichst schnell fortzukommen: dorthin, wo der arme Junge seiner Rückkehr gewiß mit Todesangst harrte.

„Monte Caprino! Fahr schnell!"

Ihm fiel ein, der Kutscher könnte über den weiten Weg

zornig werden und langsam fahren, und er versprach daher — auch zum ersten Mal während seines langen Römerlebens — eine gute „mancia“. Wäre Tante Dora vorhin weniger sonderbar gewesen, so würde er trotz seiner Eile auch jetzt den Umweg durch die Via Rasella nicht gescheut haben, um ihr das Resultat seines Besuches mitzuteilen. Aber wie sie die ganze Sache auffaßte: ohne alle Freude, voller Sorgen und Angst, unterließ er es.

„Tante Dora! O Tante Dora!“

Er hatte sein Vorhaben erreicht: der ‚arme Junge‘ war sein, war Sor Riccardos Junge geworden! Er hatte das fremde Stück Leben zu seinem eigenen Leben gemacht, besaß fortan einen Sohn, einen schönen prächtigen Sohn; trotz jener abscheulichen Pesthöhle und trotz Tante Doras unfreundlicher Sorge einen geradezu herrlichen Knaben.

Aber seine zweite Absicht: hatte er auch diese erreicht? Hatte er den Advokaten Luigi Lippi wirklich moralisch vernichtet?

Bis zu diesem Punkte seiner Betrachtung gelangt, fühlte der Buonissimo, daß er allen Grund hatte, nicht allzusehr als Triumphator auf seinen Kapitolinischen Hügel zurückzukehren. Als ein durch und durch ehrliches Menschenkind, wie der gute Herr bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele hinein war, mußte er sich gestehen, daß er, was diesen Punkt betraf, eine schwere Niederlage erlitten hatte. Nicht einmal die Bewilligung der zwanzigtausend Lire geforderten Kaufgeldes, selbst nicht der mit größter Kaltblütigkeit angenommene jammervolle „Vorschuß“ hatte auf den Herrn Advokaten den geringsten Eindruck gemacht.

Zwanzigtausend Lire —

Die große Summe mußte schnell beschafft werden, womöglich noch heute. Erhielt der Mensch das Geld nicht bald, so konnte ihm einfallen, den Sohn zurückzufordern oder sonst einen Druck auszuüben. Unvorsichtigerweise hatte Sor Riccardo dem Menschen seine Adresse gesagt. Vielleicht kam er oder schickte die Bicetta ...

Die Bicetta!

Daß es ſolche Frauenweſen gab. So ſchön und ſo teufliſch. Denn ſchön war ſie. Darauf verſtand ſich der alte Schönheitskenner.

Was hatte jener Menſch geſagt? Von ſeinem eigenen Sohne! Daß dieſer ... Sor Riccardo beſann ſich nicht mehr genau ... So fürchterlich von ſeinem eigenen Sohn zu ſprechen! In ſolchem Augenblick! Hätte er doch nur ſeine Brille abgenommen, damit der Menſch ſeine vor Verachtung und Empörung flammenden Augen geſehen hätte! Die blauen Brillengläſer trugen Schuld daran, daß er den Menſchen nicht moraliſch vernichtet hatte.

Aber die zwanzigtauſend Lire —

Er befahl dem Kutſcher, durch die Via Tor'di Nono zu fahren, und ließ in der Nähe vom Palazzo Borgheſe halten. Hier wohnte einer der größten römiſchen Antiquare, den Sor Riccardo jedoch niemals aufſuchte: der Menſch handelte nicht nur mit antiker Kunſt, ſondern trieb förmlich Wucher damit. Deshalb war er dem deutſchen Gelehrten verhaßt; und das umſomehr, weil er von allen Kunſthändlern Roms die ſeltenſten, die herrlichſten Stücke beſaß. Seine Wühler und Spione waren durch das ganze Land verbreitet. Zu „empörend" geringen Preiſen kaufte er die köſtlichſten Werke an, um ſie für Rieſenſummen zu verſchachern. Gerade das Schönſte und Seltenſte hinüber nach Amerika. Natürlich nach Amerika!

Der große Mann — er hatte das Äußere und Weſen eines Grandſeigneur, deſſen Ahnen mit Lucullus Muränen geſpeiſt hatten — empfing den Archäologen in ſeinem prächtig ausgeſtatteten Privatgemach mit einer Höflichkeit, als käme ſeinesgleichen zu ihm: „Herr Profeſſor, welche Ehre! Sie ſind ein ſeltener Beſucher! Was verſchafft mir das Vergnügen? Gewiß hörten Sie von meinem ‚Hermes'. Helleniſch, verſichere ich Sie. Griechiſche Originalarbeit, Herr Profeſſor! Und wo gefunden? In dem Hofe eines Nonnenkloſters. Göttlicher Praxiteles! Dort lag der unſterbliche Marmor unter Diſteln und Dornen. Der große Morgan will mir ein fürſtliches Vermögen dafür geben."

„Verkaufen Sie also Ihren göttlichen Hellenen an den Milliardär... Nein, Herr, ich kam nicht Ihres Hermes willen zu Ihnen."

„Immerhin eine große Ehre für mich. Bitte, setzen Sie sich."

Aber Sor Riccardo blieb stehen, und zwar in seiner steifsten Haltung, die Ursache seines Besuches erklärend: „Neulich waren Sie bei mir und fanden mich nicht zu Hause. Trotzdem drangen Sie bei mir ein. Natürlich war es die Schuld meiner Wirtin; in Zukunft verbitte ich mir jedoch dergleichen Zudringlichkeiten. Sie sahen bei mir den Eros. Er gefiel Ihnen. Sie machten mir dafür ein Angebot, ohne zu fragen, ob ich das Kunstwerk — es ist griechische Originalarbeit, Herr! — überhaupt fortgeben wollte. Ich wollte es nicht. Verstehen Sie mich? Zwanzigtausend Lire boten Sie mir dafür, obwohl Sie wissen, daß der Eros mit hunderttausend miserabel bezahlt wäre. Überhaupt ‚bezahlt' ... Aber das verstehen Sie nicht. Wie sollten Sie das verstehen können? Kurz und gut: ich komme zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich eines anderen besonnen habe."

„Sie bieten mir also Ihren Eros an? Wie gesagt, zwanzigtausend bar ausbezahlt."

Mühsam, als würde ihm das Sprechen schwer, erwiderte der Archäologe: „Ich biete Ihnen meinen Eros an. Für fünfzigtausend Lire bar ausbezahlt können Sie ihn bei mir abholen lassen. Heute noch."

„Ich biete Ihnen zwanzigtausend."

„Und ich sage Ihnen: fünfzigtausend. Sie wissen sehr wohl, daß Ihnen Ihr ‚großer Morgan' dafür ein ‚fürstliches Vermögen' geben würde, ohne mit Ihnen zu handeln — wie ich leider muß ... Also bis heute abend die fünfzigtausend Lire, oder ich wende mich direkt an Ihren Amerikaner, obgleich ich mich sonst auf dergleichen Geschäfte schlecht verstehe. Empfehle mich Ihnen."

„Herr Professor! So hören Sie doch ..."

Der Professor hörte nicht. Er hätte sonst aus dem

Munde des großen Mannes hören können, daß er ein deutscher Bär sei. Überdies ein Esel. Denn nur ein Esel konnte den Eros für solche Summe verkaufen. Aber so waren Sie nun einmal, diese Deutschen!

— — — — — — — — — — — — — —

Also die Kaufsumme war beschafft. Der Überschuß — außer zehntausend Lire, die er dem Kapuzinerkloster schenken wollte — sollte sein bleiben. ‚Lieber hungere ich, als mich von dem Eros trennen,‘ hatte er zu hundert Malen seiner guten Freundin, zu tausend Malen sich selber versichert. Und jetzt —

Jetzt hatte er den geliebten Marmor verkauft! Vielmehr: er hatte ihn gegen ein blühendes Menschenleben eingetauscht. Durfte der Handel ihn traurig stimmen? Durfte er bereuen, ihn gemacht zu haben? Wäre das leiseste Zucken von Reue nicht ein Unrecht gewesen? Ein Unrecht gegen denjenigen, zu dessen Gunsten er den Tausch gemacht? In seiner unbestechlichen Ehrlichkeit tat der Professor die Gewissensfrage mit tragischem Ernst; sie sich selbst ebenso pathetisch beantwortend: „Das leiseste Zucken von Reue wäre eine Niederträchtigkeit, einfach eine Infamie. Ich werde niemals bereuen. Etwas betrübt bin ich allerdings über den Verlust meines Eros. Darüber nicht betrübt zu sein, wäre ein Unrecht gegen mein Kunstwerk, welches für mich ein Stück Lebensglück war. Und das kein geringes.“

Der Besuch bei dem Händler mit Kunst und Schönheit hatte nicht volle fünf Minuten gedauert. Trotzdem empfand Sor Riccardo die kurze Verzögerung wie eine verschuldete Verlängerung von Marcos gewiß qualvollem Zustand. Er trieb den Kutscher zur Eile. Wie gewöhnlich hatte er von allen Rosinanten der ewigen Stadt den elendesten Gaul. Das gehörte nun einmal zu seinem römischen Pech.

Es gab für ihn nichts so Aufregendes, als in Rom zu fahren, wenn er Eile hatte. Dieses Gedränge von Wagen

in den engen Straßen! Dabei ſchien außer ihm kein anderer Menſch Eile zu haben. Der Kutſcher ſelbſt am wenigſten. Die Gemütsruhe dieſes Mannes empörte den Profeſſor, der in Rom überhaupt aus den Aufregungen nicht herauskam. Entweder war es Staunen, Bewunderung, Glückſeligkeit über Roms Herrlichkeiten, die ihn in einen Taumel, in einen wahren Rauſch verſetzten; oder er zitterte vor Wut über irgend eine Niedertracht irgend eines Romulusenkels. Es konnte auch eine Enkelin ſein.

Piazza Montanara — endlich!

Er ließ den Kutſcher halten, bezahlte, gab ein überreiches Trinkgeld und lief durch den dunklen Torbogen wie ein Jüngling den Berg hinauf. Niemals zuvor war Sor Riccardo die ſteile Treppe zu ſeiner hohen Warte ſo behend emporgeklommen; ſelbſt nicht an jenem glücklichen Tage, an dem er, von Tante Dora zurückkommend, zum erſten Male den Eros in ſeinem Zimmer wußte, jenen Profanraum zu einem Tempel weihend.

Obgleich er den Wohnungsſchlüſſel bei ſich hatte, zog er die Klingelſchnur, als ob er ſie abreißen wollte, empört, daß ihm nicht in demſelben Augenblick geöffnet wurde, und ſein „amici“ ſchon ſchreiend, bevor die liebliche Stimme ſeiner Padrona ſich erkundigte, wer da wäre. Die Klingelſchnur ziehend, beſann er ſich auf den Schlüſſel, ſchloß ſelbſt auf, ſtürmte an der ſich langſam heranwälzenden Signora Clelia vorüber, ohne dieſe würdige Dame im geringſten zu beachten, ſeinen Gemächern zu.

Was war das? Stimmen in ſeiner Wohnung! Leute bei Marco! Wer? Wer anders als jener Galantuomo von Vater und die Vicetta! Der Advokat und das gelbhaarige Frauenweſen waren ihm zuvorgekommen, um ihm den Jungen zu entführen. Der Schreck, den er bei dieſer Vorſtellung empfand, machte ihn ſo beſinnungslos, daß ihm gar nicht einfiel, wie jene unmöglich vor ihm hätten da ſein können. Er riß die Türe auf und —

Und er ſah bei ſeinem neuem Stück Lebensglück ſeine

gute alte Tante Dora; ſah Paolucc'! Wahrhaftig: auch Paolucc' war gekommen!

Ja, und wie ſah er die drei beiſammen? Als ob ſie immer beieinander geweſen wären, als ob ſie zueinander gehörten: Profeſſor Hilles alte Tante Dora und Sor Riccardos Junge! Die nämliche Tante Dora, die ihn — vor wenigen Stunden war es geweſen — mit flehend emporgehobenen Händen beſchworen hatte, den durch ihn aus den Fluten des Stromes Geretteten aus ſeinem reinlichen Zimmer und ſeinem ehrlichen Herzen wieder zurückzuſtoßen in die Schlammfluten des Vaterhauſes.

Marco lag lang ausgeſtreckt in Sor Riccardos Arbeitszimmer auf Signora Clelias beſtem Sofa, und die beiden Frauen waren um ihn beſchäftigt, als ob der große Junge ein krankes Wickelkind wäre. Alle drei machten glückliche, geradezu ſtrahlende Geſichter. Der Buoniſſimo glaubte geſehen zu haben, wie Tante Dora bei ſeinem Eintritt ſich zärtlich über Marco gebeugt und Paolucc' ſeinen ſchwarzen Lockenkopf getätſchelt hatte.

Jetzt waren die beiden von dem jungen Manne fortgewichen, und Tante Dora kam dem eintretenden Hausherrn entgegen. Als ſie dicht bei ihm ſtand, flüſterte ſie ihm zu: „Verzeihen Sie, alter Freund. Ich tat Ihnen heute weh und bitte es Ihnen ab. Sie haben recht: der Junge iſt ein entzückendes Menſchenkind und ... Verzeihen Sie mir! Natürlich müſſen Sie den Jungen behalten."

„Muß ich?"

„Er muß Ihr Junge werden: Richards Junge!"

„Erſt werden? Er iſt es ſchon!"

„Alſo behalten Sie ihn?"

„Ja, ja ... Ich ſoll Ihnen verzeihen, ſagen Sie? Ich danke Ihnen, daß Sie herkamen. Ich werde es Ihnen niemals vergeſſen. Und daß auch Paolucc' gekommen iſt! Es ſieht Ihnen jedoch ähnlich; es iſt eine echte Tante Dora-Tat. Sie wiſſen doch, was eine echte Tante Dora-Tat iſt? Das Beſte, Richtigſte, Schönſte auf der Welt. Wenn

Sie es bis jetzt nicht wußten, so sage ich es Ihnen hiermit."

Obschon sie Deutsch sprachen, hatten beide im Flüsterton geredet. Dann rief der Professor auf Italienisch: „Wir schwatzen zusammen, und Marco weiß noch gar nichts."

„Sie waren bei meinem Vater, und ich darf bei Ihnen bleiben?"

„Bei mir bleiben!"

Damit lief der alte Germane auf den jungen Römer zu, riß ihn vom Lager auf, umarmte ihn, küßte ihn; umarmte ihn wieder, küßte ihn wieder. Dann sah er sich nach Tante Dora und Paolucc' um, als ob er sie auffordern wollte, das gleiche zu tun und seinen Jungen auch zu umarmen, auch zu küssen. Die beiden wären dazu auch gleich bereit gewesen.

„Was sagte mein Vater? Und was sagte —"

„Laß das jetzt ... Natürlich duze ich Dich, und Du duzest mich. Sei ganz ruhig. Alles ist geordnet. Sorge Dich um nichts. Denke jetzt nur daran, daß Du ein neues Leben beginnen willst, ein anderes, besseres, glücklicheres. Wir helfen Dir dabei: Tante Dora — das ist nämlich Tante Dora — und Paolucc' auch. Du wirst bald wissen, wer und was Tante Dora und Paolucc' eigentlich sind ... Wie kommt Ihr eigentlich hierher?"

Tante Dora, mit feuchten Augen lachend, erklärte: „Wie? Per Wagen. Allerdings nicht für die halbe Taxe. Als Sie fort waren, als ich Ihnen Ihr gutes goldenes Herz schwer gemacht hatte ... Seien Sie ganz still! Sie wissen, daß es ein goldenes Herz ist; und wenn Sie es bis jetzt nicht wußten, so sage ich es Ihnen hiermit ... Als Sie so betrübt davon schlichen, ging ich in die Küche zu Paolucc', erzählte ihr die Geschichte, erzählte ihr alles, und — stellen Sie sich vor: Paolucc' schalt mich. Wie sie mich schalt! Als ob ich an ihrem Buonissimo eine Untat begangen hätte."

Tante Dora sprach Deutsch. Paolucc' hätte sie jedoch verstanden, wenn sie Chinesisch gesprochen hätte. Sie war

wieder einmal ganz „Auge“. Mit ihrem schwärzesten, ihrem strahlendsten Augenpaar lachte sie ihren Liebling — denn das war Richard Hille! — gerade in sein ehrliches, gleichfalls strahlendes Gesicht, ihm heftig ihre höchste Billigung seiner Handlungsweise zunickend, während ihre Herrin fortfuhr: „Paolucc' sagte: ‚Jetzt machen Sie sich sogleich zurecht, fahren mit mir zu ihm und sehen selbst nach. Der arme Junge muß ja doch Wäsche haben. Oder wollen Sie, daß er nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe hat? Denn des Professors Hemden passen ihm sicher nicht.‘ Sie hatte wieder einmal ganz herrlich recht. Und so kamen wir denn.“

Glückselig wiederholte Richard Hille: „Und so kamen Sie denn! Tante Dora sah den Jungen, sah ein, daß mir ein großes Glück begegnet ist, daß er *mein* Junge werden muß.“

„Sah es sogleich ein, hätte es auch ohne Paolucc' sogleich eingesehen. Es war aber doch gut, daß auch sie mitkam; denn — sehen Sie nur!“

Damit zeigte Sie triumphierend einen beschriebenen Bogen Papier.

„Was ist das wohl? Eine Liste, eine sehr lange Liste, wie Sie sehen. Was steht wohl darin? Alles, was der Junge für sein neues Leben notwendig hat. Wer ließ alles gleich für ihn aufschreiben? Paolucc'! Wer hat nicht ein einziges Stück vergessen? Paolucc'! Wer wird die Aussteuer für Richards Jungen Stück für Stück besorgen? Paolucc'!... Und die Patin von Richards Jungen ... Wer ist diese? Tante Dora!“

„Und Paolucc'. Selbstverständlich auch Paolucc'!“ rief Sor Riccardo, an Lellas Frau Mutter sich wendend.

Diese strahlte und nickte. Alle drei strahlten und nickten. Dem jungen Manne nickten sie zu, der über die lange Liste seiner Aussteuer eine kindliche Freude bezeigte.

Nun wurde es immer fröhlicher, geradezu festlich. Tante Dora, die an „alles“ dachte, hatte auch an das Mittagessen gedacht, welches in Signora Clelias Küche von der sabinischen Magd unter Oberaufsicht von

Paolucc' bereitet wurde: Cucuzi mit Tomaten; Huhn mit Reis; Sabaione — auf gut Deutsch: ‚Chaudeau.'

In Sor Riccardos Studio deckte Tante Dora eigenhändig den Tisch, den sie mit roten Nelken bestreute. (An die roten Nelken hatte Paolucc' gedacht; sie stammten von Tante Doras Terrasse.) Die Stelle des Sektes vertrat bei dem Festmahl Orvieto spumante, und der junge Marco war Ehrengast. An seiner einen Seite saß Tante Dora, an der anderen Sor Riccardo. Paolucc' wollte bei Tisch bedienen, was jedoch unter allgemeiner Entrüstung abgelehnt wurde: auch Paolucc' mußte an der Festtafel sitzen, auch sie wurde geehrt und gefeiert. Statt ihrer trug die Sabinerin die Speisen auf. Sie war ein junges, braunes, wild ausschauendes Geschöpf in bunter Nationaltracht, was die Stimmung der beiden Alten wesentlich erhöhte.

Marco wurde von zwei — nicht doch! — von drei Seiten der Teller voll der besten Speisen gehäuft: die zartesten jungen Kürbisgurken in einem Purpurstrom von Pomi d'oro; Hühnerbrust auf einem dick mit Parmesan bestreuten Reishügel; das größte Glas des Hauses bis zum Rand mit der süßen schaumigen Lieblingsspeise der Römer angefüllt. Er ließ es sich prachtvoll schmecken. Und wie liebenswürdig er war! Wie die kleine Tafelrunde noch niemals ein so schönes Jünglingsantlitz gesehen hatte, so war ihnen auch noch niemals ein ähnlich warmherziges, Liebe und Glück ersehnendes, Zärtlichkeit und Hilfe bedürftiges junges Gemüt begegnet. Was Tante Dora vollends bezauberte, war, daß er mit Blicken glühender Dankbarkeit an dem Gesicht seines Retters hing. Einmal sprang er vom Tisch auf, stürmte zu dem Professor, ergriff dessen Hand, küßte sie mit einem Ausdruck von Innigkeit, von Inbrunst, daß er wie ein junger Heiliger aussah, der eine Adoration verrichtete. Glücklicherweise standen ihm Richard Hilles beste Kleider etwas komisch, sonst wäre die Situation noch tragisch geworden.

Am Schlusse des Mahles geschah etwas Außergewöhnliches: Tante Dora hielt eine Rede; noch dazu eine

italieniſche Rede. Sie lautete: „Ich will hier öffentlich bekennen, daß ich eine bösartige Perſon bin. Obendrein eine ſchlechte Freundin. Als mein geliebter Buoniſſimo heute mit ſtrahlendem Geſicht zu mir gelaufen kam, um mir die große Freudenbotſchaft zu melden, daß er über Nacht einen Sohn bekommen habe, da war ich ſo ſchlecht und bösartig, mich nicht mit ihm zu freuen und ihm dadurch ſeine Freude gründlich zu verderben. Denn ſo iſt er nun einmal: viel zu gut iſt er! Viel zu gut gegen alle Welt, alſo auch gegen ſeine alte törichte Freundin. Dieſe dachte, als er heute bei ihr war, an ſeine viel zu große Güte; und ſie dachte an die Undankbarkeit der Menſchen, an das Häßliche auf der Welt. Sie dachte an ſchmerzliche Erfahrungen, an bittere Enttäuſchungen, an Kummer, Leid und Gram. Und ſie war ſo töricht, ihre dummen Gedanken nicht für ſich zu behalten, was von ihr tauſendmal geſcheiter geweſen wäre. Aber geſcheit iſt ſie nun einmal nicht. Nun ſchämt ſie ſich in tiefſter Seele. Undankbarkeit, dieſes abſcheulichſte aller Laſter, fürchtete ſie für den treuſten aller Freunde. Auch Sor Riccardos Junge muß mir verzeihen; denn ich beſorgte: er könnte gegen den beſten aller Menſchen undankbar ſein und ſchmerzliche Erfahrungen, bittere Enttäuſchungen, Leid, Kummer und Gram über meinen alten Kameraden bringen: er, der mit ſolcher Innigkeit Richard Hilles Hände küßte: die Hände, die ihn aus der Tiefe des Stromes gezogen haben.

„Und Du, Richards Junge — denn auch ich duze Dich fortan, da Du fortan auch mir angehörſt — Du tateſt tauſendmal recht, dieſes Mannes Hand an Deine Lippen zu drücken. Es iſt die ſtarke Hand, die Dich am Leben erhielt; und es iſt die treue Hand, die Dich in Deinem neuen Leben führen, Dich ſtützen und halten wird: ſo ſtark und treu, wie eines Mannes Hand nur ſtützen und halten kann. Es iſt eine geſegnete Hand! Das Herz, welches dieſe Hand in Kummer und Schmerz und Leid erbeben macht, muß ein durch und durch verderbtes, ein ſchlechtes Herz ſein . . ."

„Tante Dora! O Tante Dora!"

Richard Hille war's, der dieſen Ruf ausſtieß. Er ſah Marco totenbleich werden und ſeine Züge den Ausdruck eines Schreckens, dem Entſetzen gleich, annehmen. Aber der junge Mann faßte ſich. Er ging zu der alten Dame, ſchaute ſie mit einem leuchtenden Blicke an, ſagte mit tiefem Ernſte: „Sie haben recht! Nur ein durch und durch ſchlechter Menſch kann ein Unrecht begehen, welches, an dieſem Manne begangen, ein Verbrechen ſein würde. Ich bin kein guter Menſch. Das fühlte ich geſtern, als ich mich ſelbſt aus der Welt ſchaffen wollte; das fühle ich heute, da ich wieder in die Welt zurückgekehrt bin, wo ich ſo viele gute Menſchen ſehe, die mir helfen wollen, ihnen gleich zu werden. Helft mir! Sie alle werden ſehen, daß mein Herz guter Empfindungen fähig iſt; denn ich fühle, daß es dankbar ſein, daß es lieben kann. Ich liebe Sie, den beſten der Menſchen!"

Marco hatte die letzten Worte an ſeinen Retter gerichtet. Er ſah dabei ſo ſchön, zugleich ſo ritterlich und edel aus, daß es kein Wunder war, wenn der Buoniſſimo in dieſem Augenblicke glaubte: Paolucc' hätte ihm einen Beinamen gegeben, der ganz und gar nicht zu ihm paßte, und er müßte eigentlich der „Felicissimo" — der Glücklichſte — genannt werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Daran hatte Tante Dora nicht gedacht! Als ſie alle beiſammen ſaßen, ging die Türe auf, und der ſchwarze Kaffee wurde gebracht. Von wem wohl? Nicht von der Sabinerin. Den heißen duftenden Trunk kredenzte Paolucc's Töchterlein, die liebliche Lella. Ganz heimlich hatte der Profeſſor einen Boten fortgeſchickt, um den holden Genius der Via Raſſella auf den Monte Caprino zu befördern, und zwar mittels einer Droſchke, für die der Profeſſor mit Freuden die ganze Taxe bezahlte.

Tante Dora ſprang auf, nahm der kleinen Hebe den Trunk ab, ergriff ſie bei der Hand und führte ſie Sor Riccardos Jungen zu: „Gebt euch die Hand und haltet gute Kameradſchaft!"

Sämtliche Anwesenden hatten ihre helle Freude an der reizenden Gruppe der beiden jungen Leute, welcher der Archäologe in seiner Begeisterung über so viel Jugend und Schönheit ohne weiteres einen klassischen Namen beilegte: ‚Amor und Psyche'. Der Name des berühmten mythologischen Liebespaares schien dem alten Herrn für die beiden gerade gut genug.

Ein anderer Eros, das Werk eines griechischen Meisters aus Marmor von Paros, stand inzwischen am Fußende von Sor Riccardos Lager, von dem Faltenwurf eines Stückes alten Genueser Purpursamts verhüllt, ein verschleiertes Götterbild. Der Professor zitterte vor dem Augenblick, da Tante Dora ihn bitten würde, ihr sein geliebtes Kunstwerk zu zeigen: mußte er sie doch bei jedem Besuche davor führen. Dann standen die beiden guten Leutlein staunend und bewundernd vor der Statue, die selbst in ihrer Verstümmelung von überirdischer Schönheit war, und hielten stille Andacht miteinander. Hätte sie nun heute, gerade heute, den Marmor zu sehen verlangt, so wäre dies für ihren alten Freund einer der schmerzlichsten Augenblicke seines ganzen Lebens gewesen; denn er hätte dabei denken müssen, daß heute der letzte Tag war, an dem der Gott bei ihm weilte. Wenn man kam, um den Marmor davon zu tragen, würde es sein, als ob man ihm den genius loci nähme. Da mußte denn freilich der Lebende sein guter Genius werden. Und das nicht allein der des Ortes.

— — — — — — — — — — — — — —

Tante Dora nebst Paoluccia und Lella waren glücklich fortgeschafft worden, bevor in des Professors Wohnung der Antiquar erschien. Denn der große Herr kam in eigener Person, um den Kaufpreis bar auszuzahlen und die Ware in Empfang zu nehmen. Der Professor wußte: hätte er noch mehr gefordert, so würde er noch mehr erhalten haben. Zu seinem eigensten Schaden besaß er nun einmal nicht das Talent zu einem Geschäftsmanne; geschweige denn zu einem Geschäftsmanne in solcher ‚Branche'.

Während die Sache erledigt wurde, mußte Marco im Arbeitszimmer auf dem Diwan liegen bleiben. Für ihn war es völlig überflüssig, von dem Handel zu erfahren. Wußte er doch gar nicht, was der Eros des Professors Hille war und was der junge Griechengott für diesen bedeutete. Er durfte es niemals wissen.

Bare fünfzigtausend Lire! Soviel Geld hatte Sor Riccardo noch niemals beisammen gehabt. Er hielt das viele Geld in den Händen und sah fast freudigen Blickes auf die leere Stelle am Fußende seines Lagers — wahrlich nicht des Geldes willen, sondern wegen des lieben schönen Knaben, der heute „Richards Junge" geworden war.

Aber daß er noch einmal in jene schreckliche Behausung mußte: zurück auf die Prati bei Castelli! Dieser zweite Gang würde ihm noch um vieles schwerer fallen als der Weg am Morgen. Er wollte dieses zweite Mal kein Wort verlieren. Nur das Geld würde er abgeben, den Empfangsschein sich ausstellen lassen: die schriftliche Verzichtleistung des Vaters auf seinen Sohn, und ohne ein Wort wieder gehen. Vielleicht, daß nach stattgefundener Auszahlung seine schweigende Verachtung den Menschen moralisch zermalmte. Wenn auf diesen Menschen irgend etwas vernichtend wirken konnte, so mußte es das sein.

Von den gewaltigen Gemütsbewegungen der letzten vierundzwanzig Stunden zu Tode erschöpft, war Marco von neuem in tiefen Schlaf gesunken. Auf den Zehen schleichend, verdunkelte Sor Riccardo das Zimmer, schloß leise die Tür, verbot seiner Padrona auf das strengste, den Schlafenden zu stören, packte das viele Geld zusammen und stieg eilends seinen Berg hinunter, um auf Piazza Montanara einen Wagen zu nehmen.

Bei anbrechender Dämmerung machte das Straßenviertel, darin sich Marcos Vaterhaus befand, einen etwas weniger trostlosen Eindruck als bei dem goldenen Lichte des Tages. Dafür wirkten Haus, Treppe und Wohnung des Advokaten umso beklemmender auf den späten Besucher. Herr Lippi hatte den Professor nicht erwartet,

ſchien auf das höchſte über ſein Kommen erſtaunt, ſchien nicht zu faſſen, daß ein Menſch ſo verrückt ſein konnte, ihm für den Verzicht auf ſeinen Taugenichts von Sohn Geld zu geben — noch an dem nämlichen Tage die ganze geforderte Summe: bare zwanzigtauſend Lire! Allerdings war der Zahler ein Foreſtiere, ein Tedesco; alſo ein Halbnarr.

Anſtatt moraliſch zerſchmettert zu ſein, ſchien ſich der Herr beim Anblick des vielen Geldes gehoben zu fühlen. Die Vicetta, die das Geld mit gierigen Blicken anſtarrte, mußte von einer gefälligen Nachbarin Tinte und Licht, Papier und Feder beſchaffen; die Kaufſumme wurde von dem Profeſſor ausgezahlt, von dem Advokaten ſorgfältig nachgerechnet und quittiert. Dann ſetzte dieſer mit großer Umſtändlichkeit und ſichtlichem Genuſſe die Verzichtsurkunde auf, die ſelbſtredend nicht den mindeſten Wert hatte. Mit echt römiſchem Pathos ſprach Herr Lippi aus, daß er fortan keinen Sohn mehr beſäße, einen Sohn niemals mehr beſitzen wollte.

Sor Riccardo hielt ſein ſich ſelbſt gegebenes Wort: während der ganzen Zeit blieb er ſtumm, als hätte er die Sprache verloren. Er glaubte, ſein ſtarres Schweigen würde von gewaltiger Wirkung ſein, und bemerkte gar nicht, wie der Advokat ihn mit einer Verachtung behandelte, als wäre er, Profeſſor Richard Hille, der gemeine Schuft und Herr Luigi Lippi ein Galantuomo vom Scheitel bis zur Sohle.

Das letzte, was der Profeſſor von dieſem Herrn beim Verlaſſen der Wohnung ſah, war, wie der Advokat die Vicetta von dem Gelde zurückſtieß.

Jetzt war auch das getan, abgetan; jetzt war Marco Lippi in Wahrheit ſein lebenslängliches geliebtes köſtliches Eigentum: Richard Hilles Junge!

Daß auch dieſe Stunde eine geſegnete war!

VI

Hätte Richard Hille noch in seinen alten Tagen ein Weib genommen, so würde die Veränderung aller seiner Lebensgewohnheiten, seiner ganzen Existenz überhaupt, kaum umwälzender gewesen sein, als es jetzt der Fall war, nachdem er plötzlich zu einem großen ‚Wahlsohn', zu einem ausgewachsenen Jungen gekommen.

Der gelehrte Herr war der Konservativste der Konservativen. Hätten die Fliegen aufgehört, ihn zu umsummen und sein graues Haupt als eine Stätte von ganz besonderer Anziehungskraft zu betrachten, er würde es sogleich bemerkt und sehr übel genommen haben; standen seine Bücher nicht bis auf den Zentimeter in Reih und Glied auf den Regalen, war sein Konzeptpapier nicht auf das Gleichmäßigste geschichtet, nicht mit durchaus regelmäßigen Zahlen nummeriert und lag es nicht auf einem ganz bestimmten Platz auf dem Schreibtisch, so war für ihn an Arbeit nicht zu denken. Wie solche pedantische Ordnung zu seinen notwendigen Lebensbedingungen gehörte, genau ebenso der Wirrwarr von Manuskripten, Fachschriften und Zeitungen über das ganze Zimmer verstreut. Wäre Dame Clelia in einem tadellos sauberen Gewande bei ihm erschienen, würde er es sogleich bemerkt und als eine ungehörige Unregelmäßigkeit unangenehm empfunden haben. Daß seine Uhr — er hatte sie von einem Gevatter zur Konfirmation erhalten — eine Minute früher oder später die Mittagsstunde anzeigte, als vom Janiculus der Kanonenschuß über Rom erdröhnte, gehörte zu den undenkbaren Dingen. Selbst der von ihm verabscheute Scirocco hatte entweder seine drei oder sechs oder neun Tage zu wehen; und wenn nachmittags Schlag fünf die Meerbrise

nicht einſetzte, ſo war in der Natur irgend etwas nicht richtig.

Die Möglichkeit, einen Mittwoch Abend bei Tante Dora zu verſäumen, oder ſeinen Stammtiſch in der Trattorie an Piazza San Marco von einem anderen Gaſte beſetzt zu ſehen, oder Sonntags den Frühzug nach Frascati zu verfehlen — die bloße Vorſtellung eines derartigen Ereigniſſes reichte hin, ihn auf das heftigſte zu beunruhigen.

Und jetzt!

Alles war anders. Es war, als ob das Daſein des gelehrten Herrn ein Kleidungsſtück wäre. Der Rock war ſchlecht und ſchäbig geworden und wurde vom Schneider gewendet. Es blieb derſelbe Rock und war doch nicht mehr derſelbe.

Was Sor Riccardos Leben ſeit jener ereignisreichen ſommerlichen Scirocconacht an Wandlungen durchzumachen hatte, war für ihn herrlich und ſchrecklich zugleich: ſchrecklich ſeiner vielen umwälzenden Veränderungen willen; herrlich, weil es einen Zweck und Inhalt erhalten. Erſt jetzt Inhalt und Zweck! Denn große Gelehrſamkeit war ein wiſſenſchaftlicher Inhalt, die genaue Kenntnis der Antike ein archäologiſcher Zweck; aber Wiſſenſchaft und Archäologie machen das Menſchenleben nicht aus. Das fühlt der Menſch erſt, wenn er alt wird: Profeſſor Richard Hille fühlte es erſt jetzt.

Auch beſtändiger Enthuſiasmus, immerwährendes ſybaritiſches Schwelgen in ſüdlicher Sonne, Schönheit und Daſeinswonne, ſelbſt dieſe ganze glückſelige Romexiſtenz war nicht aller Dinge Beſtes und Glücklichſtes. Der Menſch muß lieben, muß geliebt werden! Vor allem lieben muß der Menſch, einen anderen Menſchen ſein eigen nennen. . .

Während Tante Dora zuſammen mit Paoluccia die Ausſtattung des jungen Herrn beſchaffte — welch eine Ausſtattung: wie für einen ‚Principino‘! —, während die beiden Frauen für das Äußere von Sor Riccardos

Jungen, wie Marcos Name jetzt offiziell lautete, Sorge trugen, wälzte der Professor in seiner Seele große Entschlüsse, die ihn, als sie zuerst in ihm auftauchten, ob ihrer Kühnheit mit Schrecken erfüllten: däuchte ihm doch sein Vorhaben als ein Rühren und Rütteln an den heiligsten Traditionen seines Romlebens, also als offenkundige Freveltat.

Er wollte seine ‚Camera mobiliata' bei der gentilen Familie Panizza aufgeben, wollte nicht länger der Mietsherr der majestätischen Signora Clelia sein, wollte seine Wohnung auf seinem geliebten hochherrlichen Monte Caprino kündigen.

Wäre er allein geblieben, so hätte man ihn einmal aus seiner hohen Warte, den Berg hinunter und über Piazza Montanara auf den Friedhof bei der Pyramide des Cestius tragen müssen. Aber wie es nun einmal gekommen war, mußte er kündigen, eine andere Wohnung suchen, umziehen: seines lieben Jungen willen — allen Göttern sei Dank!

Er trug seine großen Gedanken sogleich in die Via Rasella und vor den Richterstuhl Tante Doras. Paoluccia war erste Beisitzende.

„Natürlich müssen Sie ausziehen. Das ist klar. Sie können mit dem Jungen doch nicht in einer Tonne wohnen, und etwas anderes ist Ihr Schwalbennest nicht. Selbst Diogenes wäre unter solchen Umständen Ihrer Signora Clelia untreu geworden. Signora Clelia — machen Sie sich nur auf eine Ohnmacht gefaßt. Darauf folgt ein Weinkrampf, diesem ein Wutausbruch ... Sie sind ja ganz blaß geworden. Ich glaube gar, der Mann fürchtet sich. Soll ich Ihnen Paolucc' zum Beistand mitgeben? Ja, ja, mein Lieber, man wohnt nicht ungestraft volle fünfunddreißig Jahre als Mietsherr unter dem Glanze eines römischen Frauenschlafrockes von der blendenden Weiße Ihrer Signora Clelia. Das wird ein Geschrei geben!"

„Jetzt machen auch Sie mir bang," seufzte der Gelehrte mit kläglicher Miene.

Ohne eine Spur von Rührung über die ſchreckliche Lage ihres alten Freundes zu zeigen, fuhr Tante Dora unerbittlich fort: „Nehmen Sie ſich Paolucc' mit, rate ich Ihnen: Paolucc' fürchtet ſich nicht. Die hilft Ihnen durch. Die verteidigt ihren Buoniſſimo ſelbſt gegen die Ohnmacht einer Donna Panizza. Wie kann eine Römerin Panizza heißen? Und Sie haben ſich von einer ſolchen unechten Römerin volle fünfunddreißig Jahre knechten laſſen. Es geſchieht Ihnen alſo ganz recht."

„Tante Dora! Seien Sie doch nicht ſo grauſam! Helfen Sie mir lieber!"

„Soll ich Sie etwa in Watte wickeln, Sie alter Achilles! Schon darum könnte ich Ihren hübſchen Jungen lieb haben, weil er Sie von der ſchmutzigen Nachtjacke losbringt. Ach was! Es iſt eine Nachtjacke! Und ſchmutzig iſt ſie auch. Ich weiß nur nicht, wie ſie's anfängt, nicht einmal an Sonn- und Feiertagen weißgewaſchen zu gehen. Aber die bringt es fertig! ... Ich glaube gar, Paolucc' fängt an, Mitleid mit Ihnen zu fühlen. Nein, ſowas!"

Aber Paoluccia erklärte pathetiſch mit ihren rundeſten Augen und funkelnden Blicken, daß ſie es der ‚Nachtjacke' von Herzen gönne, ihr ſeit fünfunddreißig Jahren geſchorenes weißes Unſchuldslamm von Mietsherrn endlich zu verlieren, und daß ſie ihrer Signora immer geſagt habe: der Buoniſſimo würde noch einmal, was die ‚Nachtjacke' anbetraf, ein Mann werden. Übrigens wiſſe ſie bereits, wo Sor Riccardo mit ſeinem Jungen wohnen würde.

Das gab einen Aufſtand.

„Wo er wohnen wird? Wo denn? Und Du weißt es bereits? Warum haſt Du das nicht gleich geſagt? So ſag's doch!"

Dem Profeſſor fiel eine Felſenlaſt vom Herzen. War allein ſchon das Kündigen etwas Furchtbares, wie würde es dann erſt mit dem Wohnungsſuchen werden? In Rom Wohnung ſuchen! Im modernen Rom! Seine zukünftige Wohnung mußte ſelbſtredend ſo unmodern, ſo urrömiſch als möglich ſein: in einer engen Gaſſe, einem himmelhohen Hauſe,

mit Aussicht auf Roma antica. Dergleichen gab es jedoch kaum mehr. Aber Paoluccia wußte, wo es dergleichen noch gab, hatte sogar bereits gefunden; und was Paoluccia fand, war gut. Man brauchte nur zu wissen, wo sie gefunden hatte; brauchte nur zu mieten, nur einzuziehen: in einer sehr engen Straße, einem sehr hohen Hause, mit Aussicht auf Vatikan und Quirinal.

„Wo, Paolucc'? Wo?"

Es war ganz nahe. Sor Riccardos zukünftige Wohnung konnte in der Tat kaum näher sein: in der Via Rasella, im Nebenhause, siebenter Stock, mit Aussicht auf Vatikan und Quirinal, mit — Terrasse!

„Kommen Sie!"

Ohne weiteres führte Paoluccia ihre Herrin und den Professor auf Tante Doras Terrasse und deutete triumphierend auf das Nebenhaus, dessen siebentes Stockwerk mit seiner Terrasse an die Tante Doras stieß.

„Bis Oktober wird die Wohnung frei. Ich habe sie mir für Sor Riccardo bereits angesehen, auch bereits mit dem Padrone gesprochen. Er läßt sie herrichten, daß sie wie neu wird, und der jetzige Mieter will die Pflanzen seinem Nachfolger überlassen. Ein Zitronenbaum ist darunter, der dieses Jahr über hundert Früchte trägt."

Tante Dora genoß den Triumph ihrer Getreuen mit einer Siegesmiene, die wahrhaft erhaben genannt werden mußte, und der Buonissimo geriet in solche Ekstase, daß er die Frau Mutter der lieblichen Lella mit einem Entzücken in die Arme schloß, als ob sie eine Schönheit aus Trastevere wäre: lateinische Urrasse! Tante Dora mußte sogleich mit dem Professor dessen künftiges Domizil in Augenschein nehmen.

Wie nicht anders zu erwarten stand, war Paoluccias Wahl eine ganz vorzügliche. Die Wohnung enthielt alles, was eine römische Wohnung für Sor Riccardo enthalten mußte. Als Studio ein kühles Hofgemach, in dem der Scirocco kaum zu spüren war; rechts und links davon zwei Schlafzimmer, von denen das kleine

Sor Riccardo, das große Sor Riccardos Junge bekommen ſollte. Tante Dora mochte dagegen proteſtieren, wie ſie wollte. Sogar grob konnte Tante Dora deshalb werden: Sor Riccardos Junge bekam trotzdem von den beiden Zimmern das größere und ſchönere.

Der Stolz des Hauſes beſtand jedoch in dem ‚Salotto', der auf die famoſe Terraſſe führte und einen jener dunklen, aber echt römiſchen Vorräume hatte, wo geſpeiſt werden konnte. Der Salotto ſollte Marcos Arbeitszimmer werden — da der Profeſſor zum Leben und Sterben nur ſeines Studio bedurfte und ſchon das Schlafzimmer für ihn Luxus war. Mit einem Wort: die Wohnung war das Ideal einer römiſchen Wohnung. Wenn Sor Riccardo trotzdem von ſeiner Ekſtaſe mehr und mehr einbüßte, ſo konnte unmöglich Paoluccias Wahl daran Schuld tragen. Tante Dora erriet den Grund von ihres Freundes Umwölkung, die allmählich zur völligen Verdüſterung ward.

„Ja, mein Beſter, mit dem Umherlaufen von einer Trattorie zur anderen hört das jetzt auf. Von jetzt an gibt es kein Stammtiſchſitzen und Fiascoleeren mehr; von jetzt an wird höchſtens dann und wann eine beſcheidene Fiaschetta geſtattet: Sonntags in Frascati. Das könnte für Ihren Jungen gut werden, ihn von Kneipe zu Kneipe zu ſchleppen. Eine nette Vaterſchaft wäre das! Dafür gab ich meine Gevatterſchaft nicht her. Von der Nachtjacke erlöſt, haben Sie jetzt eine eigene Häuslichkeit mit eigenem Mittag- und Abendtiſch. Mit einem Wort: Sie haben jetzt auf Ihre alten Tage endlich ein Zuhauſe bekommen, wofür Sie Ihrem Jungen den ſchwarzen Lockenkopf ſtreicheln ſollten."

Aber Sor Riccardo blieb verſtört. Er hatte wohl daran gedacht, auszuziehen, hatte ſich zu der Heldentat entſchloſſen, Signora Clelia zu kündigen; aber eine eigene Häuslichkeit... Das Wort bedeutete zwar für ihn etwas Hohes und Herrliches; zugleich jedoch den Inbegriff aller Sorgen, Unruhen und Ärgerniſſe. Zu einer Häuslichkeit gehörte ein ſogenannter eigener Herd und zu dieſem ein Weſen, welches kochte, briet

und buck; welches außerdem fegte, säuberte, Staub wischte; welches „große Wäsche“ und zu den Festtagen „großes Reinemachen“ hielt — wie es in dem Hause seiner guten Mutter der Fall gewesen war. Besagtes Wesen war natürlich weiblichen Geschlechts. Es war ältlich, häßlich, grämlich. Es war beständig grämlich, warf mit Tellern und Schüsseln um sich, schlug die Tür zu, versalzte die Suppe, verbrannte den Braten, schalt, schimpfte. Es schimpfte beständig. Wahrscheinlich mußte dem weiblichen Wesen nach einem Vierteljahr, vermutlich bereits nach einem Monat gekündigt werden. Oder es kündigte selbst in der ersten Woche, während der ganzen Zeit seines Bleibens brummend und schimpfend. Würde Sor Riccardos Häuslichkeit von dem einen weiblichen Wesen glücklich erlöst, erschien sogleich ein zweites: genau ebenso ältlich, häßlich, grämlich, welches brummend und schimpfend den Dienst wieder verließ, nachdem es die Hälfte des Geschirrs zerbrochen und den Hausherrn fast zu Tode geärgert hatte. Ein drittes, viertes, fünftes weibliches Wesen erschien allmählich in Sor Riccardos Leben, das nachgerade aufhörte, ein Leben zu sein. Als er in seiner Phantasie bei dem ersten halben Dutzend unholder Weiblichkeiten angelangt war, brach er Tante Dora gegenüber aus, halb empört, halb verzweifelt erklärend: „Ich bleibe bei meiner Donna Clelia! Ich kann meinem Jungen nicht helfen; aber ich bleibe ... Eine ganze eigene Häuslichkeit soll ich haben? Dienstboten soll ich halten? Mich halb tot ärgern lassen? Das können Sie und Paoluccia von mir verlangen? Gestehen Sie nur, Sie wollen mich auf solche Weise aus der Welt schaffen; noch dazu als Ihren lieben Nachbarn, vor Ihren sehenden Augen. Aber ehe das geschieht ... Kurzum: ich kündige nicht. Basta!“

Tante Dora brach in ihr herzlichstes und hellstes Lachen aus, darin Paoluccia aus Respekt vor dem besten und kindlichsten aller gelehrten Männer nur ganz innerlich einstimmte. Mit dem größten Ernst erklärte sie, daß Sor Riccardo ganz recht hätte, daß er nicht kündigen sollte;

aber daß ſie, an ſeiner Stelle, es folgendermaßen machen würde...

Sor Riccardo war begierig, zu erfahren, wie?

Ganz einfach ſo: mit Bewilligung der Beſitzer beider benachbarten Häuſer würde in der die zwei Terraſſen trennenden Mauer ein Pförtlein durchbrochen und —

Sor Riccardos finſteres Geſicht klärte ſich auf. Es verklärte ſich förmlich.

„Ein Pförtlein in der Wand! Das wäre dann gerade, als ob wir bei Ihnen wohnten? Denken Sie doch, Tante Dora: bei Ihnen! Ich und mein Junge bei Ihnen, bei Paoluccia und Lella! Einfach ein großartiger Gedanke!... Lachen Sie nur Ihr Kobolds lachen. Dafür iſt Ihre Paoluccia eine wundertätige Fee; denn jetzt fange ich an, an Wunder zu glauben. Zum Beiſpiel daran, daß meine Häuslichkeit ohne ſolch entſetzliches Geſchöpf von Köchin oder römiſches Mädchen für alles zu ſtande kommen kann — mit Paoluccias wundertätiger Hilfe natürlich."

So wurden denn für Sor Riccardos eigene Häuslichkeit die ſchönſten und zugleich weiſeſten Zukunftspläne gemacht. Beide Frauen ſchmiedeten das Eiſen, ſolange es heiß war; und beide führten eine kräftige Hand, ſo daß etwas Gutes zu ſtande kommen mußte. Paoluccia wollte für ein Frauenweſen ſorgen, das — zwar auch ältlich, jedoch weder häßlich noch brummig — die Wohnung in gutem Stand hielt. Es erſchien in aller Frühe und verſchwand, ſobald ſeine Arbeit getan war. Mittagstiſch erhielten die Nachbarn bei Tante Dora; denn das Pförtlein in der Scheidewand mußte doch außer dem einen idealen Zweck, welcher der einer Vereinigung beider Parteien war, noch einen realen haben. Für den Abend wollte Paoluccia gleichfalls Sorge tragen, und zwar gute Sorge.

Auf den Profeſſor hatte als Knaben in der Bibelſtunde ſeines guten Vaters, des Paſtors Jonathan, die Weisheit Salomos bei weitem nicht den Eindruck gemacht, wie jetzt Paoluccias Geſcheitheit. Er war voller Bewunderung darüber, einen derartig verwickelten Fall ſo einfach und ſo

herrlich zu lösen! Mittels eines Pförtleins in einer Mauer und Tante Doras Güte, die von allem Schönen ſeines alternden Lebens das Schönſte war. Davon wollte die Geprieſene jedoch nichts hören.

„Wiſſen Sie, Profeſſor, daß Sie ein rechter Heuchler ſind? Sie wiſſen es nicht? Alſo — Sie ſind es! Wären Sie nicht der reine Tartüff, ſo würden Sie jetzt zugeben müſſen, daß Tante Dora in Ihrem Herzen — welches, nebenbei geſagt, einſtmals viele Kammern hatte — ins Austragſtübel logiert wurde. Das Schönſte von allem Schönen auf Erden iſt nicht Tante Dora, iſt nicht Rom, nicht die Venus vom Kapitol und der knieende Jüngling im Nationalmuſeum, ſondern Sor Riccardos Junge.“

Der Profeſſor nahm ſeine Brille ab, um die Gläſer zu putzen. Das gab Gelegenheit, ſeine Augen zu ſehen, deren Glanz und Ausdruck den ganzen unſchönen Mann in einer ſolchen Weiſe verſchönte, daß er es getroſt mit einem Adonis hätte aufnehmen können; wohlverſtanden: mit einem ſeeliſchen Götterjüngling! Denn es waren die leuchtenden Augen eines Jünglings, die Tante Dora anſtrahlten, die welken Züge der alten Dame gleichfalls ſonnig machend. Mit leiſer weicher Stimme geſtand ihr Freund: „Mein Junge! Sie glauben aber auch gar nicht ... Doch, Sie glauben mir. Jeden Tag lerne ich ihn mehr lieben. Das heißt: er lehrt mich, ihn täglich beſſer kennen, was das nämliche iſt, wie ihn täglich mehr lieben. Er iſt das liebenswürdigſte Menſchenbild unter der Sonne — noch dazu unter der Sonne Roms! Ich habe gar nicht gewußt, daß Jugend etwas ſo Göttliches ſein könnte. Das iſt nicht wahr! Gewußt habe ich es wohl, habe es nur niemals erfahren. Wie hätte ich das auch ſollen? Nur hier bei Ihnen, bei Ihrem holdſeligen Lellakinde... Das iſt jedoch Ihr Kind. Ich ſtand trotz Ihrer Schweſtergüte, die mich an allem Guten und Beſten Ihres Lebens teilnehmen läßt, ſchließlich doch einſam daneben. Und jetzt — Es iſt wirklich wie ein Wunder, was ſich an mir erfüllt, das köſtliche Dichter- und Menſchen-

wort unſeres Goethe für mich zur ſchönſten Wahrheit machend: was ich in der Jugend erſehnte, empfange ich jetzt im Alter in Fülle; denn jetzt weiß ich, was es heißt, empfinden zu können, was zu empfinden mich immer ſehnlichſt verlangte: als Vater, Bruder und Freund zugleich. Auch als Künſtler und Schwärmer, wenn Sie wollen."

„Und dieſes Alles fanden Sie am Tiberſtrand um Mitternacht?"

„Dieſes Alles fand ich! Ich liebe meinen Jungen wie ein Vater, Bruder, Freund; ich ſchwärme für das, was die Götter ihm ſchenkten, wie ein Künſtler für ein Kunſtwerk. Es iſt mehr, iſt viel mehr Glück, als ich verdiene. Und das muß mir noch in meinen alten Tagen begegnen!"

„Ach was, alte Tage! Nehmen Sie ſich gefälligſt Ihre garſtige Brille mit den grauen oder blauen Gläſern ab und ſehen Sie ſich in den Spiegel. Sie ſind ja jünger als Ihr Junge, von dem Sie ſo viel Weſens machen."

Da vertraute ihr der Buonissimo ſeine große Sorge an: „Stellen Sie ſich vor, daß es mich ſeinetwillen ernſtlich bekümmert, ſo alt zu ſein. Er würde mich viel lieber gewinnen, ich würde ihn viel beſſer verſtehen können, wenn ich jünger wäre. Ich müßte mich mit ihm freuen und jubeln, mit ihm ſchwärmen und mich begeiſtern können; müßte ſein Leben, ſeine Jugend mit ihm genießen; meinetwegen tolle Streiche mit ihm machen — tolle Streiche, nicht ſchlechte. Blutjung wie er iſt, wird er ſehr bald fühlen, daß ich im Vergleich zu ſeiner blühenden glühenden Jugend ein Greis bin. Und das ſchmerzt mich. Seinetwillen mehr als meinetwillen natürlich."

Tante Dora wollte von ſolchem ‚Unſinn' nichts hören. Sie rief entrüſtet: „Damit kommen Sie ſchön bei mir an! Sie haben ja ein wahres Genie, jung zu bleiben — was ich jung nenne. Ihre Schwärmerei und Begeiſterungsfähigkeit genügt für mehr als ein Dutzend moderner Jünglinge; denn ein moderner Jüngling iſt auch Ihr Signorino."

Dieſes Wort flößte dem guten Herrn einen wahren Schrecken ein. Ganz ängſtlich fragte er die Freundin: „Meinen Sie wirklich, daß auch Marco ... Das Wort ‚modern‘ hat für mich Alten und Altmodiſchen ſolchen fatalen Klang. Es bezeichnet für mich eine Menſchengattung, die mir fremd iſt und die mir immer fremd bleiben wird, mit der ich nichts gemein habe und nie etwas gemein haben werde. Ich will mit ihr nichts gemein haben! Wir würden einander doch nicht verſtehen: ich und der moderne junge Menſch. Es würde ſein, als ob jeder von uns eine andere Sprache ſpräche. Übrigens — wie ſollte Marco modern geworden ſein?“

„Wie er modern wurde? Ich glaube, ſchlechte Lebensluft hat er in dem Hauſe ſeines Vaters genug eingeatmet; und ſchlechte Lebensluft iſt eine Atmoſphäre, die unſerer modernen Jugend durchaus nicht den Atem beklemmt. Im Gegenteil! Sie fühlt ſich darin wohl ... Ich ſpreche natürlich nur von ſolcher Jugend, die i ch modern nenne.“

„Ach, Tante Dora, das verſtehen Sie ja auch nicht; laſſen wir es alſo. Was wiſſen Sie und ich von moderner Jugend?“

Tante Dora mußte jedoch das letzte Wort haben: „Ich verſtehe genug davon, um zu wiſſen, daß es in der Luft unſerer Zeit liegt, unſere Jugend zu etwas anderem, ganz anderem zu machen, als was für Sie und für mich Jugend bedeutet. Der Geiſt alles Guten, Reinen und Edlen bewahre Ihren Jungen vor dem Geiſte dieſer modernen Jugend. Und jetzt: ‚Baſta‘ — wie Profeſſor Richard Hille zu ſagen pflegt.“

Lella trat zu den beiden Alten, die ſich verſtändnisvoll anſchauten. In dieſer holdſeligen Kindergeſtalt war keine ‚moderne Jugend‘ verkörpert, ſondern die göttliche Jugend, die zu jeder Zeit gut iſt und rein.

VII

Wäre Sor Riccardo ein „Romano di Roma“ gewesen, so hätte er für seine Büste in Marmor einen Platz auf dem Pincio unter den Heroen Italiens verdient: der Mann hatte gekündigt!

Der junge Mucius hatte kühl lächelnd seine Hand in die Flammen des Kohlenbeckens gehalten, und jener andere junge Held der Republik stürzte sich vor den Augen des Volks in den Abgrund. Richard Hille war kein Römer; aber in seinen Adern floß römisches Heldenblut. Auf Furchtbares gefaßt, überlieferte er sich dennoch dem lodernden Zorne der Dame Panizza, dem bestrickenden Schimmer der Nacht- und Tagesjacke sich für ewig entreißend. Jedenfalls war es ein schredlicher Augenblick, den er überdies ohne Paoluccias starke Hilfe bestand.

Er hatte die Wasserflasche vorbereitet, brauchte sich indessen ihres belebenden Inhaltes nicht zu bedienen: Signora Clelia verschmähte es, in die Schwäche gewöhnlicher tödlich gekränkter Frauen zu verfallen. Sie empfing die Kündigung hocherhobenen Hauptes, flammenden Blicks. Es war ein Blick, dessen Ausdruck von Verachtung den, dem er galt, von Rechts wegen hätte vernichten müssen.

Signora Clelia verachtete nicht nur den Mann, dem sie seit vollen fünfunddreißig Jahren jeden heiligen Sonntag Morgen eine gefälschte Rechnung übergeben hatte — sie bemitleidete den Undankbaren, der nicht länger allwöchentlich sich betrügen lassen wollte und es verschmähte, unter den Strahlen ihres Hauptkleidungsstückes sein bescheidenes Lebenslämplein weiter leuchten zu lassen. Ihre Verachtung und ihr Mitleid erreichten einen Höhepunkt, gegen den der Soracte ein armseliger Hügel

war, als sie, kaum daß sie das Zimmer des Undankbaren verlassen hatte — sie tat es mit einer Majestät, die einer Agrippina würdig gewesen wäre — diesen vergnügt das schöne volkstümliche ‚Vorrei morir' singen hörte. Ein Lied der Sehnsucht nach dem Tode vergnügt zu singen! Allein das zeigte die ganze Roheit dieser Barbarenrasse. Übrigens war es das einzige italienische Lied, welches Sor Riccardo außer ‚Santa Lucia' singen konnte — wenn Schmeichler die Töne, die er vernehmen ließ, so nennen wollten. Er wechselte beständig mit den beiden Melodien. ‚Vorrei morir' sang er jedoch nur bei besonders guter Laune. Das wußte Dame Panizza.

Im Bewußtsein seines Sieges trällerte der Wackere noch vergnüglich seine melodische Todessehnsucht, als der junge Marco angestürmt kam. Er kam immer angestürmt. Und so wenig atemlos machte ihn die steile Höhe, als ob sein Pflegevater in einem Kellerraume hauste. Gewöhnlich traf er den Gelehrten bei seinen Büchern, tief versunken in einem Abgrund archäologischer Weisheit, wofür der junge Herr indessen nicht den mindesten Respekt bezeigte. Mit seiner hellen Stimme — sie klang wie ein Hymnus auf Jugend und Leben — riß er den Bücherwurm aus den dunklen Tiefen der Gelehrsamkeit wieder an das Licht der römischen Sonne empor. In früheren Zeiten wäre dies eine Störung gewesen, die Sor Riccardo mit Empörung erfüllt und bei der er sogar Tante Dora ein mürrisches Gesicht gezeigt hätte — so schwer man dieser Vortrefflichen eine derartig unangenehme Physiognomie zeigen konnte.

Wie gewöhnlich war Marco viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu bemerken, daß während seiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgegangen war; und der Professor hatte viel zu sehr Freude an dem strahlenden Gesicht seines Jungen, um diesen nicht gleich zu fragen: „Was hast Du heute erlebt? Denn Du erlebst ja fortwährend etwas! Junger Marcus, berichte Deinem alten Mentor."

Marcos Erlebnisse vom Vormittag bestanden in folgendem: Zuerst hatte er am Ponte Molle im Tiber gebadet,

und ein Herr, der ſich ihm im Waſſer als Bildhauer vorſtellte, hatte ihn gebeten, ihm Modell zu ſtehen, für welche Ehre Richard Hilles Wahlſohn kühl ablehnend gedankt hatte. Dann war er vom Ponte Molle zurückgefahren; aber nicht etwa im Tram, ſondern in einer „Carozza", und zwar für die volle Taxe. Den Beſchluß machten im Café Aragno der Genuß eines Glaſes Wermut und verſchiedener heißer Paſteten. Es war herrlich geweſen!

Da der Jüngling über ſeinen auf dieſe Weiſe hingebrachten Vormittag entzückt war, ſo war es auch Sor Riccardo. Übrigens mußte daran gedacht werden, bald etwas Ernſtliches zu beginnen: der Junge mußte ſich ‚bilden'. Er mußte etwas lernen, ſehr viel lernen; mußte einen Beruf wählen, ein Talent in ſich entdecken und entwickeln. Es waren freilich noch immer heiße Tage mit heftigem Scirocco, der Marco indeſſen nicht das mindeſte antat. Er ſpürte den Wüſtenwind gar nicht.

„Du haſt Dich gut unterhalten. Das freut mich ... Gewiß hätteſt Du für die halbe Taxe fahren können."

Das letztere klang wie ein ſchüchterner Vorwurf. Marco rief: „Ich mag nicht handeln. Es iſt ſchäbig."

„Ja, Ihr jungen eleganten Leute ..."

„Wie nennſt Du mich? Elegant? Ich ſollte elegant ſein?"

„Wie aus der Modenzeitung — zu meiner großen Betrübnis. Dabei haſt Du wahrhaftig nicht nötig, Dich erſt ‚fein' zu machen."

Aber Marco erklärte mit ſeinem ſtrahlenden Geſicht und ſeiner leuchtenden Stimme, nichts weniger als elegant zu ſein; nach den Begriffen römiſcher eleganter Jugend ſogar unerlaubt unelegant. Mit ganz verdutztem Geſicht rief der Buoniſſimo: „Unelegant in dieſem hellen grauen Anzug, mit dieſer prachtvollen roten Krawatte?"

„Sie iſt abſcheulich. Und der Anzug iſt karriert. Wer trägt karrierte Anzüge? Nicht einmal ein Kommis voyageur. Und wie ſchändlich gemacht!"

„Aber Junge! Tante Dora hat den Stoff ausgeſucht.

Du warſt ja damals viel zu elend. Ich finde ihn wunderhübſch. Die Adreſſe des Schneiders gab uns Signora Panizza. Es iſt der Schneider ihres Kavaliers, der doch gewiß ein eleganter Herr iſt. Mein eigener Schneider war mir für Dich nicht gut genug. Die rote Krawatte hat Paoluccia gekauft. Denke doch: Paoluccia!"

„Abſcheulich iſt ſie trotzdem. Und die gute Tante Dora... Ich will Dich nicht kränken. Es iſt übrigens einerlei. Mache doch kein ſolch betrübtes Geſicht, weil Dein dummer Junge ein — dummer Junge iſt. Der karrierte Anzug iſt famos, die rote Krawatte — Paoluccias Krawatte, der Schneider des Herrn Cavaliere der erſte Koſtümkünſtler Roms; und Du — Du biſt der prächtigſte, wunderbarſte und wundervollſte aller gelehrten Herren im ganzen ehemals heiligen römiſchen Reich ... Iſt's ſo recht? Bin ich jetzt wieder Dein netter Junge? Ich war vorhin ganz abſcheulich, einfach eklig. Weshalb ſangeſt und ſtrahlteſt Du ſo, als ich eintrat, um den beſten der Menſchen durch die Nichtanerkennung der Eleganz meiner Perſon zu betrüben? Du ſollſt wieder ſtrahlen und ſingen. Augenblicklich ſollſt Du's!"

Sor Riccardo gab ſich denn auch augenblicklich alle Mühe, um wieder das fidele Geſicht zu machen, mit dem er ſein todtrauriges ‚Vorrei morir' geſungen hatte. Seine gute Abſicht gelang ihm jedoch etwas unvollkommen. Er fand den grau karrierten Anzug und die krebsrote Krawatte wirklich bildhübſch, abgeſehen davon, daß Tante Dora und Paoluccia beides bewunderten. Es betraf nur einen Anzug und eine Krawatte, worüber er und ſein Junge verſchiedener Anſicht waren; trotzdem verurſachte es dem guten Herrn eine Art von Unbehagen.

Er wollte das Geſpräch daher von neuem auf Kleiderſtoffe, Schneider und ſo weiter bringen; denn ſein ſchöner Junge ſollte auch ſchön gekleidet ſein. Aber Marco ließ es nicht zu, tauſend Poſſen treibend, daß Sor Riccardos Lachen ſehr bald faſt ſo jung und hell klang wie das ſeine. Wie verändert hatte ſich der Junge ſchon in dieſer kurzen Zeit! Trotz

des miſerablen Schneiders und des geſchmackloſen Koſtüms ſah er prachtvoll aus. Sein Geſicht hatte ſeine gleichmäßig blaſſe Farbe behalten; doch ſprühten ſeine Augen von Leben und Lebensluſt, und ſeine Lippen glühten über den weißen Zähnen. Sein väterlicher Freund wußte jedoch, daß auch tiefe Trauer und ſchwere Melancholie dieſes glanzvolle Jünglingsantlitz verdüſtern konnten; und er wußte, was es verdüſterte: der Gedanke an eine, die im Grabe ruhte.

Wenn dieſer Schatten auf Marcos Geſicht fiel, war es für Richard Hilles liebevolle Augen ein womöglich noch ſchöneres Menſchenantlitz, als wenn Blick und Miene leuchteten. Zum Glück für Marcos Jugendluſt kam die Wolke nur ſelten, ging ſie ſchnell vorüber; nach Tante Doras Meinung zu ſchnell. Aber auch dieſer Vortrefflichen dunkle Sorgen um ein unheilvolles Etwas, das durch den Sohn des Advokaten Lippi in das Leben ihres alten Freundes gekommen ſei, wich mehr und mehr dem Sonnenſchein einer mütterlichen Liebe, zu welcher Sor Riccardos Junge ſie förmlich zwang.

Paoluccia ſtand völlig unter ſeinem Banne. Keine rote Krawatte ſchien ihr leuchtend genug, um den Liebling des Buonissimo zu ſchmücken.

Endlich erfuhr Marco, weshalb der Profeſſor an dieſem Vormittag ſo fröhlich geſungen hatte: Julius Cäſar konnte ſeine Siege über Roms Feinde dem Senat nicht triumphierender mitgeteilt haben. Marco genoß die Schilderung, wie Signora Clelia vor dem alten Germanen geflohen war — er ‚genoß‘ nämlich jedes und alles, was es auf Erden überhaupt zu genießen gab. Nachdem er alſo gehörig geſchwelgt hatte, koſtümierte er ſich mittels eines Nachthemdes und einer Bettdecke und ſtellte in dieſem — übrigens ſehr reinlichen — Anzuge die Dame Panizza vor, wie ſie eine Hand auf den Buſen legte, zuerſt die Zimmerdecke, dann den Profeſſor anblickte — wie anblickte! — und voll ſchweigender Majeſtät aus dem Zimmer rauſchte.

„Sie wird uns die Zeit über, die wir hier noch zubringen müſſen, gehörig ſchikanieren und ganz wunderbare Wochenrechnungen aufſtellen. Auch wird der Kaffee märchenhaft dünn ſein. Aber — wir ziehen aus. Denke doch, Junge: wir ziehen in die Via Raſella zu Tante Dora, Paoluccia und Lella. Hoffentlich freuſt Du Dich darauf!"

„Die Kleine iſt reizend."

„Und Paoluccia!"

„O und Paoluccia. Sie backt ausgezeichnete Eierkuchen. Ihre Artiſchocken in Öl ſoll Vater Abraham ſelbſt ſie gelehrt haben."

„Alles Gute hat ſie von Tante Dora ... Auf Tante Dora freuſt Du Dich natürlich am meiſten."

„Eigentlich nein."

„Wie?"

„Iſt ſie nicht etwas altmodiſch, die gute Dame?"

„Tante Dora altmodiſch?!"

„Sehr reizvoll altmodiſch, immerhin doch altmodiſch."

„Aber Junge! Wie kannſt Du nur? Tante Dora iſt von uns allen die jüngſte. Und dann — überhaupt ... Nun, ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, was Tante Dora überhaupt iſt."

„Sei nur gut. Ich rühre nicht an Tante Dora. Wenn es Dir Freude macht, iſt ſie für mich Venus und Minerva zugleich. Alles, was Du willſt, ſobald es Dir Freude macht."

„Nicht deswegen. Das will ich nicht! Das verbitte ich mir, daß Du Tante Dora meinetwillen achteſt und liebſt. Ihrer ſelbſt willen mußt Du ſie von ganzem Herzen verehren. Hörſt Du?"

„Von ganzem Herzen verehren: ſie, Paoluccia und wen Du ſonſt willſt. Biſt Du nun zufrieden? ... Jetzt aber iſt's Mittagszeit. Ich habe einen wahren Wolfshunger. Nicht wahr, wir ſpeiſen heute bei Ragnieri? Deine Trattorie iſt zu eklig. Wir ſpeiſen ‚Menu' wie die Fremden. Es wird himmliſch ſein."

„Nichts da! Wir eſſen in meiner ‚ekligen' Trattorie zuerſt Makkaroni und dann —"

„Wo Du heute über die Nachtjacke ſolchen glorreichen Sieg erfochten haſt? Das muß doch gefeiert werden, mit Asti spumante: Sor Riccardos Sieg über Signora Clelia Panizza ... Alſo nicht wahr: Diner bei Ragnieri. Bitte, bitte!“

„Eigentlich haſt Du recht: es muß gefeiert werden. Woher ich nur den Mut nahm? Wenn ich's recht bedenke, war's eine ſchreckliche Sache.“

„Schauderhaft ... Nach unſerem famoſen Diner Sieſta, dann Korſo auf dem Pincio.“

„Was fällt Dir ein? Ich gehe Nachmittags nie auf den Pincio. Dieſes Vergnügen überlaſſe ich einem verehrlichen Reiſepublikum.“ Aber Marco wollte den ereignisvollen Tag auf ſeine Weiſe feiern. Er bat und bettelte: „Ich war mit Dir noch nie auf dem Pincio. Heute wird Wagner geſpielt. Muſik, Equipagen, elegante Welt, ſchöne Frauen ... Iſt es wahr, daß es in Rom die ſchönſten Frauen gibt?“

„Nur in Rom! Aber was gehen Dich die ſchönen römiſchen Frauen an? Das verbitte ich mir. Du mußt lernen, mußt arbeiten. Die meiſten ſind überdies Weiber. Verſtehſt Du mich: Weiber! Aber das brauchſt Du nicht zu verſtehen; wenn freilich auch Du ſchon ... Das war jedoch ... Darüber wollen wir lieber ſchweigen ... Ich will mit Dir bei Ragnieri ſpeiſen. Aber auf den Pincio gehen wir nicht. Wir fahren in die Campagna, und ich zeige Dir die Gräber an der Via Latina.“

„Bitte, bitte, bitte!“

„Es bleibt bei der Via Latina. Später darfſt Du allein auf den Pincio.“

Das war Marco umſo lieber.

VIII

Richard Hilles Wohnung mußte bis in den letzten Winkel eingerichtet werden; denn außer ſeinen geliebten Antiken beſaß Sor Riccardo nicht einen einzigen Gegenſtand, mit dem er ſie hätte ausſtatten können. Tante Dora und Paoluccia befanden ſich in einer geradezu aufreibenden Tätigkeit. Sie hatten an alles zu denken, für alles zu ſorgen: für jedes einzelne Stück, welches nicht etwa in irgend einem Magazin erſtanden werden durfte. Das konnte jeder, der dazu das Geld hatte. In des Profeſſors Wohnung mußte jeder Gegenſtand ein Altertum ſein und zugleich einen Kunſtwert haben. Mit alleiniger Ausnahme der Betten wurde daher jeder Gegenſtand zunächſt aufgeſpürt und dann erſt erhandelt. Wie aufgeſpürt, wie erhandelt! Auf Auktionen, bei Antiquaren, auf dem Campo dei Fiori. Beſonders auf Campo dei Fiori! Dort, vor Bramantes hochherrlicher Cancelleria, bei Palazzo Farneſe und in den umliegenden Straßen, bis zu dem modernen Korſo Vittorio Emanuele befand ſich der berühmte Mittwochsmarkt. Altertümer jeglicher Art, echt und unecht, koſtbar und wertlos, wurden dort ausgelegt und verkauft. Antiken in Marmor, Ton, Bronze; Renaiſſancemöbel; Truhen und Stoffe; Waffen und Gerätſchaften; Prachtgewänder; Biſchofsmitren und Goldſtickereien, Spitzen und Gewebe der Bäuerinnen aus den Abruzzen; Sachen und Sächlein aller Jahrhunderte aus Silber und Kupfer, in Email und Elfenbein; Gold und Juwelen; Steine, Schmuck, Majoliken... Platz und Gaſſen waren eine einzige ungeheure Rumpelkammer. Wer die Geduld hatte, nachzuſpüren und zu handeln, der konnte unter dem Gerümpel einen echten Botticelli, einen echten Benvenuto Cellini, einen

echten Luca della Robbia entdecken und für ein Billiges erstehen. Glück gehörte freilich dazu.

Tante Dora und Paoluccia auf diesen Mittwochsmärkten vor der Cancelleria: das war ein Schauspiel im Schauspiel. Tante Dora fehlte selten. Wenn sie auch gar nicht daran dachte, etwas zu kaufen, kam sie doch. Sie mußte kommen! Es zog sie unwiderstehlich hin bei Sonnenschein und Regen, bei Winterskälte und Sonnenglut. War sie einmal verhindert, so befand sie sich den ganzen Tag über in einem Zustande nervöser Erregung. Es hätte doch sein können, daß sie gerade heute einen echten Botticelli, Benvenuto Cellini, Luca della Robbia entdeckt und erhandelt hätte. Und gerade heute konnte sie nicht! Antiquaren und Händlern war die kleine alte Dame mit den scharfen Zügen und den blauen Kinderaugen eine bekannte Persönlichkeit: Tante Dora war populär! Aber noch viel populärer war — Paoluccia.

Wenn sie in ehrbar dunklem Gewande, ihr weißseidenes gesticktes Tuch um die Schultern, ohne Hut natürlich, an der Seite ihrer Herrin inmitten des Wirrwarrs erschien, wie ein Advokat neben seinem Klienten, und wenn Händler und Händlerinnen ihr zuriefen: „He Paolucc'? Ei, so hör doch, Paolucc'!" — so empfand Tante Dora Paoluccias Popularität wie ihren eigenen Triumph. Sie versuchte, ihre Würde zu behaupten; aber ihre guten unschuldigen Augen schauten so schalkhaft und zugleich so fröhlich in das bunte Gewimmel, daß jeder ihr ansah, wie Tante Dora ihren echt römischen Mittwoch auf Campo dei Fiori wieder einmal so recht von Herzen ‚genoß' — um mit Sor Riccardos Jungen zu reden.

„Nun, Paoluccia! Hörst Du nicht, wie sie Dir zurufen? Du solltest doch nachsehen, ob sie heute etwas für uns haben. Wir brauchen zwar nicht das Geringste; aber —"

Dieses Betrachten des Chaos, dieses Durchwühlen und Aufspüren war etwas gar zu Herrliches. Tante Dora verstand ihres alten Freundes Leidenschaft, aufzusuchen und auszugraben, an ihrer eigenen Vorliebe für eine der-

artige Tätigkeit. Nur was das Einkaufen und Handeln betraf, war sie dem gelehrten Herrn weit überlegen; denn darin war sie vom Scheitel bis zur Sohle Frau, für welche Einkaufen und Handeln eine wahre Wonne bedeutet. Und wie Tante Dora handelte! Es muß noch einmal gesagt werden.

Soviel auch Paoluccia von allen Seiten angelockt wurde, was auch die Händler für Tante Dora ausbreiten mochten — sie ging nur zu dem und zu der, zu denen sie seit dem ersten Mittwochsmarkt ihre Schritte gelenkt. Hatte sie nun, was sie suchte, endlich entdeckt, so begann die Schlacht, die gewöhnlich mit ihrem vollständigen Siege endigte; denn für ein Drittel des zuerst geforderten Preises erstand sie schließlich das Objekt. Ein echter Botticelli oder Benvenuto Cellini oder Luca della Robbia war zwar noch immer nicht von ihr entdeckt worden, konnte jedoch jeden Mittwoch auf dem Blumenfelde unter Paoluccias energischer Assistenz unter einem Wust von wertlosem Tande ausgegraben und für ein Billiges erstanden werden. Die Möglichkeit, daß etwas so Köstliches sich ereignen konnte, war auf der ganzen Welt nur in diesem wundervollen, diesem wunderbaren Rom gegeben.

Wenn Tante Dora für sich selbst auf Campo dei Fiori nichts entdeckte und erhandelte, so tat sie es für irgend einen guten Freund; und jetzt tat sie es für ihren besten Freund.

Was entdeckte und erhandelte sie nicht! Möbel, Teppiche, Vorhänge, Küchengeräte, andere Geräte, Geschirr, Antiquitäten, Kunstgegenstände. Nichts, was Sor Riccardo für seine Einrichtung brauchte und was Tante Dora auf Campo dei Fiori nicht gefunden und für ein Billiges erobert hätte. Sogar ein Paar schlanker Lorbeerbäumchen für die Terrasse und eine allerliebste kleine Gartenbank, darauf gerade zwei Platz hatten; also besonders gut für ein zärtliches Pärlein geeignet.

Jeder Gegenstand mußte, glücklich in die Via Rasella geschafft, genau betrachtet und ob seiner Zweckmäßigkeit, Schönheit, Billigkeit bewundert werden. Der Professor

mußte jeden Abend kommen, um zu betrachten und zu bewundern. Bei dieſer Gelegenheit häufte Tante Dora alle Ehre auf Paoluccia. Aber auch Sor Riccardo hatte ſeine kleinen Schwachheiten. Alles ſollte durchaus für den Salotto ſein. Wenigſtens alles Schöne. Und da der Salotto das Privatgemach des jungen Römers werden ſollte, ſo wäre alles Schöne von Tante Doras Entdeckungen und Erhandlungen dieſem Adonis zugefallen. Tante Dora ſchützte jedoch ihre Errungenſchaften vor dem beutegierigen Profeſſor. Er mußte mit allerlei Liſten verfahren, um dieſes und jenes Stück aus ſeinem Studio, wohin Tante Dora es durchaus haben wollte, fortzuſchaffen und hinüber nach dem Salotto zu ſchmuggeln, wo es zur Freude ſeines Jungen prangen ſollte.

Die ganze letzte Woche vor dem Umzuge durften ſich die beiden Bewohner des Monte Caprino in der Via Raſella nicht blicken laſſen. Auch auf Tante Doras Höhe herrſchte eine ſchnöde Unordnung; und auf der Terraſſe fand der Mauerdurchbruch ſtatt, mit ſo viel Schutt und Staub, als ob das moderne Rom bis zu Tante Dora hinauf verlegt werden ſollte. In der Verzweiflung über derartige Zuſtände ergab ſich Sor Riccardo einem liederlichen Lebenswandel; denn zu Hauſe — in dem Hauſe der Dame Panizza — war es jetzt fürchterlich. Daß in zwei möblierten Zimmern Staub gewiſcht und gefegt werden konnte, ſchien zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Wollte der gelehrte Herr in einem ordentlich gemachten Bett ſchlafen, mit friſchem Waſſer ſich waſchen und bei einer Lampe arbeiten, ſo hing das lediglich davon ab, ob er dieſe guten Dinge ſich ſelbſt beſchaffen konnte oder nicht. Türen wurden krachend zugeworfen und in der Küche mit gellender Stimme Unterhaltungen geführt. Wehe dem Lauſcher an der Wand; er machte das Sprichwort wahr.

Göttliche Juno, und der Morgenkaffee; heiliger Mercurius, und die Wochenrechnung!

Sor Riccardo hätte die Prüfung ſicher nur kläglich

beſtanden, wenn Marco ihm nicht heldenmütig Beiſtand geleiſtet, der hauptſächlich darin ſich äußerte, daß er den Profeſſor möglichſt häufig aus der Nähe der fürchterlich gewordenen Nachtjacke entfernte und in ein faſhionables Reſtaurant entführte.

Da im Herbſt die Tage noch immer voller Sonnenwärme waren, ſo wurden die Abende noch immer von den Römern als angenehme Abwechſlung empfunden. Man brachte ſie vor den Cafés, den Konditoreien, den Birrarien und Liquorien zu, deren Rom zu Tauſenden beſitzt. Der allgemeine große Salon war Piazza Colonna, wo — obgleich der ſchöne Platz durch fanatiſches Einreißen der einen umſchließenden Häuſerreihe ſeine vornehme Intimität eingebüßt hatte — zur Nachtzeit gute Geſellſchaft ſich einfand, zu den Klängen eines Orcheſters flanierend und ſchwatzend, politiſierend und mediſierend, Liebeshändel anknüpfend und fortſpinnend — letzteres allerdings unter den Strahlen einer elektriſchen Sonne, die keine dämmerungsſeligen Heimlichkeiten erlaubten.

Marco liebte den weiten taghellen Straßenſaal leidenſchaftlich. Alſo entfloh der Profeſſor während dieſer letzten Woche vor ſeiner ihm einſtmals allzu zärtlich gewogenen Padrona Abend für Abend auf Piazza Colonna. Hier befand er ſich in Sicherheit.

Vor ‚Ronzi und Singer‘ ſaßen die beiden, ſchlürften Sorbet, betrachteten die Spaziergänger und beobachteten die Geſellſchaft an den Tiſchen. Menigſtens Marco betrachtete und beobachtete. Zwar trug er noch immer ſeinen höchſt uneleganten Graukarrierten. Aber der von Paoluccia erworbene krebsrote Gegenſtand war längſt in den Orkus einer Schublade verſchwunden; und ſtatt der Garibaldicouleur leuchtete auf ſeiner Jünglingsbruſt eine mit aller Kunſt gebundene helle Kravatte, die bei Leibe nicht gemuſtert ſein durfte. Dazu im Knopfloch eine weiße Nelke, in der Rechten ein wunderhübſches zierliches Stöckchen und den mit breitem weißem Seidenbande garnierten Strohhut in ganz beſtimmter Weiſe aufge-

ſetzt: ein weniges nach hinten gerückt, gerade nur ſo und ſo viel. Für den Winter war ihm ein Koſtüm nach eigener Wahl verheißen worden, angefertigt von einem Künſtler, zu deſſen Atelier Roms goldene Jugend förmlich wallfahrtete. Es entging Sor Riccardo nicht, daß Marcos ungewöhnliche Schönheit ſelbſt in Rom Aufſehen erregte. Das wollte etwas heißen! Sogar in Rom, der Stadt ſchöner Menſchen, wurde ſein Junge angeſchaut und bewundert. Bei dieſem bewundernden Anſtarren der Leute — darunter waren die Frauen verſtanden — empfand Sor Riccardo etwas noch niemals Empfundenes. Ob es wohl möglich war, daß man ihn, Sor Riccardo, für den Vater des wunderſchönen jungen Menſchen hielt?

Unmöglich! Schämte er ſich nicht, dergleichen für möglich zu halten? Es war offenbar Größenwahnſinn.

Und der Buoniſſimo ſchämte ſich ſeiner tollen Vorſtellung derartig, daß er nicht aufzuſchauen wagte.

Die Frauen ſtaunten Marco bewundernd an. Das war es, was ſein ſtrahlendes Glücksgefühl trübte. Denn — dieſe Weiber! Sor Riccardo hatte die Gefahr, die von den römiſchen Frauen ausging, zur Genüge an ſich ſelbſt erfahren; obgleich er ſelbſt in gewiſſen Dingen ein altes Kind geblieben war, ganz lächerlich unſchuldig, eines Mannes geradezu unwürdig. Und der Gute wurde bei der Vorſtellung ſeiner Unſchuld bis zu ſeiner gelehrten Stirn hinauf rot. Er genierte ſich, ſich ſelbſt eingeſtehen zu müſſen, daß ſeine ſämtlichen zahlloſen römiſchen Liebſchaften und Abenteuer in ſeiner Phantaſie beſtanden hatten: in einer Phantaſie, die der Einbildungskraft eines großen Dichters würdig geweſen wäre. Aber jetzt ſein Junge ...

Er begann Marco zu beobachten, ihn mit wahrer Vaterſorge zu bewachen. Das richtige Wort wäre geweſen: mit wahrer Mutterangſt! Denn nur das zärtliche Herz einer Mutter konnte für die Reinheit, für die Güte und das Glück ihres Lieblings ſo zittern, wie dieſer kindliche Graukopf um ſeinen großen Wahlſohn zagte und bangte.

Seine Beobachtungen machten ſein beſchwertes Herz leichter: Marco ſchien die bewundernd auf ihn gerichteten Blicke gar nicht auf ſich zu beziehen. Und wenn er es einmal merken mußte, ſo machte ihm die Wahrnehmung eine Freude, die ſeinem ängſtlichen Pflegevater ſehr liebenswürdig und durchaus harmlos vorkam. Eitel war der Junge übrigens in einer Weiſe, wie es nur ein junger Römer ſein konnte; aber auch dieſes Wohlgefallen an ſeiner eigenen ſchönen Perſon hatte etwas fröhlich Naives, etwas glückſelig Kindliches. Dabei fand er es ſo natürlich, ſchön zu ſein, wie er natürlich fand, daß er jung war.

Das mit der Bicetta ſchien in Wahrheit ein Traum, ein Spuk, eine Fieberphantaſie geweſen zu ſein — allen guten Göttern ſei Dank!

Ob er ſie wiedergeſehen hatte, ob ſie ihm einmal begegnet war? Es wäre eigentümlich geweſen, wenn die beiden ſich noch nicht getroffen hätten. Überhaupt —

Überhaupt Marco in ein- und derſelben Stadt mit ſeinem Vater und der Bicetta ... Der Profeſſor konnte nicht fort von Rom, konnte auch ſeinen Jungen nicht fortſchicken. Dieſer war ja kaum erſt ſein Junge geworden.

Wäre Marco ſeinem Vater oder der Bicetta begegnet, ſo würde er es ihm ſicher augenblicklich mitgeteilt haben. Der Junge war ſo frank und frei. Es gab nichts, was er nicht ſofort zu ihm getragen hätte, wie ein guter Katholik ſeine Sünde in die Beichte. Daß er ihm ſo ſchrankenlos vertrauen durfte, war von allem Guten entſchieden das Beſte.

Wiedergeſehen hatte Marco alſo das gefährliche Frauenweſen nicht; aber ob er an das gelbhaarige Geſchöpf oft dachte?

Da Richard Hille darauf keine Antwort wußte und da die Sache ihn quälte, war es das einfachſte, er brachte ſie zur Sprache.

„Sage, mein Junge, denkſt Du oft an ſie?“

„An wen?“

„An die Bicetta.“

„O die Vicetta ..."

Er war blaß geworden, sah vor sich hin, bekam in seinem Blick etwas Fremdes und Fernes, was zuvor niemals in seinen Augen gewesen war. Dem Professor war es, als sei zwischen sie plötzlich etwas Trennendes getreten. Gebirge und Meere konnten zwei Menschen weniger scheiden als das, was diesen Augenblick in des Jünglings Seele vorging und ihn von Richard Hille schied.

„Marco!"

Der laut Angerufene schreckte zusammen. Dann sagte er mit unterdrückter Stimme und wie zu sich selber redend: „Die Vicetta ... Ob sie wohl noch immer bei meinem Vater ist? Sie sagte mir, mein Vater dürfe sie nicht anrühren. Sie schwur mir, sich von ihm nicht anrühren zu lassen. So oft sie den Mund auftut, lügt sie. Aber das — nein, das log sie nicht. Das ist es ja, wodurch sie über den Mann solche Herrschaft gewinnen konnte; das ist es, womit sie ihn martert, foltert, von Sinnen bringt: daß sie sich von ihm nicht anrühren läßt. Ich weiß, sie brachte dadurch meinen Vater von Sinnen; und ich verstehe —"

Er sprach nicht aus, was er verstand. Unerreichbar weit entfernt von dem Manne, der ihn nach dem jungen Weibe gefragt hatte, fuhr er mit noch leiserer Stimme fort: „Ja, die Vicetta ... Nein. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Es wäre schrecklich, wenn ich ihr jemals wieder begegnen sollte ... Sie hat mich geküßt: sie, die meinen Vater halbverrückt gemacht und meine Mutter in den Tod gejagt hat ... Ich habe mich von ihr küssen lassen, habe Abscheu empfunden und — habe mich nach ihren Küssen gesehnt. Weil ich mich nach ihren Küssen nicht sehnen wollte und weil meine Mutter ... Umbringen wollte ich mich deshalb! Jetzt lebe ich. Jetzt liebe ich den besten, gütigsten, edelsten aller Menschen und werde von diesem wieder geliebt, mehr als ich verdiene, als ich solcher Liebe würdig bin und jemals würdig sein kann. Ich gehöre zu ihm, fest, unzertrennlich. Schon seinetwillen muß ich ein braver Mensch werden, ein

guter Menſch; denn ich muß ihm ſeine Güte vergelten. Aber wenn ich an die Bicetta denke ... Schrecklich wär's, wenn ich ſie je wiederſehen, wenn ſie mich je wieder küſſen ſollte."

Er ſprang auf, irrte durch das Zimmer, beſtändig mit ſeinem fremden Blick, ſeinem verſtörten und völlig verwandelten Weſen.

Tief erſchreckt ließ ſein alter Freund ihn eine Weile gewähren; dann ſprach er liebevoll in ihn ein: „Wenn Du ſie zufällig wieder ſehen ſollteſt, wirſt Du ihr den Rücken kehren. Mein guter ſtarker Junge wirſt Du ſein, mein ſtolzer Junge. Du wirſt bei ihrem Anblick denken, wieviel Schönheit, Reinheit und Güte auf der Welt ſind und daß Du alle dieſe Gottheiten zu den Deinen machen kannſt. Du brauchſt nur zu wollen. Und Du willſt ja! Ich weiß am beſten, woran Du beſtändig denkſt, wonach Du Dich beſtändig ſehnſt: danach, Dir die höchſten Güter des Lebens zu eigen zu machen. Und mit ſolchen hat eine Bicetta nichts gemein. Weder ſie noch eine andere, die ihr gleich iſt."

Marco blieb ſtehen, ſah ſeinen väterlichen Freund traurig an, ſagte mit zuckenden Lippen: „Schönheit, Reinheit, Güte ... Und ich voller Sehnſucht danach. Wenn es dafür bereits zu ſpät ſein ſollte? Trotz allem und allem!"

Aber da wurde der Buoniſſimo böſe; und wenn er einmal böſe wurde, brach das zornige Funkeln ſeiner Augen ſelbſt durch die Trübe der Brillengläſer. Zu ſeinem Unglück wirkte er in ſolchen Momenten nicht tragiſch, ſondern eher komiſch. Freilich war er gerade dann am liebenswürdigſten und liebenswerteſten, infolgedeſſen ſein Zorn jedesmal damit endigte, daß ſein Junge ihm halb lachend, halb weinend — aber nicht etwa weinend vor Rührung — um den Hals fiel und ſein gutes unſchönes Geſicht mit Küſſen bedeckte. Dann war Sor Riccardo hilflos.

IX

Am nächsten Tag fand Umzug und Einzug statt. .. Da die Bewohner des Monte Caprino Numero 7, Piano 5, ‚camere mobiliate', nicht sicher waren, ob Dame Panizza nicht noch irgend eine geheime Tücke unter ihrer Nachtjacke barg, so beschlossen die Verbündeten, daß der Professor in der Wohnung bleiben sollte, bis daraus das letzte Stück Wäsche und das letzte Stück Marmor entfernt worden. Marco beaufsichtigte die Überführung des kleinen Museums. Unter seiner Leitung wurde ein Kunstwerk nach dem anderen vorsichtig die hohe Treppe hinuntergeschafft und behutsam auf Kissen in einen Caretto gelegt, daneben Marco zur Bewachung gar stattlich einherschritt.

Teils aus Furcht vor einem Überfall seiner majestätischen Padrona, teils aus Angst, eines seiner geliebten Altertümer könnte unterwegs eine Beschädigung erleiden, harrte Richard Hille der Rückkehr seines Telemachs, nicht begreifend, wie er es so lange in solcher Einsamkeit hatte aushalten können. Seine beiden, von ihren Götterbildern allmählich entleerten Zimmer begannen ihm Grauen einzuflößen.

Wie war es möglich gewesen, ein volles Menschenleben so zu existieren? wenn auch ‚halb Rom' zu seinen Füßen lag und die Familie Panizza — so unrömisch der Name für Tante Doras Ohren klang — eine so echt römische war, wie sie am Tiberstrande nur irgend zu finden: Hausfreund, Morgenkostüm, Wohnung und Wochenrechnung inbegriffen. Fort mit diesen quittengelben Vorhängen, diesen krebsroten Möbelbezügen und spinatgrünen Teppichen! Fort aus diesen himmelblau und rosenfarben

tapezierten Mauern, darüber sich pompejanische Decken wölbten und von denen grell kolorierte Bildnisse zweifelloser Schönheiten und idyllische Darstellungen idealer Familienszenen herabschauten...

Was war das? Das Rauschen eines Frauengewandes auf dem Ziegelsteinfußboden des Vorzimmers? Ein nur zu wohlbekanntes Rauschen in allerletzter Stunde! Sor Riccardo ertappte sich bei der Regung, zur Tür zu stürzen, sich einzuschließen und bis Marcos Rückkehr eingeschlossen zu bleiben: vor seiner verschlossenen Tür mochte dann geschehen und gesprochen werden, was da wollte. Aber sogleich besann er sich auf sich selbst: bis zum letzten Augenblick, den er in diesem Hause zubrachte, wollte er seiner germanischen Ahnen, all der Pastoren Jonathan Hille, würdig bleiben.

Etwas bleich, mit nervös zuckenden Lippen, das sonderbare Bedürfnis empfindend, seine Brille abzunehmen und zu putzen, ließ er das Rauschen des schleppenden Frauengewandes näher und näher kommen, erwartete er in aufrechter Haltung, erhobenen Hauptes die letzte Attacke. Denn daß es ein Angriff sein würde, war ihm sogleich klar geworden. Jedoch auf das, was kam, war er nicht gefaßt.

Dame Panizza trat ein. Sie war in Toilette. In jenem blendenden Prachtstück des Hauses, welches nur bei feierlichen Gelegenheiten angelegt wurde, als da waren Korsofahrten, Visiten und abendliche Empfänge. Ein gewaltiger Federhut vollendete den Glanz, der in Gestalt einer Menge verstreuten Reismehls auf ihren einstmals schön gewesenen Zügen leuchtete.

Signora Clelia kam nicht allein. Es war jedoch nicht der Gatte, sondern der Hausfreund, der Cavaliere. Unmittelbar hinter der Dame trat auch diese Persönlichkeit ein, an welcher außer der Eleganz der Erscheinung der kohlrabenschwarz gefärbte, kühn aufgedrehte Schnurrbart das Bemerkenswerteste war.

Bei dem unerwarteten Anblick jenes Herrn verschwand

alle Scheu aus des Profeſſors durch den von Signora Clelia ausgehenden Glanz etwas erſchreckter Seele. Zugleich wurde er ſehr ruhig; unheimlich, großartig ruhig. Wenn Richard Hille ſehr ruhig war, bekam der unſcheinbare Herr etwas überaus Würdevolles, faſt Vornehmes.

Ohne den Cavaliere eines Blickes zu würdigen, erkundigte ſich der Profeſſor höflich und kühl bei der Vermieterin möblierter Zimmer an harmloſe Fremdlinge, was ſie wünſchte?

„Das werden Sie ſogleich hören.“

Es war der Cavaliere, der ſprach.

„Ich fragte, was Sie wünſchten? Ich bin beſchäftigt.“

„Sie werden für uns Zeit haben.“

Wiederum der Hausfreund in herausforderndem, höchſt unverſchämtem Tone.

„Bin ich Ihnen noch etwas ſchuldig? Wieviel und wofür?“

Aber jetzt brach die Dame aus! Ohne jede Majeſtät, gemein wie ein Marktweib. Statt der Agrippina vom Kapitol eine ſchimpfende Trödlerin aus dem Ghetto.

„Sehen Sie dieſen Menſchen!“ (den Herrn Cavaliere anredend und mit erhobener Rechte auf ihren ehemaligen Mieter weiſend.) „Sehen Sie ihn? Dort ſteht er. So ſieht ein Verräter aus, ein Nichtswürdiger. Wer iſt er? Ein Deutſcher, ein Barbar. Wer hat ihn aufgenommen, als ob er ein Freund, ein Bruder wäre? Dieſes Haus. Ich und mein Checco.“ (Checco war der Gatte.) „O, mein Checco, wen nahmſt du auf? Einen Undankbaren, ein Ungeheuer! Für achtzig Lire im Monat nahmen wir dieſen Menſchen auf! Schlafzimmer und Salon, Bedienung mit eingerechnet. Eigenhändig brachte ich ihm morgens den Kaffee; meine Tochter, das ſüße Geſchöpf, pflegte ſeine Blumen. Merkte er überhaupt nur, daß ich ſeinetwegen meine Morgenruhe aufgab? Dankte er mir? Vergalt er mir? Sie ſollen hören, wie dieſer Menſch mir vergalt. Und hören ſoll es mein Checco. O, Checco!“

Was ſollte der unſelige Checco dieſer Clelia aus

dem Munde seiner Gattin zu hören bekommen? Nicht weniger, als daß er über volle fünfunddreißig Jahre eine Schlange unter seinem ehrlichen Dache beherbergt hatte, ein Monstrum, dem seine Gemahlin nicht nur des Morgens den schwarzen Frühtrunk eigenhändig kredenzt, sondern für dessen Wäsche, dessen Petroleumlampe, dessen Reinlichkeit und Behaglichkeit sie gesorgt und dem sie Rechnungen geschrieben, deren Uneigennützigkeit ihren Gatten Checco beinahe ruiniert hatte. Dafür welcher Lohn! Furchtbar, es sich nur vorzustellen; noch furchtbarer, es auszusprechen. Aber ausgesprochen mußte es werden. Und zwar zunächst vor den Ohren des treuen Hausfreundes, der es alsdann vor den Richterstuhl des tödlich beleidigten Gatten weiterbringen würde: der Mietsherr aus Deutschland hatte versucht, der Tugend seiner römischen Padrona nachzustellen! Durch Jahre und Jahre hatte der Mensch solche Schändlichkeit versucht, mittels tausend Listen, tausend Niedrigkeiten.

„Sehen Sie ihn an! Checco, o Checco!"

Und als es ihm bei der Mutter nicht gelang, was tat er dann? Dann versuchte er das nämliche bei der Tochter, bei der süßen unschuldigen Eleonora, die, um sich vor den Verfolgungen des deutschen Don Giovanni zu retten, in die Arme des vermöglichen Gewürzkrämers flüchten mußte. In einer Stunde würde mit dem tödlich beleidigten Gatten der Dame Panizza auch der Ehegemahl des anderen Opfers erscheinen, um in Gegenwart des Cavaliere den Nichtswürdigen zur Rechenschaft zu ziehen.

„Sehen Sie ihn an! Sehen Sie ihn?"

Der Befragte stand im Schmucke seines gefärbten, kriegerisch aufgedrehten Schnurrbarts und blickte wutschnaubend, von Haß und Rachedurst erfüllt, auf den Angeschuldigten, bereit, im nächsten Augenblick in Aktion zu treten und dem Verbrecher die Forderung zu stellen: ‚Entweder Du fällst den beiden empörten Gatten zum Opfer, oder Du zahlst. Du zahlst eine hübsche Summe. Ich rate Dir, zahle!' Er wollte gerade seinen Mund

öffnen, um auf das Stichwort mit seiner Rolle zu beginnen, als etwas geschah, worauf weder die Dame noch ihr Ritter vorbereitet waren und was die beiden Akteurs plötzlich aus ihren Rollen brachte.

„Hinaus!"

Es war das einzige Wort, das Sor Riccardo äußerte. Er äußerte es jedoch in solcher Weise, daß das eine Wort eine ganze Ciceronische Rede enthielt. Die Wirkung war denn auch überwältigend; wenigstens auf den Cavaliere. Diese distinguierte Persönlichkeit war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden. Die Flucht ihres Getreuen gewahrend, stieß Dame Panizza einen gräßlichen Schrei aus, drohte in Ohnmacht zu sinken, wurde von den Armen jenes Barbaren gepackt und in der brutalen Manier dieser Rasse zum Zimmer hinausgeführt, wobei sie ihre Besinnung übrigens so vollständig wiedererlangte, daß sie gebissen und gekratzt haben würde, hätten die beiden Arme sie nicht mit eiserner Kraft umklammert gehalten. Draußen angelangt, wurde sie von ihrem Ritter gerettet; aber erst, nachdem der Professor die Tür seines Zimmers als Sieger geschlossen hatte. Als Marco zurückkehrte — es war der letzte Marmortransport gewesen — fand er Sor Riccardo eifrig beschäftigt, sich die Stiefel zu putzen. Auf seine erstaunte Frage: was das bedeute? wurde ihm pathetisch erwidert: „Ich schüttle den Staub dieses Hauses von meinen Schuhen!"

— — — — — — — — — — — — —

Die beiden durften nicht gleich in ihre Wohnung, sondern mußten bei Tante Dora warten, bis diese den Einzug gestattete. Es schien sehr festlich werden zu sollen; denn Tante Dora hatte ihr braunes Seidenkleid angetan, welches ebenso altmodisch wie feierlich war. Es hatte sogar eine Schleppe. Wenigstens zeigte die brillante Robe den schüchternen Versuch einer derartigen völlig überflüssigen Luxussache.

Weder Paoluccia noch Lella ließen sich blicken, und

trotz des schönen Oktoberabends mußte im Atelier gewartet werden. Der größeren Feierlichkeit wegen geschah dies etwas schweigsam. Tante Doras braunes Seidenkleid legte sich stets beklemmend auf des Professors Gemüt: sah doch seine alte Freundin in dem ungewohnten Staate, zu welchem sie ein ungewohnt feierliches Wesen annahm, seltsam fein und fremd aus. Man sah ihr dann an der Nasenspitze an, daß die Petersens eine Familie waren, die etwas auf sich halten durfte: echte Patrizier, bürgerliches Vollblut mit dokumentierten Ahnen aus dem vierzehnten oder gar dreizehnten Säkulum.

Endlich erhob sich Tante Dora, bedeutete dem Professor, ihr den Arm zu reichen, und rauschte zur Tür hinaus — sie rauschte wahrhaftig! Sor Riccardo hatte es geahnt: es würde gewiß zum Fürchten feierlich werden! Und wenn es sich so festlich gestaltete, wurde er gerührt; und wenn er gerührt war, mußte er beständig seine Brillengläser putzen, was ihm höchst unbequem war.

Die in braune Seide gehüllte Tante Dora am Arm, trat er auf die blumige Terrasse und gleichsam in den purpurnen Abend hinein. Da sah er denn . . . Wo zwischen den beiden Wohnungen die Mauer durchbrochen war, verschloß die Öffnung ein Vorhang. Vor diesem stand eine holdselige Mädchengestalt in antikem Kostüm, einen üppigen Kranz roter Rosen um die blasse reine Stirn, einen Strauß roter Rosen in den Händen.

Tante Dora führte ihren alten Freund zu der verhängten Pforte, blieb stehen, und der Buonissimo ließ sich von der lieblichen Gestalt anreden und Rosen vor die Füße streuen.

Es waren sogar Verse, von Tante Dora gedichtet. Und als in der schönen Poesie die Rede auch auf seinen Jungen kam, als auch seinem Jungen gewünscht wurde: Tage und Jahre des Glücks und Friedens, der Arbeit und des Segens in dem neuen Zu-Hause — da kam es so, genau so, wie der Professor gefürchtet hatte: er wurde gerührt und mußte seine Brille putzen; und zwar so

eifrig, daß er von der ganzen übrigen Herrlichkeit nichts mehr gewahrte.

Dann fiel die ſchöne Decke, die den Eingang verhüllte — Paoluccia war dahinter verſteckt geweſen —, dann wollte der holde Genius Sor Riccardo bei der Hand nehmen und über Roſen durch die Pforte führen. Aber ritterlicherweiſe reichte Richard Hille Tante Dora den Arm, ſo daß der junge Marco für die kleine Lella übrig blieb.

Sor Riccardos Terraſſe war ein einziges Blumenfeld, nicht anders, als ob es Tante Doras Terraſſe wäre. In den letzten Gluten des Sonnenunterganges leuchteten Vatikan und Quirinal, leuchteten Roſen und Geranien. Da umfaßte der Profeſſor Tante Dora und gab ihr einen Kuß auf den Mund, gab auch Paoluccia einen ſchallenden Kuß und ſchickte ſich an, das Nymphlein zärtlich zu umfangen. Genau dasſelbe gedachte in dem nämlichen Augenblick Marco zu unternehmen; aber das Kind entwiſchte dem Alten ſowohl wie dem Jungen, dem kecken Knaben ihren Roſenkranz in den Händen laſſend.

Jetzt traten alle ins Haus. In dem Salotto war die Feſttafel gedeckt, über und über mit Blumen beſchüttet. Die Nacht brach an. Da erſchien Paoluccia mit der dreiarmigen angezündeten Ölleuchte, ſetzte ſie mitten auf den Tiſch, ſprach laut und feierlich, als ſagte ſie einen Segensſpruch, das altertümliche echt römiſche: „Felicissima notte!“

X

Der ‚glücklichsten Nacht' folgten glückliche Tage.

Die nächsten wurden damit zugebracht, vollends sich einzurichten und sich heimisch zu machen. Übrigens kam Sor Riccardo für das erste aus dem Verwundern und Bewundern gar nicht heraus. Es war doch einfach erstaunlich, wie die beiden Frauen alles bedacht und alles ausgeführt hatten. Mit Ausnahme von Bibliothek und Antiken, von Schreibtisch und Manuskriptenschrank befand sich jedes Ding an seinem Platz; und in der Wohnung des Professors besaß jedes Ding nicht nur die merkwürdige Eigenschaft, an seinem rechten Platz zu sein, sondern es ließ sich nicht vorstellen, wie ein anderer Gegenstand diesen einnehmen könnte. Mit einem Wort: Feenhände schienen über den häßlichen Ziegelsteinboden Teppiche ausgebreitet, in dem Schlafzimmer vor den Fenstern weiße Gardinen aufgesteckt, in den Schränken die Wäsche geordnet — mit roten Bändern zierlich und echt germanisch zusammengebunden — und die Speisekammer mit den notwendigsten Vorräten gefüllt zu haben. Nur zu einem hatte sich Tante Dora durchaus nicht verstehen wollen; denn: „Ofen wollen Sie? Im Salon sowohl wie in Ihrem Arbeitszimmer? Ofen? Darf ich fragen, seit wann Sie in Rom sind? Kaum angekommen, wie mir scheint. Welcher Römer hat Ofen? Wo haben Sie in Rom dergleichen Wärmmaschinen gesehen? Bei verweichlichten Fremdlingen! In Rom frieren? Bei der Wärme? Einfach Unsinn! Wer in Rom friert, soll doch drüben bleiben und sich zu Hause einheizen lassen. Hinter dem Ofen soll er hocken bleiben. Was hat der Mann in Rom zu suchen? Übrigens können Sie meinetwegen sogar

in der Speiſekammer und ſonſtwo einen Ofen ſetzen laſſen ... Iſt der Mann ſeit fünfunddreißig Jahren in Rom und will auf ſeine alten Tage anfangen in Rom zu frieren."

Tante Doras Verachtung war niederſchmetternd. Der ſo Abgefertigte wagte denn auch nur beſcheiden einzuwenden: „Seien Sie nicht böſe. Es kommt aber doch auch bisweilen in Rom vor, daß ... Zum Beiſpiel: wenn im Winter ſtarke Tromantana iſt ... Der Brunnen auf Piazza Barberini hat dann ſogar Eiszapfen. Allerdings nur bisweilen."

Mit einer energiſchen Handbewegung geſtattete Tante Dora jedoch durchaus nicht, daß die Waſſergottheit auf dem barberiniſchen Platz bisweilen der reine Eismann ſei.

„Sie werden zugeben müſſen, daß es, ſolange ich meinen Kaffee noch auf der Terraſſe trinken kann, gerade kein arktiſches Klima iſt; und ich trinke meinen Kaffee noch im Januar auf meiner Terraſſe. Wenn ich einmal etwas kühl habe, gehe ich aus und komme durchwärmt zurück. Ganz wundervoll durchwärmt! Übrigens gibt es in Rom Kohlenbecken und Kamine. Sie wiſſen, bei mir wird ſelten im Kamin Feuer gemacht. Denn wozu? Es iſt ſofort zu heiß, und dann verderbe ich mich. Wenn Sie frieren und ſich durchaus verderben wollen, können Sie ja Kaminfeuer anzünden laſſen. Ihr Marco iſt freilich viel zu ſehr Römer, um die Zimmerhitze gut zu ertragen. Dann muß der arme Junge eben zu mir herüberkommen."

Es gab Momente, wo Tante Dora wahrhaft fürchterlich ſein konnte!

Die reizendſte Überraſchung, die ſie ihrem alten Freund in deſſen Wohnung bereitet hatte, war die Ausſchmückung der Wände, und zwar ſämtlicher Wände, der Behauſung. In ihrem Kinderaſyle war ſcharfe Muſterung abgehalten worden, hatte große Auswanderung ſtattgefunden. Selbſt aus den Winkeln und Ecken wurden die kleinen Geſchöpfe hervorgeholt, um ſich an Sor Riccardos vier Wänden anzuſiedeln. Die allerhübſcheſten, allerroſigſten, allerluſtigſten Knäblein

und Mägdlein wurden ausgesucht und hinübergeschickt: „Mit einer schönen Empfehlung von Fräulein Dora Petersen, und die kleine Gesellschaft sollte um den gelehrten Herrn ihr munterstes Wesen treiben; sie sollte lachen und lärmen, toben und tollen nach Herzenslust. Der Spektakel der kleinen Bande würde den Signor Professore bei seiner Arbeit hoffentlich nicht stören, und Sor Riccardos Junge würde gewiß seine Freude daran haben."

Diese hatte der alte Herr, und das von Herzen.

Wenn er an seinem Schreibtisch saß, der ganze Mann Gelehrsamkeit, im Schweiße seines Geistes eine rätselhafte Inschrift entziffernd, von der nur wenige Trümmerreste, nur wenige Buchstaben vorhanden waren; oder wenn seine Griechen und Römer ihm sonst derartig zu schaffen machten, daß ihm davon der Kopf brannte — so oft er von seinen Büchern und Papieren aufschaute, lachten ihn von allen Seiten Kinderaugen an: Kinderaugen im Studio, Kinderaugen im Schlafzimmer, im gemeinsamen Wohngemach. Wie war es anders möglich, als daß Sor Riccardos Kinderherz in solcher Umgebung voll heller Freude schlug.

Welcher Schelm der junge Markus war! Hatte er sich doch an den vier Wänden seines Schlafkämmerleins eine ganze Lella-Galerie aufgehängt: Paoluccias Lella in allen Lebensaltern! Lella einjährig, nach einer am Baume hängenden Orange greifend; Lella zweijährig, mit einer Puppe ohne Kopf spielend; Lella dreijährig, beide Arme voller Anemonen. Und so weiter, bis das Kind immer größer, immer zarter und elfenartiger, immer holdseliger wurde. Die letzte Lella war gerade vierzehn Jahre geworden, schaute aus großen dunklen Augen nachdenklich und etwas wehmütig in die Welt hinaus, einen üppigen Kranz purpurfarbener Tuskulumveilchen auf dem lieblichen Köpfchen. Tante Dora wollte mit Marco wegen des ‚Lella-Unfugs' böse sein; aber der Bengel war so unwiderstehlich liebenswürdig, lachte die Bitterböse so siegreich an, machte ein

ſolch unverſchämt ſtrahlendes Geſicht, ſah ſo ‚bildſchön‘ aus, daß Tante Doras Zorn erloſch, bevor er noch recht aufgeflammt war. Und das Lellakind! Wie es über und über erglühte, wenn Marco es neckte, wenn er ihm beim Aufſtehen und Schlafengehen nach Herzensluſt zunickte, ihm ſogar Kußhände zuwarf; wie die kleine Elſe zuerſt ſchmollte und trotzte, dann lächelte, zuletzt hell auflachte, endlich fortlief, hinaus in die Küche zu Mutter Paoluccia, die das Nymphlein halb böſe, halb glückſelig wieder zurückbrachte.

Wunderhübſch war auch das Ordnen und Aufſtellen der Bibliothek. Bei Signora Clelia — hatte es eine Dame ſolchen Namens jemals gegeben? — bei Dame Panizza lagen des Profeſſors Bücher, Schriften, Manuſkripte zum größten Teil in Kiſten aufgeſpeichert: jedes Jahr eine neue Kiſte! Es gab für einen Gelehrten nichts Menſchenunwürdigeres. Tante Dora hatte zwei gewaltige Schränke beſchafft und damit dem ‚ſchandvollen Zuſtand eines ſogenannten gebildeten Menſchen‘ mit einem Male ein Ende bereitet. Nachmittags kam man zuſammen, ordnete, ſtellte auf: der Profeſſor und ſein Sohn Marco, Tante Dora und das Lellakind. War Paoluccia mit ihrer Küche fertig, ſo half auch Paoluccia; und Tante Dora behauptete: es ſei ein wahres Wunder, wie ſie ſich auf die Klaſſiker verſtünde — natürlich nur auf die Einbände. Die Sache ward ſo organiſiert: Sor Riccardo ſuchte die Autoren zuſammen, Paoluccia ſtaubte ſie ab, Lella trug ſie zu den Schränken, Marco ſtellte ſie auf, und Tante Dora regiſtrierte die ehrwürdigen Herren. Es war einfach wundervoll, mit welcher Ehrerbietung Paoluccia die alten Bände in die Hand nahm und an ihnen herumpolierte, als putzte ſie koſtbares Silber; einfach wundervoll, wie Lella tat, als ſchleppte ſie Laſten, wie Marco die gedruckten Gelehrſamkeiten in Empfang nahm, als würden ihm Reliquien überreicht, und mit welchem Pathos Tante Dora die Namen der Verfaſſer und die Titel der Werke ablas, um ſie mit ihrer akkurateſten und ſteifſten Altjungferſchrift ſchwarz auf weiß

festzustellen. Welcher Aufstand, wenn ein Schriftsteller nicht vollständig war, wenn ein Band fehlte, wenn zuerst Sor Riccardo verzweifelt danach suchte, dann alle suchten, bis der auf ‚unbegreifliche Weise' Verschwundene in einer Kiste entdeckt wurde, in die er dem Jahrgange nach gar nicht hineingehörte. Und wer entdeckte den Vermißten? Natürlich Paoluccia!

Wunderhübsch war überhaupt alles. Das Köstliche begann bereits am frühen Morgen, wenn Sor Riccardo aufgestanden war und seinen Kaffee trank, von der Bedienerin, einer freundlichen römischen Witwe, vortrefflich gebraut und dem Gelehrten Schlag sieben ins Zimmer gebracht; wunderhübsch war, wenn er an seinem gewaltigen Schreibtische bei seiner geliebten Arbeit saß und Marco nebenan immer noch den glückseligen Schlaf der Jugend schlief. Der Junge hätte längst wach und auf sein können, längst seine ‚Studien' begonnen haben müssen. Jede Viertelstunde sprang Sor Riccardo in die Höhe, ging leise nach dem Nebenzimmer, rief leise hinein: „Marco! Aber Junge, es ist acht — es ist halb neun — ist neun! Es ist ja eine Schande! Hörst Du nicht? Schämen solltest Du Dich. Ein junger Mensch so lange in den Tag hineinzuschlafen! Wenn Tante Dora das wüßte!"

Aber Marco schlief. Einen Arm unter seinem Haupte, sah er in seinem tiefen Schlummer so wunderschön, so ‚antik' schön aus, daß es wie eine Barbarei erschien, ihn zu wecken. Brachte Sor Riccardo es trotzdem über sein Herz, hatte er den Faulpelz schließlich wach gerüttelt und geschüttelt, wach gescholten und gebettelt, so stand Sohn Marco noch lange nicht auf. Er war noch immer so müde, das Bett so gut, das Zimmer so behaglich und die Lella-Galerien an den Wänden so angenehm zu betrachten. Also blieb er ruhig liegen und schwatzte mit seinem väterlichen Freunde in das andere Zimmer hinüber. Selbstredend störte er Sor Riccardo in seiner Arbeit; aber der Junge hatte nun einmal nicht den geringsten Respekt vor Gelehrsamkeit. Zuletzt mußte der Buonissimo

allen Ernſtes böſe werden. Er mußte wiederum aufſtehen, mußte hingehen und die Tür ſchließen; aber ſeine Arbeit blieb geſtört. Er mußte beſtändig hinhorchen: ob der Bengel noch immer nicht aufgeſtanden war? Und er beruhigte ſich erſt, wenn er — es war inzwiſchen gegen zehn geworden — nebenan ein gewaltiges Plätſchern und Planſchen vernahm, welches ihm anzeigte, daß der Adonis aus der Via Raſella ſich erhoben hatte. Wie lange es dauerte, bis der junge Gott ſeine Toilette beendete! Einfach unglaublich, unbegreiflich lange! Wäre der Sohn des Advokaten Lippi ein Sprößling des großen Olympiers geweſen, hätte er mit dem Anziehen ſicher weniger Zeit gebraucht; er, Sor Riccardo, bedurfte dafür keine fünf Minuten... Endlich fertig kam Marco herein, ſagte guten Morgen — ſo ungefähr gegen Mittag —, ſtrahlte vor Jugend und Jugendluſt, ſcherzte, trieb tauſend Poſſen, füllte das friedliche Studierzimmer des gelehrten Herrn mit ſeiner Jugend und ſeinem Glanz, begab ſich endlich, endlich nach einer langwierigen Muſterung vor dem Spiegel aus der Wohnung, in der es plötzlich ſtill und einſam wurde, ganz merkwürdig, ſchier unheimlich ſtill und einſam.

Jetzt konnte der Profeſſor ungeſtört arbeiten! Aber auch jetzt arbeitete er zerſtreut, unfreudig, ſchlecht. Er mußte beſtändig auf die große Stille lauſchen und dabei ſich vorſtellen: wie es wohl ſein würde, wenn der Jüngling, deſſen Abweſenheit dieſe Lautloſigkeit verurſachte, nicht wiederkam — nie wiederkam; wie es ſein würde, wenn ſein Haus ohne Jugend und Jugendluſt, ohne Sonne und Glanz, ohne Schönheit und Glück blieb? In dunkle Gedanken verſunken, wurde er unruhig und immer unruhiger. Schließlich ſprang er auf, lief durch die öden Zimmer, lief hinüber zu Tante Dora, um unter irgend einem Vorwand bei dieſer Guten und Getreuen Zuflucht zu ſuchen und der Stille in ſeinem einſamen Hauſe zu entrinnen. Bei Tante Dora war Lella, und in der Küche war Paoluccia, und alle drei hatten den Abweſenden lieb.

Richard Hille konnte also mit allen dreien von ihm sprechen, wobei er sich freilich hüten mußte, zu verraten, wie einsam er sich ohne seinen Jungen fühlte.

Kam endlich die Zeit, wo Marco zurückkehren mußte, so steigerte sich mit der Erwartung die Unruhe. Natürlich ließ der junge Herr auf sich warten; und sein Mentor hatte ihn doch so dringend gebeten: „Sei pünktlich. Du weißt, Tante Dora kann das Unpünktliche nicht leiden. Auch Paoluccia darfst Du mit dem Mittagessen nicht auf Dich warten lassen. Das schickt sich nicht für solchen jungen Menschen; das ist ungehörig, unartig.“ Marco versprach feierlichst: heute ganz gewiß pünktlich zu sein, und war es natürlich auch heute nicht. Der Gelehrte wurde böse, zornig; er wurde ängstlich. Wenn dem Jungen sein Vater begegnet wäre? Oder die Bicetta? Wenn ... Er horchte in der offenen Tür, horchte die Treppe hinunter, lief wieder zu Tante Dora. Diese machte ihr strenges Gesicht, war ganz Würde und Majestät: der Risotto verkochte, der Fritto wurde kalt; und der Bengel kam noch immer nicht! Selbst Paoluccia verlor ihre gute Laune, und nur Lella machte ein heiteres Gesichtchen, welches strahlend wurde, wenn sie den beiden Alten melden konnte: „Er kommt!“ Sogleich legte sich Tante Doras Majestät, sänftigte sich Sor Riccardos Zorn; und wenn der Übeltäter ganz gemächlich angeschlendert kam, wenn er mit dem Glanze seiner Stimme den römischen Sonnenschein noch leuchtender machte, so waren alle vier seelenvergnügt und fanden Paoluccias verkochten Risotto und eiskalten Fritto ganz ausgezeichnet. Marco hatte die beste Absicht gehabt, heute ‚wirklich pünktlich‘ zu sein; es war ihm jedoch auch heute nicht gelungen, dem Armen.

Und was er an dem einen kurzen Vormittag alles erlebt und beobachtet, was er alles zu erzählen hatte! Sor Riccardo erlebte niemals etwas und Tante Dora sehr selten. Nur Paoluccia erging es wie dem jungen Marco. Auch sie kam jedesmal voller Geschichten nach Hause, das Erlebte in ihrer Erzählung zugleich darstellend.

Wie darstellend! In ihrer Art eine wahre Eleonora Duse.

Marco glich darin Lellas großäugiger Mutter: er agierte seine Geschichten. Sehr häufig handelte es sich um eine wunderschöne elegante Dame, die durch irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er imitierte sie so kunstvoll, daß Paoluccia voller Bewunderung ihm den Preis zuerkannte und selbst Tante Dora Beifall spendete. Sor Riccardo mochte diese Vorstellungen nicht leiden, und Lella lachte niemals darüber. Das ärgerte den jungen Herrn. Um die Kleine zum Lachen zu reizen, übertrieb er, dadurch seine Absicht noch weniger erreichend.

Und wunderhübsch war's, wenn der Tag so warm war, daß der schwarze Kaffee auf der Terrasse getrunken werden konnte. Solche Tage waren Tante Doras Triumph. Sie verhöhnte den alten Freund, der sich fröstelnd in ein Tuch wickelte: in ein mäusefarbenes Plaid, noch aus Pastor Jonathan Hilles Studentenzeit stammend; sie rühmte Lella und Marco, die gleich ihr womöglich ‚zu heiß' hatten.

Wunderhübsch an solchen schönen Wintertagen waren auch die gemeinsamen Spaziergänge vor Porta Pia auf den Aniowiesen, bei der nomentanischen Brücke; oder in die nahe Villa Borgheſe; oder nach der in Einsamkeit und Vergessenheit versunkenen Villa Madama; oder auf der flaminischen Straße bis zu dem Landhause der Livia. Es war köstlich, wie der Professor erzählen konnte: Weltgeschichte an den Stätten ihrer Begebenheiten! Und köstlich war's, wie Tante Dora und Paoluccia zuhörten. Besonders Paoluccia, von der ihre Herrin behauptete: sie wäre im stande, römische Welt- und Kunstgeschichte zu dozieren — nach Sor Riccardos Auffassung natürlich.

Die beiden ‚Kinder' — denn auch Marco war ja noch ein großes Kind — bildeten dagegen ein umso schlechteres Auditorium. Sie hatten tausend andere Dinge im Kopfe, hätten einander am liebsten bei der Hand gefaßt und wären den drei Alten davongelaufen: hin über die Fluren,

auf denen noch immer Blumen blühten, begleitet von dem Jubel der Lerchen, hinaus in die weite weite, in die schöne, wunderschöne Welt. War es dann Zeit, daß Paoluccia ihren treuen Begleiter, den Henkelkorb, auskramte, so waren die beiden gleich zur Stelle. Paoluccias Henkelkorb besaß die merkwürdige Eigenschaft, gleichsam grenzenlos zu sein. Er ließ sich zum Erstaunen weit ausdehnen und mit guten Sachen anfüllen: mit Dutzenden von Orangen und ‚Butterbroten', einer dickbauchigen, strohumflochtenen Flasche und anderen Herrlichkeiten mehr. Marco hielt darauf, daß mitten auf der Campagna der Tisch ordentlich ‚gedeckt' wurde; und niemals geschah es, daß zum Schmucke der Tafel die Blumen fehlten: in losen Gewinden um das Tischtuch gelegt oder darüber gestreut. Er war unerschöpflich im Erfinden neuer ‚Arrangements' und ‚Dessins'. Ebenso unerschöpflich mußten die vier im Bewundern sein. Sie waren es auch.

Ja, und wunderhübsch waren die Abende, wenn die kleine Familie in Tante Doras Atelier beisammen saß und wenn es geröstete, glühend heiße Kastanien gab, die Sor Riccardo ganz heimlich dazu benutzte, um sich die erstarrten Hände zu wärmen. Gewöhnlich hob Tante Dora zu erzählen an. Die schöne Scheherezade konnte tausend und eine Nacht die wundersamsten Begebenheiten, die unerhörtesten Abenteuer und köstlichsten Geschichten erzählen, ohne müde zu werden — das alte Fräulein Petersen hätte tausend und hundert Nächte fort und fort erzählen können und hätte noch immer nicht zu Ende erzählt: aus ihrem Leben, ihrem guten, fleißigen, ehrlichen Leben; also alles wahr und wahrhaftig einmal geschehen. Und immer war es etwas Gutes oder etwas Bewegliches oder Lustiges. Zumeist etwas Lustiges. Niemals etwas, was in diesem Frauenleben nicht gut, nicht tüchtig, nicht echt menschlich gewesen wäre, von frühester Kindheit an, noch von Eltern und Großeltern her, die gleichfalls gute und tüchtige Menschen gewesen und denen hundert von beweglichen oder lustigen Dingen geschehen waren.

Ja, groß war Tante Dora im Erzählen! Aber am allergrößten war sie im Erzählen von Kindergeschichten. Sie wußte nicht, wie viele Kinder, kleine und große, hübsche und garstige, artige und unartige sie porträtiert hatte; aber kein Kind, das nicht eine Geschichte geliefert hätte, das Prinzeßlein nicht weniger als die ‚Piccola' von der spanischen Treppe. Wenn Tante Dora mit ihren Kindergeschichten begann, verklärte sich Sor Riccardos Gesicht, riß Paoluccia schon im voraus ihre großen Augen weit auf, ließ Lella schon im voraus ihr helles leises Elfenlachen ertönen; und selbst der junge Herr wurde zu einem begierig lauschenden Knaben. Bis Mitternacht erzählte Tante Dora, und sie hätte bis Morgengrauen erzählen können, ohne müde zu werden oder andere müde zu machen.

Für Sor Riccardo am allerhübschesten war es vielleicht, wenn er sich mit seinem Jungen Abends allein in der Casa Hille befand; wenn er eigenhändig in seinem Studio ein helles Kaminfeuer anzündete; wenn draußen der grimme Nordwind pfeifend um das hohe Haus fuhr; wenn er seinem lieben Jungen von seinen herrlichen Griechen erzählte; wenn Marco mit seinen Augen an den beredten Lippen des alten Hellenen hing.

Und wie behaglich, wenn beide zu Bette gegangen waren, die Tür zwischen den Schlafzimmern offen stand und Marco sich in den Schlaf schwatzte; wie köstlich, wenn Sor Riccardo noch lange wach lag, auf die tiefen ruhigen Atemzüge im Nebenzimmer lauschte und dachte, daß es auf der Welt einen Menschen gab, der zu ihm gehörte, den er durch seine Liebe zu seinem Eigen gemacht hatte, für den er arbeiten und sorgen durfte.

Auch wohl sich ängstigen und grämen.

Aber — das tat weiter nichts.

„Tante Dora!“

„Nun ja. Ich höre. Weshalb schreien Sie so? Was ist Ihnen geschehen? Gewiß etwas Gutes? Sie sehen ja ganz verklärt aus!“

„Kommen Sie, bitte, herüber.“

„Sie sehen ja doch, daß ich Modell habe.“

„Nur für ein paar Augenblicke.“

„Haben Sie einen Fund getan?“

„Ja, ja!“

„Hat man Ihnen eine zweite Venus von Milo ins Haus gebracht?“

„Kommen Sie! Sehen Sie!“

„Also in Gottes Namen. Wie der Mann einen quälen kann! Mich in meiner besten Arbeit zu stören. Natürlich ist es wieder irgend etwas mit seinem Jungen.“

„Natürlich!“

„Und es ist etwas Gutes, sagten Sie?“

Dabei strahlte auch Tante Doras Gesicht. Eilends legte sie Pinsel und Palette fort, an ihr Modell so wenig denkend, als ob es eine Holzpuppe wäre. Und es war doch die Antonia aus Saracenesco, die die Franzosen in der Villa Medici sozusagen gepachtet hatten und die der Tante Dora nur aus Gnade und Barmherzigkeit Modell stand, weil der alten Dame bereits Mutter und Großmutter der Antonia Modell gestanden hatten, so daß es Familientradition geworden war.

„Kommen Sie!“

Damit eilte er wie ein Jüngling voraus, hinüber in seine Wohnung.

Marco war nicht zu Hause. In seinem Schlafzimmer

hatte der Archäologe etwas gefunden, das der junge Mann in aller Heimlichkeit bei verschlossenen Türen angefertigt und zurückgelassen hatte, damit Sor Riccardo es finden sollte, wie ein an dem Gegenstande befestigter Zettel besagte. Die Schrift lautete: „Ich will den Sonnenflug wagen. Hilf Du mir empor!"

Unterzeichnet waren diese wenigen Worte mit: „Richards Junge." Der Gegenstand war eine kleine Figur in Wachs, modelliert von dem jungen Marco, und — die Figur zeigte unstreitig Talent, zeigte großes Talent.

Es war ein Ikarus.

Der Jüngling hatte einen Felsgipfel erstiegen, sich die Fittiche angelegt und war im Begriffe, sich in den Abgrund zu werfen — sich in die Lüfte emporzuschwingen. Er stand hochaufgerichtet, das Haupt in die Höhe gewandt, beide Arme aufwärts gestreckt, die Seele seinem Körper vorausfendend: zur Sonne empor, zur Gottheit empor! Hoch über allem!

Die ganze junge Gestalt war der Ausdruck heißen Verlangens, leidenschaftlichen Sehnens nach oben, um hoch über allem zu schweben: über dem Staube der Erde, dem Dunste der Tiefe. Dem Antlitz hatte der Künstler seine eigenen schönen Züge gegeben.

„Marco! Das hat Marco gemacht! Tante Dora! Liebe Tante Dora! Sehen Sie doch nur! Es ist schön, ist hellenisch schön! Wenigstens ist es hellenisch schön empfunden! Mein Junge! Tante Dora — mein Junge ist ein Künstler."

Abgerissen, stammelnd und schluchzend kam es über Sor Riccardos Lippen. Der Mann war außer sich.

Tante Dora stand, betrachtete, schwieg. Sie betrachtete lange, schwieg lange.

Ihr Freund bemerkte endlich ihr Schweigen.

„Sie sagen ja nichts. Weshalb nicht? Sie zweifeln doch nicht etwa? Es ist ein Künstler, sag' ich Ihnen! Das ist echtes Talent."

„Das ist Genie."

Die alte Dame ſprach das große Wort laut und feierlich mit tiefer Ergriffenheit.

— — — — — — — — — — — — —

Wie war es nur möglich? Luigi Lippis Sohn ein Künſtler! Und niemals zuvor hatte ſich ſein Talent offenbart; niemals zuvor hatte er empfunden, daß er etwas in ſich trug, was von oben war: ein Funke himmliſchen Feuers. Plötzlich ſchlug die heilige Lohe aus ihm hervor. Es kam einem Wunder gleich. Luigi Lippis Sohn wollte ſein Leben eigenmächtig enden, wollte den Götterfunken in den Fluten des Stromes löſchen, ſeinen Genius begraben... Richard Hille rettete ihn. Nicht allein einem Menſchen, der ihm zum Sohne ward, erhielt er das Leben — viel Größeres als das: der Welt erhielt der alte Archäologe einen Künſtler!

Ein ‚Genie‘ ...

So hatte die alte Dame mit dem Kinderherzen und dem Künſtlergeiſt ihn genannt; und ſie wußte, was der Name bedeutete und daß der Menſch mit etwas Göttlichem nicht Mißbrauch treiben darf.

Auch das war ſo wunderbar: daß ‚Richards Junge‘ Bildhauer werden ſollte. Gerade Bildhauer! Von allem Erſtaunlichen und Märchenhaften war das vielleicht das Erſtaunlichſte und Märchenhafteſte.

An dem Vormittage dieſes geſegneten Tages kam Tante Dora nicht mehr zum Arbeiten. Sie verließ ihren alten Freund nicht, und beide blieben vor dem Wachsmodell von Marcos ‚Ikarus‘: betrachtend, ſtaunend, in Phantaſien ſich ergehend, Zukunftsträumen nachhängend, Zukunftsmelodien lauſchend.

Als ſie jedoch den jungen Zukunftskünſtler nach Hauſe kommen hörte, ſchlich Tante Dora fort. Dieſen Augenblick ſollte Sor Riccardo mit ſeinem Jungen allein verleben; denn dieſer Augenblick war des Schickſals erſter Dank für ſeine große Liebestat.

— — — — — — — — — — — — —

Der Profeſſor ſah Marco an; und ſelbſt durch die Brillengläſer ſtrahlte heute ſein Blick ſo voller Güte und

zugleich so voll Glücks, daß der Jüngling sich stumm an die Brust seines besten Freundes warf, stumm ihn umfaßt hielt und ihn gar nicht lassen wollte. Dann sprach der Professor mit ihm, wie nur Richard Hille sprechen konnte, wenn er von einer großen Sache ergriffen war. Sein sonst so unberedter Mund führte dann eine geradezu machtvolle Sprache. Aber nur großer Schmerz oder großes Glück, nur höchste Begeisterung oder tiefste Empörung gaben seiner Empfindung solchen zwingenden Ausdruck.

Heute sprach er aus, was der Beruf eines Künstlers war. Nicht von Ehre, Ruhm und Lorbeerkränzen redete er, sondern von Arbeit, Leiden und Dornen. Trotzdem war das Leben eines Künstlers der Menschheit Höchstes und Herrlichstes; gerade deswegen: seiner Leiden willen war es das.

„Der wahre Künstler muß Mangel ertragen können, wie der hungernde Bettler; muß Entsagung üben können, wie der katholische Priester. Er muß Enttäuschungen seine Gefährten, Schmerz seinen Freund nennen.

Von des Lebens ganzem Jammer muß sich der Künstler packen lassen.

Wenn er schafft, wenn er erschafft, muß sein Geist in Demut hinsinken und zu der Gottheit beten, die ihn sich ähnlich machte. Nur ein unedles Streben, und der wahre Künstler in dem Menschen siecht hin; nur ein unreiner Gedanke, und der wahre Künstler stirbt: der wahre Künstler ist tot, sobald er ein unwahrer Mensch wird..."

Lange sprach der alte Herr zu dem Jüngling, der seine Hand gefaßt hielt, als müßte er sie umklammern, und ihm mit einem Blick in die Augen sah, daraus es wie ein Aufschrei klang: ‚Hilf mir! Du guter und reiner, Du wahrer Mensch!'

— — — — — — — — — — — — — —

Die Familien Hille und Petersen kamen aus dem Freudentaumel, der sie ergriffen hatte, nicht heraus. Tante

Dora bemühte ſich, kühl und objektiv zu erſcheinen; aber ihres alten Freundes Seligkeit machte ſie immer von neuem weich, in welcher Stimmung auch ſie an dem Zukunftshimmel des jungen Markus eine ſanfte Roſenröte aufſtrahlen ließ. Mit einer ganzen Welt von Mitgefühl, Herzenswärme und Güte in den Augen hörte ſie Sor Riccardos laute Träumereien mit an: „Zu ſolcher prachtvollen Jugend ſtarkes Talent — das iſt eine Vorſtellung, die für mich etwas geradezu Überwältigendes hat. Wenn er ringt und kämpft, ſich läutert und ſchmiedet; wenn er die Prüfung beſteht, zum feſten Manne, zum tüchtigen Künſtler wird, ſo kann er zu einer ganz einzigen Erſcheinung, zu einem Liebling der Menſchen und Götter werden ... Das ſage ich natürlich nur Ihnen, liebe Freundin; dem Jungen zeigte ich den Dornenweg einer Künſtlerlaufbahn: will er doch ſchon jetzt über Blumenfluren wandeln. Freilich haben ſeine Pfade ſchon jetzt durch lange Finſterniſſe geführt, wo ſein Leben von Rechts wegen voller Sonne hätte ſein müſſen... Stellen Sie ſich doch nur vor: ich habe einen Jungen, der Künſtler wird, Bildhauer! Es läßt ſich nicht vorſtellen ... Wenn er nur nicht etwas gar ſo Strahlendes hätte."

„Möchten Sie es ihm fortnehmen?"

Da vertraute Sor Riccardo ihr ſeine Sorgen an.

„Er iſt ſo auffallend ſchön. Und die Frauen ... Beſonders die Römerinnen. Sie mit Ihrem Kindergemüt wiſſen gar nicht, was für Frauen es gibt. Fürchterlich iſt's, ſage ich Ihnen. Sie ſtürzen ſich auf ſolchen jungen Menſchen, wie ein Jäger auf ein Wild. Das iſt ein elender Vergleich; denn ſie ſind zwanzigmal ärger. Und er? Es iſt ja auch eine große Verſuchung. Ich war niemals ſo recht jung, ſah eigentlich immer ſo aus wie heute, habe immer etwas Graues und Mißfarbenes gehabt. Und ſelbſt ich könnte erzählen ... Bitte, ſehen Sie mich nicht ſo ſtreng an ... Ich habe mir das meiſte gewiß eingebildet; denn was ſollte eine Frau, was ein Mädchen an mir gefunden haben? Es wäre von der Betreffenden eine

Geſchmacksverirrung geweſen. Aber ſtellen Sie ſich Marco vor! Und gar wenn er Künſtler wird, gefeiert, berühmt. Die Weiber werden ſich an ihn hängen, werden ihm das Blut ausſaugen, ihn toll machen. Ich bin wirklich recht betrübt. Was raten Sie mir?"

Tante Dora machte durchaus kein ſtrenges, wohl aber ein ſehr ernſtes Geſicht.

„Raten? Ich ſoll Ihnen raten, wie Sie Ihren Jungen vor Unheil ſchützen ſollen. Sie ihn ſchützen? Mein guter alter Freund — ſchützen muß Ihr Junge ſich ſelbſt; denn nur er ſelbſt kann es. Sie ſind machtlos. Mit aller Ihrer Liebe, aller Ihrer Angſt ſind Sie das."

„Glauben Sie? Es wär' nämlich — unſäglich traurig wär's. Wenn man einen Menſchen unendlich lieb hat; wenn man ihn in Gefahr ſieht; wenn man ſein eigenes Leben darum geben würde, ihn vor Gefahr zu ſchützen; und wenn man dann einſehen müßte, daß man vollkommen machtlos iſt, mit gebundenen Händen daſtehend und zuſehend —"

Tante Dora unterbrach ihn: „Reden Sie doch keinen Unſinn. ‚Daſtehen und Zuſehen' ... Als ob Sie dageſtanden wären und zugeſehen hätten, als der Junge vor Ihren Augen in den Fluß ſprang? Sie ſprangen ihm nach, zogen ihn mit Gefahr ihres eigenen Lebens ans Land, zogen ihm trockene Kleider an. Und ſonſt noch ... Nun, Sie wiſſen, was Sie ſonſt noch für Ihren Jungen taten und ihm geworden ſind. Ich glaube wahrhaftig, der Mann weiß es ſelbſt nicht. Dann iſt dem Manne eben nicht zu helfen. Wenn Ihr Sohn in dieſer Lebensluft und Liebesüberfülle kein guter Menſch und tüchtiger Künſtler wird; wenn er ſich von dem erſten beſten Bruder Liederlich oder von dieſen Römerinnen ... Sie haben recht; dabei kann ich nicht mitreden, davon verſtehe ich nichts; und ich bin froh, daß ich davon nichts verſtehe. Aber daß auch Sie, alter Heide, dieſen hölliſchen Verſucherinnen —"

Sie wollte Sor Riccardo ihr ſtrengſtes Geſicht machen; ihre Augen verrieten jedoch, daß ſie die ſchönen und laſter-

haften Damen, die ihres alten Freundes leicht entzündliches Herz in Flammen gesetzt hatten, für ziemlich imaginäre Persönlichkeiten hielt, eine Auffassung von Richard Hilles ‚Leidenschaften', die diesen in früherer Zeit stets tief gekränkt hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen wurde für Marcos Künstlerberuf alles vorbereitet. Er sollte sehr viel Akt zeichnen und im Modellieren einen Lehrmeister erhalten. Welchen Lehrmeister? In Rom, in dem Rom von Michel Angelos ‚Pietà' und ‚Moses', gab es, Sor Riccardos Meinung nach, nicht einen Bildhauer, der würdig gewesen wäre, der kapitolinischen Venus marmorne Sohlen an die göttlichen Füße zu schnallen.

Moderne Bildhauer überhaupt! Wer die Griechen in seine Seele aufgenommen hatte, wer den ganzen Parthenonfries samt den Skulpturen des Theseustempels in sich trug, für solchen mit höchster Schönheit erfüllten Geist gab es überhaupt keine moderne Bildhauerkunst. Das eben war ja bei allem Glück und aller Siegeszuversicht des Archäologen geheimer Kummer: wie konnte Marco nach Myrons Diskobol und dem Apoxyomenos des Polyklet noch etwas schaffen, was wahre Kunst war? Jene große Kunst, die mit dem letzten großen Hellenen von der Erde verschwand, dieser keine vollkommene Menschenschönheit in Erz und Marmor mehr spendend. Im besten Falle vermochte Marco ein Anempfinder und Nachahmer der Alten zu werden. Wenn er nur ein richtiger Anempfinder, ein leidlich guter Nachahmer ward! Von diesen schweren Bedenken ließ der Buonissimo jedoch selbst seiner guten Freundin gegenüber nichts verlauten.

Der angehende Phidiasjünger begriff nicht, daß er außer fleißigem Aktzeichnen eines Lehrmeisters bedürfen sollte: seine Lehrer waren seine Augen. Mit diesen *sah* er die Schönheit, die er in seiner Seele *empfand*. Denn nur die empfundene Schönheit wollte er darstellen.

Aber ein Atelier mußte er haben, eine richtige Bildhauerwerkstatt mit Nordlicht, in der er sich als richtiger Künstler fühlen durfte. In seiner Phantasie wirbelten die Gestalten durcheinander. Um eine der vielen fest zu halten, brauchte er nur zuzufassen. Die ihm noch mangelnde Technik gab ihm die Übung. Arbeit! Arbeit! Einen Haufen feuchten Tons oder guten Wachses und ein Modell. Ach ja, ein Modell! ... Aber Tante Dora setzte diesen großen Ideen gegenüber ihre abweisendste Miene auf, und auch der Professor meinte: dafür sei es denn wohl doch noch etwas zu früh. „Nur etwas" — fügte er beschwichtigend und zugleich verheißungsvoll hinzu. Ein Lehrmeister müßte jedenfalls gesucht werden.

Tante Dora fand ihn. Selbst dem alten Hellenen schien Aristide Minardi für seinen Jungen der rechte Mann zu sein. Jedenfalls war er, wenn auch weder ein Polykletos, noch ein Donatello oder Michel Angelo, so doch ein echter Künstler. Sogar ein gottbegnadeter. Zugleich eine tragische Figur ... Nach dem glorreichen zwanzigsten September, der für Italien ein einiges Königreich schuf, sollte Rom ein Nationaldenkmal erhalten, für das ein Stück Rom eingerissen werden mußte — so kolossal war es gedacht. In Wahrheit seit den Werken der Alten der größte monumentale Gedanke einer ihrer Einigkeit und Kraft sich bewußt werdenden, aufwärtsstrebenden Nation. Der räumliche und ideelle Mittelpunkt dieses Riesenplanes, dessen Ausführung einer ganzen Schar von Künstlern für ein halbes Jahrhundert Arbeit gab, war das Reiterstandbild des Monarchen, der die ‚Italia unita' schuf.

Aristide Minardi sollte es ausführen.

Als sein Entwurf in der Konkurrenz den ersten Preis erhielt, als die Regierung ihm den Auftrag erteilte, war er ein junger Mensch und sein preisgekröntes Königsdenkmal sein erstes Werk gewesen. Gestern noch ein vollkommen unbekannter, wurde heute sein wohllautender Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus genannt.

Um des Jünglings Haupt schien das Leben Strahlen zu flechten. Er schritt in Verklärung dahin. Als Königsmensch fühlte er sich, als Triumphator. Dabei das Bewußtsein seiner Kraft, seines Könnens; das Gefühl seiner Jugend, die ihm Unsterblichkeit dünkte.

Zur Ausführung seines von der ganzen Nation akklamierten, von den Besten seines Volkes bewunderten Entwurfes überließ ihm die Regierung ein Atelier, wie es ein ähnliches auf Erden kein zweites gab: das Grabmal eines großen Kaisers!

In dem Mausoleum des Augustus, des ersten römischen Imperators, war der Leichnam Cola Rienzis, des unglücklichen letzten Tribunen und großen Fanatikers, verbrannt worden — sollte jetzt das Denkmal Vittorio Emanueles, des ersten Königs des modernen Italiens, entstehen. Von dem Hauche der Weltgeschichte umwittert, schuf Aristide Minardi sein Werk.

Er arbeitete — arbeitete — arbeitete. Es gab für ihn keinen anderen Genuß, kein anderes Glück als die Arbeit. Sie war sein Leben. Häufig erschien er schon am frühesten Morgen in seinem seltsamen Atelier, das er erst bei Anbruch der Dunkelheit wieder verließ.

Er arbeitete durch Jahre. Sie waren für ihn eine ununterbrochene Reihe von Festtagen.

Nichts anderes arbeitete er als sein Reiterstandbild.

Er vollendete es und — zerstörte es wieder. Er vollendete es ein zweites Mal und — zerstörte es ein zweites Mal.

Die Statue wurde unter seinen Händen jedes Mal anders, ganz anders, als er sie mit seinem inneren Auge sah. Was er mit diesem schaute, war vollendet; was er schuf, war Unvollkommenheit.

Längst hatte er seinen ersten preisgekrönten Entwurf verworfen, ohne dafür das Recht zu besitzen. Er machte neue Entwürfe, die er vor der Welt angstvoll verbarg. Niemand bekam Zutritt zu ihm; außer einem alten vertrauten Gehilfen niemand. Feindselig verschloß er sich

vor den Menſchen. Dem Leben des Tages abſterbend, begrub er ſich in ſeiner gewaltigen Kaiſergruft.

Neue Entwürfe, neue Hoffnungen, neue Schöpfungen — neue Zweifel, die zur Verzweiflung wurden, neue Zerſtörungen ...

Als er ſein Werk begonnen hatte, war er jung geweſen: über ſeinem Werke wurde er alt ohne Alter. Er hatte ſich bei ſeiner Arbeit ein König gedünkt: ſeine Krone ward zum Dornenkranz.

Die Glorie des Erfolges hatte ihn umleuchtet und war erloſchen. Seine mächtige Geſtalt fiel in ſich zuſammen; ſein prachtvolles Haupt bekam etwas Greiſenhaftes.

Und er arbeitete, arbeitete, arbeitete.

Der Staat wollte das von ihm beſtellte Werk ſehen; der Staat bezahlte dem Künſtler die Arbeit: jährlich ſo und ſo viel. Doch der Künſtler zeigte dem Staate ſein Werk nicht, wies die jährliche Bezahlung zurück, erbat ſich nur, in ſeinem wunderſamen Atelier bleiben und weiter arbeiten zu dürfen, wurde immer einſamer, verdüſterter, unglücklicher, fand immer weniger Genügen an ſeinem Werk.

Gerade deshalb war er ein echter Künſtler, gerade deshalb ein Gottbegnadeter.

Einmal brach er zuſammen. Der Gehilfe fand den Meiſter bewußtlos in ſeiner Werkſtatt auf den Trümmern ſeines wiederum zerſtörten Werkes. Er wurde aufgehoben und nach Santo Spirito gebracht. Todkrank lag er im Spital. Kein Menſch bekümmerte ſich um ihn. Zufällig erfuhr Richard Hille davon und teilte es Tante Dora mit, die an dieſem Künſtlergeſchick einen womöglich noch leidenſchaftlicheren Anteil nahm als ihr Freund. Täglich ging die alte Dame den weiten Weg von ihrer Via Raſella bis ans jenſeitige Tiberufer, zog Erkundigungen ein, brachte Blumen und Erfriſchungen, die ſie ſelbſt bereitete. Das heißt: Paoluccia bereitete ſie nach Tante Doras Rezept. Tante Doras Rezepte waren vorzüglich; denn ſie ſtammten noch von Tante Doras Urgroßmutter. Beſonders berühmt

war ein gewisses Apfelmus. Dieses famose Kompott trug Tante Dora eigenhändig durch halb Rom und über den Ponte Sant' Angelo in das Spital.

Aristide Minardi blieb leben, verließ Santo Spirito, kehrte in das Mausoleum des Augustus zurück, begann von neuem zu entwerfen, zu schaffen, zu hoffen. Tante Dora war aus des Künstlers Leben verschwunden. Nicht aber dessen Erinnerung an ihre Menschengüte und ihr köstliches urdeutsches Apfelmus.

— — — — — — — — — — — — — —

„Wissen Sie, verehrter Buonissimo, wen ich heute besuchte?"

„Sie machten Visiten?"

„Bei einem Herrn, Ihres Jungen willen."

„Bei wem waren Sie?"

„Raten Sie einmal. Und wer Sie wohl grüßen läßt?"

„Seien Sie so gut, es mir zu sagen."

„Aristide Minardi läßt Sie grüßen."

„Bei dem waren Sie? Und für Marco? Tante Dora! Aristide Minardi ließ Sie ein in seine Kaisergruft?"

„Denken Sie doch!"

„Wie fanden Sie ihn? Arbeitet er wieder? Reden Sie! Solches Talent und dann solches Schicksal: an sich selbst zu Grunde zu gehen. Denn er geht zu Grunde! Des Lebens ganzer Jammer könnte einen anpacken: der Jammer eines Künstlerlebens ... Sie machen ja gar kein trübseliges Gesicht, Sie leuchten ja förmlich?"

„Weil der Mann gerettet ist."

„Gerettet? Aristide Minardi!"

„Durch sich selbst, durch sein Werk."

„Er hat wieder einen neuen Vittorio Emanuele geschaffen?"

„Und was für einen! Italiens schönstes Reiterstandbild — Andrea Verrocchios Colleoni ausgenommen. Ich sage Ihnen: jetzt ist es ein Vittorio Emanuele, Zoll für Zoll ein König! Dieser König zieht triumphierend in seine

Hauptſtadt ein. Und das auf einem Roſſe, gegen welches der berühmte Gaul des Marc Aurel eine wahre Mähre iſt. Dieſer König hat Italien nicht nur einig gemacht, ſondern erhält es einig über ſein Grab hinaus; dieſer König macht Italien noch nach ſeinem Tode ſtark und groß; das Reiterbildnis dieſes Königs wird der kapitoliniſche Jupiter ſein, der geliebte herrliche Gott ſeines dankbaren Volkes."

Der Profeſſor rief: „Sie ſind ja ganz begeiſtert. Und wenn Sie begeiſtert ſind, ſo —"

Die alte Dame unterbrach ihn: „Mein lieber Freund, ich bin mehr als das; ich bin ergriffen."

„Über den durch ſein eigenes Werk geretteten Künſtler? Es iſt auch ergreifend. Möchte er gerettet bleiben!"

„Er wird es. Aber jetzt will ich erzählen."

„Und daß Sie Marcos willen zu ihm gingen!"

„Als mir zuerſt der Gedanke kam: ‚Du mußt wegen Sor Riccardos Jungen mit Ariſtide Minardi ſprechen,' kam ich mir ſelbſt recht töricht vor. Der Gedanke ließ mich indeſſen nicht los. Wußte ich doch, was der Mann früher geweſen war, bevor er in die Wahnidee verfiel, einen Viktor Emanuel ſchaffen zu wollen, wie es eben nicht möglich iſt: das Idealbild eines in Uniform ſteckenden Königs in der typiſchen Reiterpoſe."

„Ja, ja ... Nur weiter!"

„Alſo ging ich zu ihm."

„Und wurden eingelaſſen?"

„Nicht leicht. Sein Cerberus von Gehilfen wies mich auf das gröblichſte ab: der Herr laſſe niemand herein; und wenn es die Königin Margherita ſelbſt wäre ... Nun, die ſei ich freilich nicht; aber ich ſei die alte deutſche Dame, die ſeinem Herrn nach Santo Spirito das Apfelmus gebracht habe — ſollte er ſeinem Herrn nur ſagen. Ich ſchämte mich, daß ich mir durch ſolches Mittel Einlaß verſchaffen ſollte; aber hinein mußte ich nun einmal."

„Und hinein kamen Sie!"

„Mit Hilfe einiger Teller Kompotts ſchmuggelte ich

mich ein, wo ſelbſt eine Königin nicht eingelaſſen werden ſollte. Ich ſchämte mich; aber — hinein kam ich. Ja, und ſtellen Sie ſich vor ... Aber das können Sie ſich nicht vorſtellen."

„Wie Sie empfangen wurden?"

„Der Mann tat, als ob ich nicht die alte häßliche Tante Dora, ſondern die ſchöne Majeſtät wäre, die er ja doch hätte abweiſen laſſen. Das iſt Unſinn. Ariſtide Minardi freute ſich über meine Zudringlichkeit, als ob ich ihm eine große Güte erwieſen hätte. Er freute ſich wirklich. Wenigſtens machte er ein ganz vergnügtes Geſicht."

„Ariſtide Minardi vergnügt? Ich ſage es ja: Sie ſind die reine Wundertäterin. Gewiß ſah es wunderlich in dem Studio aus?"

„Ein römiſches Kaiſergrab, das Zirkus war und dann Staatsatelier wurde."

„Nur in Rom möglich!"

„Mitten in der Arena, an der nämlichen Stelle, wo der Sarkophag des Auguſtus geſtanden hatte, wo der tote Volkstribun zu Aſche verbrannt worden, wo ein Clown ſeinen dreſſierten Pudel gezeigt, wird ſich in einigen Jahren das neue Denkmal in Originalgröße erheben."

„Und?"

„Ich habe den Mann vor ſeinem Entwurf umarmt, habe ihn geküßt. Machen Sie nur ein Geſicht! Geküßt habe ich ihn."

„Ariſtide Minardi hat ſich von Ihnen küſſen laſſen?"

Und Richard Hille wollte einen Witz machen, was ihm jedoch nicht gelang. Er mußte ſich nach den Augen fahren, um ſeine Brillengläſer zu putzen; denn: ein Künſtler, der nahe daran war, an ſich ſelbſt zu Grunde zu gehen, und der jetzt gerettet war...

„Alſo der Entwurf iſt dieſes Mal wirklich ſchön?"

„Herrlich!"

„Und in Rom weiß man noch nichts von dieſem neuen Viktor Emanuel?"

„Kein Menſch ſoll davon erfahren. Nicht eher, als bis

das Werk im Abguß bis zum Letzten fertig ist. Dann wird der Künstler um eine Besichtigung durch eine Kommission bitten, wird König und Königin einladen."

„Und Sie ließ er sein Werk schon jetzt sehen?"

„Ihre alte dumme Tante Dora! Und dieselbe alte dumme Tante Dora erzählte Aristide Minardi von Ihrem Sohne Marco. Wenn Richards Junge wirklich Talent hat — und er hat Genie, wie Sie wissen — so wird Aristide Minardi zwar nicht sein Lehrer werden; aber er wird sich seiner getreulich annehmen, wird ihm vorwärts helfen, so gut er kann."

„Weil Sie den Mann einigemal mit dem ausgezeichneten Apfelmus Ihrer Frau Großmutter traktierten!"

„Weil der Mann immer ein großer Künstler war und jetzt ein glücklicher Mensch ist; deshalb möchte er einem anderen Künstler helfen, ein glücklicher Mensch zu werden."

„Deshalb! Und weil es nur e i n e Tante Dora auf der Welt gibt."

In seiner jugendlichen Begeisterung stürmte Sor Riccardo auf seine Freundin zu, schloß sie in die Arme und küßte sie.

Er war eben ein unverbesserlicher Don Juan! Überdies war er eifersüchtig auf Aristide Minardi, dem sich Tante Dora sozusagen an den Hals geworfen hatte.

Wenn Paoluccia das wüßte!

XII

Aristide Minardi kam, sah den ‚Ikarus', bestätigte das Urteil der beiden Alten: „Großes Talent! Als Schüler kann ich ihn nicht nehmen; aber helfen will ich ihm. Er soll fleißig Akt zeichnen, häufig in die Museen gehen, gut die Alten sich ansehen und im übrigen nach Herzenslust entwerfen und modellieren. Ich werde jede Woche kommen und ihn korrigieren."

Hätte für Richard Hille noch ein Zweifel bestanden, ob Aristide Minardi für seinen Jungen der rechte Mann wäre, so würde dessen Rat, ‚gut die Alten sich ansehen', ihn zum vollen begeisterten Glauben an den Mann gebracht haben. Das tat übrigens Minardis ganze Persönlichkeit, die etwas geradezu Michelangelo-artiges hatte.

Umso tiefer berührte bei dieser machtvollen Menschenerscheinung der Zug qualvollen Leidens in dem farblosen Gesicht. Die fest zusammengeschlossenen Lippen schienen ein Stöhnen zu ersticken, und unter den buschigen Brauen hatten die Augen einen Ausdruck, als ob die Seele dieses Mannes, die etwas Titanisches besaß, in beständigem Kampfe mit unheilvollen dunklen Gewalten sich wund und müde gerungen hätte.

Der Professor fand nicht den Mut, mit dem Künstler von seinem Denkmal zu sprechen, und erschrak fast, als dieser, von Marco redend, selbst davon anfing: „Nur niemals eine Beteiligung an einer Konkurrenz! Und wenn es dennoch geschehen sollte, nur keinen ersten Preis, keinen Auftrag. Lieber sich selbst Fesseln anlegen und mit gefesselten Händen einen Marmorblock in ein Kunstwerk umwandeln: der gefesselten Hand wird die Arbeit leichter gelingen, als wenn der Geist in Banden liegt. Ich legte

meinem Geiſt eine Schlinge um, da ich die Konkurrenz gewann und den Auftrag erhielt. So ſollte ich meinen Entwurf ändern und ſo ihn verbeſſern; hier ſollte ich einen fremden Gedanken zu meinem Gedanken machen und dort empfinden, wie ein anderer, ein mir vollkommen Unbekannter empfand. Die Schlinge, die ich mir ſelbſt umgelegt hatte, erwürgte mich faſt."

Mit ſeinem liebenswürdigſten und wohltuendſten Lächeln, das ebenſoviel Verſtändnis wie Teilnahme ausdrückte, erlaubte ſich der Buoniſſimo zu äußern: „Jetzt iſt es aber doch anders; denn jetzt haben Sie Ihren Geiſt befreit, jetzt ſchaffen Sie wieder. Sie ſollen etwas Großes geſchaffen haben — wenn ich davon reden darf."

„Ja, jetzt!"

Der ganze Menſch richtete ſich in die Höhe. Es war ein ſich Emporrecken, ein ſich Aufbäumen. Der Profeſſor konnte ſich einbilden, ihn die ‚Feſſel' ſprengen zu ſehen. Minardi wiederholte: „Ja, jetzt! Wenn ſie jetzt von mir etwas anders fordern ſollten, dann ... Denn jetzt habe ich den abſoluten Ausdruck des Königsgedankens gefunden: endlich! Meine ſämtlichen früheren Könige Viktor Emanuel waren niemals volle Herrſchergeſtalten; nicht eines meiner früheren Königspferde war ſich bewußt, einen Monarchen, den Einiger Italiens, auf ſeinem Rücken zu tragen; jetzt aber iſt es ein Gekrönter, und es iſt eines Gekrönten Schlachtroß. Und wenn ſie jetzt König und Pferd von ihren bureaukratiſchen Schmeißfliegen umſummen und bekriechen laſſen, dann —"

„Ihr letzter Entwurf iſt alſo ein vollkommen anderer als der, für den Sie den Preis erhielten, und den auszuführen man Ihnen auftrug? Er wird aber doch gewiß allen Bedingungen der Konkurrenz entſprechen?"

Leidenſchaftlich brach der Künſtler aus: „Allen Bedingungen entſprechen? Was ſcheren mich die Bedingungen? Die Bedingungen waren ja eben die Feſſeln, die Schlingen, die Ketten. Zum Henker mit den Bedingungen! Mein Werk iſt gut. Jetzt iſt es gut! Endlich! Mehr

als das: es ist groß. Es ist so groß, daß es in dem Ruhmeskranz des neuen Italiens ein Blatt sein wird. Auf einem Blatte der Lorbeerkrone der Italia unita wird mit leuchtenden Lettern verzeichnet stehen: ‚Der Vittorio Emanuele des Aristide Minardi!'"

Der ganze Mensch befand sich in Aufruhr.

Als Sor Riccardo seiner Freundin — Tante Dora war nicht zu Hause gewesen — von dem Besuche des eigentümlichen Künstlers und dem Gespräche mit ihm erzählte, schloß er: „Sein neuer Entwurf mag noch so groß sein — wenn er die Bedingungen nicht erfüllt, so werden die Bureaukraten sein großes Werk nicht annehmen, so werden wir etwas Trauriges, etwas Furchtbares erleben."

„Das Ende einer Künstlertragödie," sagte Tante Dora leise.

— — — — — — — — — — — — — —

Bereits den nächsten Monat bekam Richards Junge ein eigenes Atelier. Und zwar lag es nicht in der Via Margutta, der berühmten Künstlerstraße — was zu hoffen Marco auch kaum gewagt hätte — sondern die beiden Alten hatten sich für ihren Liebling etwas noch viel Köstlicheres ausgedacht: ein Atelier vor Porta del Popolo in Villa Strohl-Fern, diesem Gartenhügel und diesem Stück Campagnaeinsamkeit unmittelbar vor dem Tore Roms.

Es war natürlich nur in Rom möglich, daß Künstler so göttergleich wohnen konnten... Den einen Augenblick noch umbraust von dem Wogenschwall großstädtischen Lebens und bereits im nächsten Augenblick tiefe ländliche Stille; jetzt korsofahrende elegante Welt, Gewühl von Fremden aller Nationen, Getöse elektrischer Bahnen — Man biegt vom Wege ab, steigt eine kurze Strecke hügelan, längs der Mauer der Villa Borgheſe hinauf, passiert einen schmalen Eingang und befindet sich auf einem Tufffels mit Wiesen und Hainen, mit Lorbeerhecken und Rosenwänden, mit Blick auf Monte Mario und Rocca Romana, auf Soracte und Genaro. Gott Pan könnte

hier, unmittelbar vor den Toren Roms, die Hirtenflöte blasen und eine Nymphe ein Tänzlein aufführen, nur von schönheitstrunkenen Künstleraugen gesehen, von Lieblingen der Gottheit belauscht, denen hier von einem spekulativen Kopf die Stätte bereitet ward.

Als Richard Hille, von Tante Dora begleitet, nach glücklichem Abschluß der Verhandlungen den Hügel wieder hinabstieg, erklärte er glückstrahlend: „Und dann sagen die Leute, es gäbe keine Wunder mehr. Unser ganzes Leben ist voll von Mirakeln. Sie wissen, daß meine jahrelange Sehnsucht war, zu einem Sohne zu kommen, wie Sie zu einer Tochter gekommen waren: nämlich ohne recht zu wissen wie. Der Junge mußte — auch das ist Ihnen bekannt — ein wahrer Ephebe sein. Und nun soll der Junge gar Künstler werden, ein wahrer, echter! Sogar das Atelier haben wir jetzt für ihn gemietet. An schönen Nachmittagen besuchen wir unseren Scultore dort oben ... Stellen Sie sich vor! Aber Sie müssen gestehen, nur in Rom ist dergleichen möglich."

„Selbstverständlich nur in Rom."

Es war ein Winter, in dem der Triton auf Piazza Barberini kein schillerndes und schimmerndes Eisgewand zu tragen brauchte und Tante Dora empörter als jemals von Menschen reden durfte, die Winters in Rom zu frieren pflegten. Als bereits im Januar in Villa Strohl-Fern die Veilchen blühten, stieg der Triumph der guten Dame zu einer geradezu unheimlichen Höhe.

„In Deutschland machen die Leute ein Wesens daraus, wenn sie Märzveilchen pflücken. Das sind dann arme, blasse, halb erfrorene Dinger mit kurzen Stielchen und kümmerlichen Blättlein, während in Rom ... Sehen Sie, das nennt man in Rom Veilchen! Der bescheidene Name paßt gar nicht; denn die römischen Veilchen protzen ordentlich mit ihrer Kraft, Größe und Farbe. Und es sind nicht einmal Violae tusculanae."

Auch der Buonissimo bewunderte die Kinder der römischen Wintersonne, konnte jedoch nicht unterlassen, für deren

deutſche Geſchwiſter ritterlich eine Lanze zu brechen: „Dafür duften die unſeren umſo ſüßer.“

Aber Tante Dora, die bis ins tiefſte Herz hinein eine gute Deutſche geblieben war, geſtattete nur mit Widerſtreben, daß in ihrem lieben Vaterlande den Veilchen ein beſonders herrlicher Wohlgeruch entſtröme.

Mit wahrer Wonne beſorgte Sor Riccardo für ſeinen Jungen den erſten Ton; und zwar beſchaffte er davon eine ſolche Menge, daß ſie genügt hätte, eine Geſtalt in voller Lebensgröße zu formen. Was konnte nicht alles aus ſolcher unförmlichen Maſſe geſchaffen werden? Etwas Unſterbliches, ein Stück Ewigkeit!

Die Seele des alten Archäologen überlief ein Schauer der Ehrfurcht bei der Betrachtung: wie das Genie des Menſchen aus der rohen Maſſe ein Kunſtgebilde hervorgehen laſſen konnte, deſſen Vollkommenheit den Schöpfer Gott ähnlich machte. Was mußte ein Künſtler empfinden, wenn in ihm der erſte Gedanke eines Werkes geboren ward; wenn er dieſes mit ſeinem inneren Geſicht zum erſten Male ſchaute! Zunächſt als ſchemenhafter Schatten, als blaſſe Nebelgeſtalt, allmählich erkennbar aus dem Gewölk ſich löſend, ſichtbar und ſichtbarer werdend: Geiſt ſeines Geiſtes, bis das Geſtalten, das Schaffen, das Werden kam: geheimnisvoll, myſtiſch, einem Wunder gleich, das ſich vor des Künſtlers Augen erfüllte — ſich erfüllte durch ihn!

Was mußte Polykletos empfunden haben, als vor ſeinem inneren Geſichte ſeine Juno ſich geſtaltete; was Praxiteles, als in ihm die Göttin der Liebe geboren ward; was Michel Angelo, als ſein Moſes ſein gewaltiges Haupt vor ihm aufrichtete, als durch den Himmel der Siſtina ſein Gott hinſchwebte, das erſte Menſchenpaar ſchaffend... Und ein ſchwacher Schimmer von der Schöpferſeligkeit ſollte die Seele des Jünglings durchleuchten, den er dem ewigen Dunkel abgerungen hatte! Das Schickſal hatte es faſt zu gut mit ihm gemeint, dem Einſamen ein ſo hohes Glück gönnend. Um es zu verdienen, würde er leiden,

würde er allerlei Enttäuſchendes erfahren müſſen. Denn — wie ſeltſam dieſe modernen jungen Leute waren, wie ſchwer verſtändlich! Wenigſtens für ihn, den Alternden und Altmodiſchen. Seinen Jungen zu verſtehen, mußte fortan eine Hauptaufgabe ſeines Lebens ſein; denn ihn nicht zu verſtehen, würde dazu führen, ihn ungerecht zu beurteilen. Und — nur nicht ungerecht ſein!

— — — — — — — — — — — — — —

Dem erſten Rauſch, der durch die Entdeckung ſeines Talentes über Marco gekommen war, folgte eine an Gleichgültigkeit grenzende Gelaſſenheit. Allerdings — das Intereſſe von Ariſtide Minardi, das Atelier in Villa Strohl-Fern, das ‚einfach rührende‘ Glück ſeines guten Sor Riccardo, das alles machte auch Sor Riccardos Jungen Freude. Für kurze Zeit wenigſtens. Sehr bald jedoch gewöhnte er ſich daran. Nur das eine hörte bei ihm nicht auf: er ſchaute in ſeiner Seele eine ganze Galerie leuchtender Zukunftsbilder. Und jedes Bild war ſeine eigene apolliniſche Geſtalt: bewundert, gefeiert, ruhmumglänzt...

Jeden Morgen ſchlief er nach wie vor bis in den hellen Tag hinein, und nach wie vor geriet der Profeſſor darüber in Aufregung: wie konnte der Junge ſo lange ſchlafen, wo ſein Erwachen — es hätte womöglich ſchon beim erſten Tagesglanz erfolgen müſſen — ihm ſo viel leuchtendes Glück brachte: ſeine Arbeit, ſeine Kunſt! Wenn er, Richard Hille, Künſtler geweſen wäre, ſo würde er noch auf ſeine alten Tage kein Auge haben ſchließen können vor ſeliger Erwartung des Erwachens, des Aufſtehens, des Arbeitens, des Bildens und Schaffens — des Erſchaffens! Wie mußte Marco zu Mute ſein, wenn er — endlich, endlich! — aus der Via Raſella forteilte, über den barberiniſchen Platz, durch die Via Siſtina über den Pincio und zur Porta del Popolo hinunter. Und dann nach keinen zehn Minuten Stille, Einſamkeit, Schönheit. Vor ſich, unter ſich die Campagna: das ganze einſtmalige uralte geheimnisvolle Etrurien bis zu den Bergen Umbriens! Unter Lor-

beer und Rosen, von blumigen Rasen umgrünt das Atelier, ein Tempel, darin der Jüngling nach Herzenslust der Kunst dienen konnte, die der Göttinnen höchste und herrlichste war. Daß Marco das Glück dieses Lebens nicht jeden Tag von neuem empfand, war für seinen Pflegevater eine tägliche Enttäuschung, also ein täglicher Schmerz, den seiner treuen Freundin zu verbergen fortan auch zu seinen Lebensaufgaben gehörte.

Die beiden guten Menschen richteten ihre ganze Existenz nach dem jungen Künstler ein, glücklich, es tun zu dürfen. Die Mittagsmahlzeit wurde auf den Nachmittag verlegt, damit Marco, der spät in seinem Studio anlangte, trotzdem eine ruhige Arbeitszeit vor sich haben konnte. Bisweilen holte Sor Riccardo ihn ab, nur bisweilen. Für sein Leben gern hätte er es häufiger getan. Aber es regte Marco auf, zu wissen: heute, Schlag vier, wirst Du abgeholt, mußt Du fertig sein! Tat es der Professor einmal, so trat er seinen Gang mit der Freude eines Schulknaben an, der einen Ferienausflug machte. Würde er Marcos Entwurf heute vorgeschritten finden? Hoffentlich! Hoffentlich hatte er das kaum Angefangene nicht gleich wieder ungeduldig zerstört; Minardi war bei ihm gewesen, hatte den Anfänger nicht allzu vernichtend kritisiert, hatte ihn gelobt und ermutigt. Hoffentlich trat dieser ihm heute mit strahlendem Gesicht entgegen. War das der Fall, so wußte sein Pflegevater sogleich Bescheid: dann stand es gut mit der Arbeit.

Es gab kein Gesicht, welches so strahlend sein konnte wie das seines Jungen, wenn dieser heiter und glücklich war. Römischer Frühlingssonnenglanz lag auf dem jungen schönen Menschenantlitz, von dem hinüber es leuchtend in die Seele der anderen drang. Tante Dora hatte recht: man mußte ihn lieben! Sein Talent bewährte sich glänzend. Es war erstaunlich, wie leicht seine Hand bildete, was seine künstlerische Einbildungskraft schuf — viel zu leicht, fast spielend. Alles, was er unternahm, hatte ein Streben nach Vollkommenheit, einen Zug von Größe. Be-

sonders war allem eine Empfindung für höchste Schönheit eigen. Nur daß er sofort ermüdete, erlahmte; sofort mißmutig und gleichgültig wurde. Er wollte sich nicht abmühen mit seiner Aufgabe, mit ihr nicht ringen, sie nicht im heißen Kampfe bezwingen. Nicht im Schweiße seiner Seele wollte er arbeiten. Das war es: nicht arbeiten wollte er! Deshalb pochte Sor Riccardos Herz jedesmal ängstlich, wenn er vor der Ateliertür stand; denn er wußte nie, ob er nicht eine schmerzliche Enttäuschung erleben würde. Öffnete Marco mit seinem glücklichen Gesicht, so trat der alte Herr freudestrahlend ein. Er sah das Vollbrachte, sah daran stets nur das Gute und Gelungene, fand dieses herrlich, bewunderte — bewunderte viel zu viel und für den jungen Künstler doch niemals genug. Er sollte von dem Fortschritt überwältigt sein.

„Weshalb umarmst Du mich nicht? Meine Sache gefällt Dir nicht? Wenn sie Dir nicht gefällt, ist sie schlecht; und wenn sie schlecht ist, soll sie zum Teufel gehen!"

„Aber, Marco, ich bitte Dich! Du wirst doch nicht so unsinnig sein? Deine Arbeit ist vortrefflich, ganz ausgezeichnet! Ich bewundere sie aufrichtig. Nur ... Aber das wird Dir Aristide Minardi viel besser sagen können."

„Siehst Du wohl! Meine Arbeit taugt nichts — obgleich Minardi sie gelobt hat. Du findest daran natürlich allerlei auszusetzen; und Du verstehst mehr davon als selbst Aristide Minardi. Also fort mit dem schlechten Zeug!"

Und der leidenschaftliche junge Mann erhob seinen Arm. Erschrocken warf sich Sor Riccardo zwischen den erregten Künstler und sein bedrohtes Werk, dieses Mal Künstler und Werk wahrhaftig dithyrambisch preisend, so lange preisend, bis Marcos verdüstertes Gesicht wieder leuchtete und er lachend erklärte: dieses Mal so gnädig sein zu wollen, das Geschöpf seiner Phantasie am Leben zu lassen; aber — „Du hättest mich gleich umarmen müssen; denn schließlich habe ich das Ding ja doch nur Dir zuliebe gemacht."

„Das Ding? Du weißt, ich kann den Ausdruck nicht ausstehen. Eine Künstlerarbeit ein Ding zu nennen! ...

Nur mir zuliebe hätteſt Du gearbeitet? Was meinſt Du damit?"

Und ſogleich nahm ſein gutes Geſicht von neuem den Ausdruck von Sorge und heimlicher Angſt an; und wie ſeine Züge, ſo ſeine Stimme.

„Was ich damit meine? Das weißt Du ja. Wenigſtens könnteſt Du es wiſſen. Ich arbeite eben, weil Du ein ſo einzig guter Menſch biſt, weil Dir meine Arbeit ſolche unſinnige Freude macht, und weil ich Dir gerne Freude machen möchte. Denn im übrigen ... Es gibt Bildhauer genug, mehr als genug. Rom ſteckt voll davon. Ganze Berge unſchuldigen weißen Marmors werden zu menſchlichen Gliedmaßen verarbeitet, um von reichen Amerikanern mit Gold aufgewogen zu werden. Ich bin alſo höchſt überflüſſig."

Voller Entſetzen ſtarrte der Profeſſor ſeinen Sohn Markus an: „Mir zuliebe arbeiteſt Du? Nicht Deinetwillen? Nicht der Kunſt willen? Nicht weil Du arbeiten mußt — mußt — mußt! Und mit welcher Miene, in welchem Tone Du das Unſinnige ſagſt! Als ob Dich nicht im mindeſten anginge, wofür Du doch leben ſollſt; wofür leben zu dürfen ein großes, ein überwältigendes Glück iſt, dafür Du dem Schickſal mit aufgehobenen Händen danken müßteſt ... Was iſt Dir?"

Marco hatte ſich neben ſeiner Arbeit auf einen Stuhl ſinken laſſen, ſah mit einem troſtloſen Blicke vor ſich hin, ſagte mit erſtickter Stimme: „Es iſt etwas in mir. Ich finde dafür nicht den Namen. Aber es iſt da, in meinem Hirn, meiner Seele: etwas Dunkles, Feindliches, Böſes. Bisweilen überkommt mich eine Furcht, eine Angſt — Angſt vor mir ſelbſt, daß ich dem Menſchen, von dem ich am meiſten auf der Erde geliebt werde, den ich am meiſten liebe, daß ich dieſem Guten etwas Böſes antun könnte — antun müßte: einen ungeheuren Schmerz! Ich kämpfe dagegen. Du glaubſt nicht, wie ich dagegen kämpfe, wie ich darunter leide. Jawohl, leide! Wahre Qualen! ... Du ſprichſt von meinem Talent, meiner Arbeit, meiner

Kunſt. Siehſt Du: mitunter möchte ich himmelauf jauchzen, möchte ich Ikarus ſein und ſonnenwärts fliegen. Aber nur mitunter. Für gewöhnlich möchte ich am liebſten verzweifeln. Nicht an meinem Talent, ſondern an mir ſelbſt: weil eben etwas in mir iſt, das ſelbſt durch meine Kunſt nicht veredelt, nicht geadelt wird; etwas, das ſelbſt durch das Höchſte und Beſte, was der Menſch hat: durch ſeine Arbeit, in mir nicht gut und menſchenwürdig gemacht werden kann ... Verſtehſt Du das? Oder nicht?"

Aber Richard Hille verſtand nicht, bemühte ſich angſtvoll, bemühte ſich vergebens, zu verſtehen. Alles, was er verſtehen konnte, war, daß Marco litt. Ein heftiges Mitleid ergriff ihn. Der nämliche ungeheure Schmerz um dieſes junge Menſchenleben, den er empfunden hatte, als er es den Wellen und dem Tode abrang. Sein Schmerz und ſein Mitleid gaben ihm jedesmal beredte Worte, die wie eine Macht waren. Mit dieſer Macht der Liebe half er dann jedesmal ſeinem armen Jungen über derartige dunkle Stunden hinweg — wie Richard Hille jene ihm vollkommen unverſtändlichen leidenſchaftlichen Wallungen ſeines geliebten Wahlſohns nannte und die gleichfalls zu jenen Dingen gehören mußten, von denen Tante Dora nichts wiſſen durfte.

— — — — — — — — — — — — — —

Beſonders reizvoll geſtalteten ſich für die kleine Familie in der Via Raſella die Sonntage, die von den beiden Alten nach guter deutſcher Sitte möglichſt zu Feſttagen gemacht wurden. Vormittags wurden jetzt zu dritt die Muſeen beſucht. Sie waren Sonntags dem Publikum unentgeltlich geöffnet, und Tante Dora ſowohl wie der Profeſſor gerieten bei jedem Beſuche außer ſich vor Entzücken, das römiſche Volk beobachtend, wie dieſes die Antiken betrachtete: ‚mit einer Empfindung für das Schöne, welche einfach unerhört iſt!' Als Tante Dora einmal im kapitoliniſchen Muſeum eine junge Bäuerin fand, die vor der Venus ihr Kind ſäugte, überkam ſie eine ſolche Ekſtaſe,

daß Sor Riccardo, einen Zuſammenlauf befürchtend, ſie fortführen mußte. Fortan ſpähte Fräulein Peterſen jeden Sonntag in den Muſeen nach Müttern aus, die ihren Säuglingen angeſichts antiker Kunſtwerke die Bruſt reichten.

An dieſen köſtlichen Sonntagen, im kapitoliniſchen und lateraniſchen Muſeum oder im Nationalmuſeum verbracht, befand ſich Sor Riccardo ſo recht in ſeinem Element. Dann wurde der alte Herr, den ſie den Guten nannten, zu einem Gottbegeiſterten, der das Evangelium der Schönheit verkündete. Früher pflegte Tante Dora auszurufen: „Wenn der Mann nur von ſeinen Alten reden kann!“ Seit den letzten großen Ereigniſſen hatte ſie ſich die Redensart angewöhnt: „Wenn Sor Riccardo nur ſeinen Jungen rühmen darf!“ Das dritte und höchſte war jetzt: „Wenn der Profeſſor mit ſeinem Jungen nur vor ſeinen geliebten Alten ſtehen und preiſen kann!“

Das war freilich ein herzerquickender Anblick: Richard Hille in ſeinem miſerabel gemachten mäuſegrauen Anzug, einen mäuſegrauen gewaltigen Filzhut auf ſeinem gelehrten Haupte, welches nachgerade auch ſeine Lieblingsfarbe angenommen hatte, mit leidenſchaftlichen Gebärden vor einer Statue dozierend: „Das höchſte Heil aller Kunſt ſind die Griechen! Das Evangelium der Skulptur predigt uns die Antike!“ ... Neben ihm ſtand die Jünglingsgeſtalt, ein verkörpertes helleniſches Schönheitsideal, von einem engliſchen Schneiderkünſtler mit tadelloſer Eleganz bekleidet. Und wie hörte der Junge zu! Wie ſelbſt Tante Dora oder Paolucc' nicht zuhören konnte. Sor Riccardo hatte ſich nie träumen laſſen, ihm könnte jemals ſo begierig und zugleich ſo verſtändnisvoll zugehört werden. Und daß dieſer ideale Zuhörer ſein Junge war! Wenn der Archäologe mit ſeiner Freundin davon ſprach, brach er jedesmal in die triumphierenden Worte aus: „Nur ein guter und reiner Menſch vermag in ſolcher Weiſe die Antike zu empfinden. Und wenn ich denke, daß der Junge ſie nicht nur empfinden, ſondern auch nachbilden kann — es iſt wirklich mehr Glück, als ich verdient habe.“

Tante Dora klagte: „Würde es ihm nur nicht so kinderleicht; wüßte er nur erst, was arbeiten heißt. Was wohl Minardi dazu sagt, daß er alles nur anfängt? Heute Feuer und Flamme für eine Idee, die ihm über Nacht kam; die Idee gleich entworfen, eine Woche lang wie ein Verrückter geschafft; den nächsten Tag entnüchtert, gelangweilt über den Haufen werfend, was er noch gestern als groß und herrlich pries."

So war denn die kluge Tante Dora doch hinter ihres alten Freundes geheime Sorgen gekommen! In heftiger Erregung darüber, daß Tante Dora nicht zu hintergehen war, rief der Professor: „Aber ich bitte Sie! Beste Freundin, liebe Tante Dora! Er muß sich doch erst selbst kennen lernen, erst sich selbst finden. Alles ist für ihn ja noch so neu, so überraschend. Das ganze Leben! Er ist ja überhaupt noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Bedenken Sie doch! Daß er starkes Talent hat, ist ausgemacht; und Talent ist schließlich die Hauptsache."

Voll tiefen Ernstes wurde ihm erwidert: „Fleiß, Ausdauer, Arbeit ist die Hauptsache; beständiger Fleiß, beständige Ausdauer und Arbeit; das ganze Leben lang Fleiß und Ausdauer!"

Und Tante Dora gedachte der Arbeit ihres ehrlichen Künstlerlebens, das von Jugend auf Mühsal gewesen. Aber die alte Dame freute sich dessen; denn sonst wäre ihr Leben nicht so köstlich geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Marco in seinem Atelier hoch über Rom und der Campagna ‚viel zu leicht' seinen Ton oder sein Wachs formte und daran kein Genügen fand; wenn er heute diese und morgen jene ‚große Idee' faßte, die ihm das Blut zum Herzen drängte, so fand er zwischen glühender Begeisterung und allmählicher Erkaltung Zeit genug, um anderen Phantasien und Träumen nachzuhängen: Phantasien, die ihn im Innersten erschauern machten; Träumen, die seine Seele mit Bildern und Gestalten füllten, welche keine Künstlerhand formen konnte.

Das Leben ſollte ſie ihm, dem Lebenden, erfüllen!

‚Hat mich ein Wunder am Leben erhalten, ſo iſt mir dieſes noch andere große Dinge ſchuldig geblieben: Genuß des Lebens! Nicht einmal Mutterliebe habe ich gekannt und wollte doch meiner Mutter zuliebe aus der Welt gehen: blutjung, im Herzen keinen Funken von Lebensfreude, die die Welt in Flammen durchlodern ſoll. Es gibt ein Wort, von dem ich nicht einmal die Buchſtaben kenne, das ich nicht einmal ſtammeln kann. Es heißt: Daſeinswonne. Mit dem bloßen Atemholen iſt es wahrhaftig nicht getan — nicht, wenn man jung iſt, heißes Blut in den Adern hat, Sehnſucht im Herzen ... Ach ja, S e h n ſ u ch t. Mein alter Herr iſt ein Seraph an Güte, Tante Dora gewiß ein Prachtſtück der Schöpfung, Paoluccia ein Original; aber — mit ihnen zu leben! Tag für Tag, jahraus, jahrein ... Da iſt noch die kleine Lella. Nun ja. Sie iſt nicht nur ein Nymphlein, ſondern auch ein Hexlein. Und wenn ſie erſt etwas älter ſein wird —‘

‚Die Bicetta!‘

‚Ob ſie ſich wohl von meinem Vater noch immer nicht anrühren läßt?‘

‚Weshalb bleibt ſie bei ihm? Nur deshalb, um den Mann vollends von Sinnen zu bringen! Sie könnte ja doch ein ganz anderes Leben führen; denn wer ſolches Haar, ſolche Augen, ſolche Lippen hat ... Und ſo blutjung iſt ... Dabei ſo gierig, zu leben ... Wenn ſie mich nur nicht geküßt hätte. Ich bin ſeitdem ... Ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſeitdem bin. Kein guter Menſch mehr! Vielleicht war ich es nie. Deshalb wollte ich meiner Mutter nachſterben, weil ich fühlte, daß etwas in mir iſt — etwas ...‘

‚Bisweilen befällt mich ſolche Angſt, ſolches Grauen vor dem Leben — trotz meiner Sehnſucht. Es iſt ſchrecklich, was ein Menſch alles denken und fühlen muß: m u ß! Er mag wollen oder nicht. Das ſind dann freilich dunkle Stunden, wie mein alter Freund ſie nennt, der ſie mit

ſeiner hellen Seele nicht verſteht. Wohin ſoll ich mich retten, wenn dieſe Finſternis über mich kommt?'

‚Wohin?'

‚Wohin anders als zu meinem beſten Freunde auf Erden!'

‚Aus dem Tiber konnte er mich ziehen; aber —'

‚Jetzt haſt Du Deine Kunſt — höre ich den guten Alten ſagen. Nun ja. Es iſt ja alles recht ſchön und gut. Die Kunſt iſt etwas Großes, Herrliches, Heiliges. Und erſt der Ruhm. Der Ruhm muß mir geben, was ich vom Leben will: Genuß, Glück, Daſeinswonne, ein ganzes Freudenmeer!'

‚Ich muß Geduld haben. Inzwiſchen —'

Nach ſolchen Stunden, ſolchen Monologen arbeitete Marco mit wahrem Feuereifer. Es dauerte einige Tage, dauerte eine Woche.

— — — — — — — — — — — — — —

„Du willſt ausgehen?"

„Zu Aragno. Oder ſoll ich nicht?"

„Gewiß, gewiß. Du mußt etwas Zerſtreuung haben, etwas Vergnügen — jung wie Du biſt. Was ſollſt Du auch immer bei uns Alten ſitzen? Die Winterabende ſind ſo lang, und bei Tante Dora iſt es überdies grimmig kalt. Obgleich Du ein ‚Romano di Roma' biſt, frierſt Du doch — was für Tante Dora etwas Unbegreifliches iſt. Alſo geh zu Aragno. Und — nimm den Hausſchlüſſel mit. Es regt Dich auf, wenn Du weißt, daß ich wach bleibe und Dich erwarte; obgleich ich das durchaus nicht Deinetwillen tue, da ich ja bis ſpät nach Mitternacht arbeite ... Du brauchſt mich deshalb nicht zu bedauern. Es iſt ganz herrlich."

„Findeſt Du? Freilich, ihr Deutſchen! Wenn ihr nur arbeiten könnt! Wie kann man nur ſein halbes Leben lang am Schreibtiſch über Büchern hocken? Es iſt menſchenunwürdig, iſt häßlich ... Übrigens würdeſt Du doch auf bleiben, ſolange ich nicht zu Hauſe bin; würdeſt doch nicht eher zu Bette gehen, als bis ich ſicher in dem meinen liege.

Als ob ich ein kleiner Junge wäre, der zu Bett gebracht werden müßte! Du bewachſt mich förmlich.“

Sich entſchuldigend rief der alte Herr ganz beſchämt: „Das wäre ja ſchrecklich. Ich will es gewiß nicht. Ich verſichere Dir ...“

Lachend unterbrach ihn Marco: „Ich verſichere Dir, daß Du der närriſchſte, beſte, liebſte Menſch von der Welt biſt; unter uns geſagt, viel zu gut für dieſe gemeine Menſchheit. Und ich verſichere Dir ferner, daß ich Dich furchtbar lieb habe. Geſtehe nur: Du könnteſt kein Auge ſchließen, ehe Du mich laut ſchnarchen hörſt? Denn mitunter ſchnarche ich, obgleich es etwas greulich Unäſthetiſches iſt.“

Dabei ſchüttelte er ſeine Locken, ſah den guten Herrn mit ſtrahlenden Blicken an und lachte ſo unwiderſtehlich, bis auch Sor Riccardos Geſicht leuchtete und er über ſich ſelbſt in ein helles Gelächter ausbrach: weil er wirklich ein gar ſolch närriſcher Menſch war!

Dann ging Marco.

Aber immer häufiger kam es vor, daß er Abends aus war und erſt ſpät in der Nacht zurückkehrte. Der Profeſſor wachte und wartete jede Nacht; er arbeitete, wachte und wartete, bis er unruhig und immer unruhiger wurde. Er hielt die Tür nach der Treppe offen. Wenn er dann endlich den Heimkehrenden die ſteinernen Stufen hinaufeilen hörte, ſchloß er die Tür geräuſchlos, löſchte ſein Licht, ging ſchleunigſt zu Bette, beruhigt und mit einer Empfindung von ſtets erneuter Dankbarkeit, daß er ſo lange hatte warten dürfen auf den jungen Menſchen, der nun einmal zu ſeinem Leben gehörte.

Bisweilen geſchah es, daß Marco noch ſpät in der Nacht in des Profeſſors Schlafzimmer ſtürmte. Unbekümmert, ob ſein gelehrter Herr ſchon eingeſchlafen ſei, rief er ihn bei Namen, machte Licht, ſtellte ſich mit erhobener Kerze vor das Bett, in dem ſich der Archäologe bereits aufgerichtet hatte, voller Freude, daß er ſpät in der Nacht durch den Heimkehrenden geſtört wurde.

„Guten Abend, mein Junge! Du biſt ſchon zurück?

Gewiß haſt Du etwas Gutes erlebt? Stelle den Leuchter hin, ſetze Dich und erzähle. Wie hübſch von Dir, daß Du noch zu mir kommſt. Ich bin noch gar nicht müde . . . Warſt Du bei Aragno?"

„Heute nicht."

„Woher kommſt du?"

„Aus der Sala Margherita . . . Die Otero tanzte!"

„Iſt das eine Spanierin?"

„Das ſchönſte Weib auf der Welt! Man ſollte nicht glauben, daß das Weib ſo ſchön ſein kann."

„Edel ſchön? Entſchuldige meine Frage. Aber Du weißt . . ."

„Daß Du der beſte närriſchſte Kauz auf der Welt biſt, wie die Otero das ſchönſte verführeriſchſte Weib . . . Heute abend mußt Du mit mir gehen."

„In die Sala Margherita?"

„Bitte, bitte!"

„Ich glaube beſtimmt, Du unterhältſt Dich ohne mich beſſer."

„Unſinn!"

„Denn gewiſſe Sachen kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Du ſollteſt die Schönheit nicht vertragen können? Du!"

„Nicht eine gewiſſe Art von Schönheit. Nicht eine Schönheit, die nicht zugleich edel iſt."

„Was nennſt Du edel?"

„Sie tanzt doch in einem Tingeltangel. Schon das kommt mir wie Entweihung vor. Entſchuldige meine altmodiſchen Anſichten."

Marco war nicht nur ſo gütig, den guten Herrn zu entſchuldigen, ſondern fand ihn ſogar mit ſeinen Anſichten über Tingeltangel und dergleichen wieder einmal äußerſt ‚reizvoll' altmodiſch.

„Dir gefällt es alſo wirklich, Deine Abende in ſolcher Umgebung zuzubringen?"

„Weshalb fragſt Du mich das? Und in ſolchem Tone!"

„Weil ich es mir nicht vorstellen kann, weil Du mir für solche Umgebung zu gut bist.“

„Zu gut? Ich bin jung!“

„Ja, ja.“

„Und ich habe von meiner Jugend noch nichts gehabt. Noch rein gar nichts! Habe meine Jugend noch rein gar nicht genossen.“

„Genießest Du sie in der Sala Margherita?“

„Nein.“

„Also!“

„Aber ich fühle doch, daß ich sie genießen könnte! Genießen wie einen Rausch; bacchantisch, rasend genießen!“

„Marco!“

„Komm morgen abend mit mir; sieh die Otero tanzen; sieh, wie schön das Weib ist: göttlich, satanisch schön, um darüber toll zu werden.“

Leise sagte der Alte: „Jetzt weiß ich, warum ich wache und auf Dich warte und unruhig bin.“

„Warum!“

„Weil ich die dumpfe Empfindung habe, es drohe Dir eine Gefahr.“

„Weil Du nicht bei mir bist? ... Du kannst nun einmal nicht immer bei mir sein.“

„Gewiß nicht, lieber Junge. Ich möchte es Dir auch nicht wünschen. Du mußt Deine Jugend fühlen, mußt frei sein. Aber sorgen kann ich mich um Dich.“

„Wegen einer eingebildeten Gefahr, die mich irgend einmal treffen könnte?“

„Und die ich von Dir nicht abzuhalten vermag, nicht mit meiner ganzen angstvollen Liebe ... Du mußt mich wirklich entschuldigen, wenn ich Dir damit lästig falle.“

In plötzlicher Weichheit rief Marco: „Wenn Du mich so ansiehst ... Ich kenne keine Augen, wie Du sie hast: keine Augen mit solchem Blick! Gott sei Dank, daß Du nicht mit deinen greulichen Brillengläsern zu Bette gehst. Kein Mensch weiß, was für Augen Du hast.“

„Wenn Du's nur weißt.“

Marco lachte: „O, ich! Ich kenne Dich. Selbſt Tante Dora kennt Dich nicht halb ſo gut. Und vollends Du. Du weißt ja gar nicht, was Du biſt, wie Du biſt.“

„Ein alter Phantaſt.“

„Das auch ... Tante Dora muß morgen abend mit uns gehen.“

Ganz erſchrocken ſah Signor Riccardo ſeinen Jungen an: „Tante Dora mit uns in die Sala Margherita zur Otero?“

„Es wird ein herrlicher Spaß ſein.“

„Dieſen möchte ich lieber nicht haben.“

„Denn Tante Dora und die Otero . . .!“

„Ich muß Dich ſehr bitten ...“

Marco fuhr fort, ſich den ‚Spaß‘ auszumalen. Aber da wurde Tante Doras alter Freund ernſtlich böſe.

— — — — — — — — — — — — — —

Den ganzen nächſten Tag über befand ſich Sor Riccardo in Aufregung, weil er am Abend mit Marco in die Sala Margherita gehen ſollte. In ſeinem ganzen Leben hatte der Sohn des Paſtors Jonathan kein derartiges Vergnügungslokal beſucht, darüber er ſich die unklarſten Vorſtellungen machte, als ſei ein Variététheater das Heiligtum gewiſſer aſiatiſcher Gottheiten. Jedenfalls wußte er über die Myſterien der Kybele beſſer Beſcheid als über die Aufführungen in dem häßlichen Saale, dem die dankbaren Römer den ſchönen Namen ihrer angebeteten Königin beigelegt hatten.

Tante Dora war über den Entſchluß ihres Profeſſors einfach ſtarr. Sie rief: „Wohin wollen Sie heute abend? Dorthin! Gehen denn anſtändige Leute dorthin? Und Ihren Jungen wollen Sie dorthin führen? In dieſe häßliche Hölle? Gehen Sie mit ihm lieber in das vatikaniſche Statuenmuſeum und zeigen Sie ihm die Tänzerin, die Goethe ſo entzückt hat.“

Unbegreiflicherweiſe zog der Profeſſor aber vor, die wunderſchöne Señora tanzen zu ſehen. Er wagte jedoch

nicht, seiner ob solcher Exzesse höchlichst verwunderten Freundin einzugestehen, daß nicht er seinen Jungen, sondern sein Junge i h n in jenen Hörselberg schleppte.

Mit welcher Sicherheit sich Marco dort benahm! Geradezu wie ein ‚Habitué'. Er hatte für gute Plätze gesorgt. Sie befanden sich auf der ersten Sitzreihe des geschmacklosen Raumes, der sich in den letzten Augenblicken so lärmend füllte, als würde darin ein Jahrmarkt abgehalten.

Das Publikum schwatzte und lachte, rief seinen Bekannten zu; und Leute, die im Parkett saßen, unterhielten sich ungeniert mit Logengästen. Die Tribünen waren voll besetzt. Die Damen, in großer Toilette, nahmen die vorderen Plätze ein, begleitet von Herren in Frack mit weißer Krawatte. Marco stand und musterte das Publikum mit einer Ungeniertheit, die dem Professor unheimlich war.

„Du bist ja hier wie zu Hause ... Setze Dich, bitte. Du fällst auf."

„Sieh doch nur!"

Er blieb stehen und zeigte seinem Mentor zwei Damen, die soeben in Begleitung eines Herrn in einer der Proszeniumslogen Platz nahmen.

„O!"

Des Professors Ausruf galt der Schönheit der beiden Frauenerscheinungen. Sie waren kostbar gekleidet, trugen prachtvollen Schmuck und zu ihren tief dekolletierten Gesellschaftstoiletten mächtige Federhüte.

Sor Riccardo bemerkte flüsternd: „Sie sind ganz wundervoll schön! Wer mögen sie sein? Welch ein Anstand! Eine Königin könnte von ihnen lernen, wie sie sich im Sessel zurücklehnen und den Fächer halten. Ich wußte nicht, daß dieses unangenehme Lokal von vornehmen Damen besucht würde."

„Wofür hältst Du die beiden?"

„Entschieden für ganz große Welt."

Marco lachte hell auf. Aber der gute alte Herr erkannte seinen Irrtum auch jetzt nicht, unverwandt hin-

überſchauend und die ‚Nobleſſe‘ der beiden ſchönen Frauen bewundernd.

„Es ſind gewiß Maſſimi oder Cäſarini ... Du weißt doch, daß die Maſſimi von dem großen Maximus abſtammen?“

Da erklärte Marco lachend: „Deine beiden Fürſtinnen ſind Kurtiſanen. Es ſind zwei Schweſtern. Ihr Vater putzt auf Piazza Venezia Stiefel.“

Sor Riccardo war über dieſe Aufklärung tief niedergeſchlagen. Allmählich erholte er ſich, um ſich ſchließlich bis zur neuen Bewunderung der ‚Raſſe‘ emporzuarbeiten.

„Einfach erſtaunlich. Man muß es geſehen haben, um es zu glauben. Keine Fürſtinnen alſo aus uralten Familien? Iſt es möglich? Sie könnten Königinnen ſein! Ich verſtehe es wirklich nicht. Vielleicht täuſcheſt Du Dich; denn ſie ſehen unnahbar aus. Niemals würde ich wagen, ſie anzureden. Welche Haltung! Es muß von Dir ein Irrtum ſein. Nein, wirklich!“

In dieſem Augenblicke erſchienen im Parterre einige gute Freunde der Damen, ſahen ſie, riefen ihnen zu — mitten aus dem Publikum. Es war gut, daß der Profeſſor mit eigenen Augen ſchaute, mit eigenen Ohren hörte, ſonſt würde er es nicht geglaubt haben. Die beiden Unnahbaren mit der Haltung von Königinnen riefen aus der Loge zurück, hell auflachend und mit den Fächern hinüberwinkend. Ein Teil des Publikums nahm ſogleich lebhaften Anteil an der Begrüßung. Marco wollte ſich vor Lachen ausſchütten, während der Buoniſſimo in peinlichſter Verlegenheit daſaß, beſtändig denkend: ‚Welches Glück, daß Tante Dora nicht mitkam.‘

Dann begannen auf der kleinen Bühne die Vorſtellungen, für die das Publikum nur geringes Intereſſe zeigte, ungeduldig die Otero erwartend und ſich inzwiſchen nach Möglichkeit amüſierend. Damen verſchiedener Nationalitäten traten auf in Koſtümen, die der Profeſſor verſtändnislos anſtarrte. Mit dünnen ſchrillen Stimmen ſangen ſie Lieder ab, deren Worte weniger beſagten als die jene

Worte begleitenden Gebärden. Es waren Lieder, von denen für Sor Riccardo weder Worte noch Gebärden irgend welchen Sinn hatten. Er fühlte sich immer unbehaglicher, wurde immer niedergeschlagener, saß mit gesenktem Haupte, als müßte er sich schämen, weil dort oben auf der Bühne, bei grellem elektrischem Licht, die Frau, die für ihn eine Gottheit bedeutete, so schamlos vor der Menge sich preisgab. Denn allen preisgegeben waren diese halb entblößten Leiber und unverhüllten Nacktheiten von Hetärenseelen.

Was mochte Marco bei diesen widerwärtigen Produktionen empfinden? Doch gewiß auch Abscheu, Ekel, Trauer. Er war so jung, so unberührt, so —

Nicht wagend, frei aufzuschauen, warf Sor Riccardo einen scheuen Seitenblick auf seinen Nachbar... Gott sei Dank! Marco saß da, nicht gerade mit jenem erwarteten Ausdruck auf seinem Gesicht; aber doch sichtlich gelangweilt.

Da — eine Bewegung im Publikum. Tiefe Stille, allgemeine Spannung: „Die Otero kommt!“ Frenetischer Applaus, begeisterte Rufe. Wiederum Lautlosigkeit.

Die Otero kam! ‚Das schönste Weib auf der Welt!‘ Die Göttlichkeit ihres Leibes nicht in Gewänder, kaum in Schleier, sondern in Juwelen gehüllt. Der ganze herrliche Körper von Smaragden umfunkelt, von Rubinen umglüht, von Brillanten umstrahlt.

Sie begann zu tanzen und — häßlich, häßlich!

Richard Hille, seinen Jungen ansehend, blickte in das Gesicht eines Verzückten.

Für Richard Hille war dieser Abend in der Sala Margherita einer der traurigsten seines Lebens.

Es verging ein Jahr...

XIII

„Es ist schon so, wie das Sprichwort sagt: Jugend muß sich austoben. Sie hat ein Recht darauf. Und ich habe nicht das geringste Recht, den Jungen zu hindern, das Sprichwort wahr zu machen. Überdies ward er vom Schicksal um seine Jugend betrogen. Es ist sehr selbstsüchtig von mir, ihn zurückhalten — ihn für mich zurückhalten zu wollen. Ich bin über mich selbst empört. Machen Sie mir den Standpunkt klar, Tante Dora, und waschen Sie mir den Kopf. Nehmen Sie Ihre schärfste Seife. Meinetwegen Lauge. Aber, sehen Sie gerade, weil der Junge nicht mein Sohn ist ... Ich mußte bei ihm auf so vieles verzichten: auf seine ganze Kindheit; also auf alles, was ich in sein Kinderherz hätte hineinsenken können: alle die wichtigen und köstlichen Jahre der ersten Entwicklung, des Keimens, Sprießens und Werdens... Ich hätte so vieles nachzuholen, habe kaum erst den Anfang gemacht, muß am Anfang schon sehen, wie er seine eigenen Wege geht, mich weit hinter sich lassend. Das schmerzt mich. Zugleich empfinde ich die Torheit, daß es mich schmerzt. Helfen Sie mir mit Ihrer guten Klugheit."

Zwischen den beiden Freunden kam es jetzt häufig zu solchen Aussprachen, bei denen Tante Dora gewöhnlich die Partei des jungen Mannes ergriff; denn sie hatte bemerkt, daß dies dem Freunde am wohlsten tat und ihn am meisten beruhigte. Er trat jedesmal gesenkten Hauptes vor Tante Doras Richterstuhl, als wäre es ein Verbrechen, weil er mit seinem grauen Haar den Bedürfnissen der Jugend, die er die ‚Rechte' der Jugend nannte, so schlecht nachkommen konnte. Gesenkten Hauptes bat er um die Kopfwäsche, erhielt das Erbetene von der Freundin mit

kräftiger Hand verabreicht, bereits während der Prozedur sein Haupt aufrichtend, Gesicht und Seele mehr und mehr sich erhellend, und den Blick heimlicher Sorge nicht bemerkend, mit dem Tante Dora ihn beobachtete.

„Wissen Sie, was Sie sind, Sor Riccardo? Sie sind eifersüchtig! Sie haben allen Grund dazu sich zu schämen, dieweil Eifersucht ein ganz abscheuliches Laster ist, dem Sie noch auf Ihre alten Tage verfielen. Nicht nur eifersüchtig sind Sie auf jedes vergangene Jahr, das Sie mit Marco — n i c h t erlebt haben; Sie sind sogar eifersüchtig auf jede gegenwärtige und jede zukünftige Stunde, die Sie mit Ihrem Jungen nicht erleben werden. So ist es! Und Sie tun gut, sich zu schämen, weil es so ist."

„Wenn Sie recht hätten? Es wäre einfach fürchterlich! Und Sie pflegen immer recht zu haben. Eifersüchtig! Das ist ja schändlich. Ich wäre ja einfach ein schlechter Mensch."

Tante Dora mußte den Freund trösten, so verzweifelt war er über sich selbst und seine Schlechtigkeit.

„Wenn Sie Ihr Unrecht einsehen, ist es gut. Und Sie sehen es ein. Da Sie selbst sagen, daß Jugend sich austoben muß, so lassen Sie Marco doch. Ich weiß, was Sie erwidern wollen. Sie wollen behaupten, Sie ließen ihn ja — mit s o l c h e m Gesicht! Wenn Sie zu seinen Jugendfreuden solches Gesicht machen, verderben Sie damit alle Ihre guten Vorsätze. Merken Sie sich das und bessern Sie sich."

Sor Riccardo gelobte reumütig Besserung und tat fortan alles, um sein Versprechen zu halten, sich redlich bemühend, ein heiteres Gesicht zu machen, wenn Marco, anstatt zu arbeiten, seine Jugend ‚austobte'. Ein heiteres und glückliches Gesicht zu machen, und zwar in einer Weise, daß der Zwang nicht bemerkt wurde, gehörte fortan zu Richard Hilles Hauptsorgen. Er begann, seine Mienen ängstlich zu bewachen, und fuhr erschreckt zusammen, wenn Marco ihn fragte: ‚weshalb er wieder solch trübseliges Gesicht mache?' Besonders vor Tante Dora und Paoluccia er-

ſchien er möglichſt vergnügt; denn er fühlte ſich von beiden Frauen beſtändig beobachtet, hatte ein ſchlechtes Gewiſſen und fürchtete ſich. Vollends vor Paoluccia, deren Augen mächtiger und feuriger zu werden ſchienen, ſobald ſie den Buoniſſimo kommen ſah, verſtellte er ſich und markierte den Sorgloſen. Ging Marco Abends aus — ſelten zu Aragno, gewöhnlich in die Sala Margherita —, ſo ermunterte ihn Richard Hille, lange auszubleiben, ſich gut zu unterhalten, nicht etwa zu denken: es könnte ihm nicht recht ſein oder er würde ſich beunruhigen. Nicht recht ſein — weshalb? Sich beunruhigen — worüber? War Marco ausgegangen, verſuchte der Profeſſor zu arbeiten und ſeine Gedanken auf ſeine Arbeit zu konzentrieren. Ausſchließlich darauf! Das ging ſchwer. Richard Hille, der in ſeiner Wiſſenſchaft eines großen Rufes genoß, fühlte, daß er nicht mehr ſo vertieft, nicht mehr ſo gut arbeitete wie früher; er fühlte, daß ſeine Arbeiten nicht mehr wie früher Leben und Glück für ihn bedeuteten. Der Mann ward ſich bewußt, allmählich ein ſchlechter Arbeiter zu werden. Von allem Schweren war dies das Schwerſte. Es war wie herannahendes Unheil. Während er ſich anſtrengte, ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich ſeiner Arbeit zuzuwenden, empfand er, wie ſeine Gedanken wanderten und wanderten. Er wollte ihrem Irrgange nicht folgen, wollte ſie auf ſeine Tätigkeit richten. Die Tür ſeiner Wohnung hielt er jetzt feſt verſchloſſen, um nicht horchen zu müſſen: ob auf der Treppe denn noch immer keine Schritte zu vernehmen wären? Schlag Mitternacht ging er zu Bett, damit der Heimkehrende ihn nicht wach und wartend fände. Dann lag er, bemühte ſich einzuſchlafen, blieb wach, und ſein Geiſt folgte ſeinen Gedanken, die wanderten und wanderten. In einer Nacht hörte er Marco polternd und lärmend zurückkehren. Der junge Menſch mußte betrunken ſein! Seinen Jungen ſich betrunken vorſtellen zu müſſen — Sor Riccardo wagte nicht, aufzuſtehen und in das Nebenzimmer zu eilen, wo er einen ſchweren Fall vernahm. Den nächſten Morgen

ging er frühzeitig fort, hinaus in die Campagna, damit er dem Ernüchterten nicht gleich begegne und dieſem erſpare, vor ſeinem Mentor ſich ſchämen zu müſſen. Als er zu Mittag wiederkam, war Marco gerade erſt aufgeſtanden, ſah totenblaß aus, war jedoch eher trotzig als weich geſtimmt. Umſo zarter war das Benehmen des Profeſſors, als ob ſein lieber Wahlſohn über Nacht ſchwer krank geweſen wäre.

Niemals fragte er: „Wo warſt Du?“ Immer nur ſagte er: „Hoffentlich haſt Du Dich prächtig unterhalten?“ Gewöhnlich mit leiſer Stimme ſchüchtern hinzufügend: „Unterhalte Dich nur möglichſt edel — Deiner ſelbſt willen! Denn nur wenn man ſein Leben möglichſt edel genießt, kann es für einen feinen Menſchen Genuß ſein. Aber das brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen.“

Einmal rief Marco: „Sage mir's! Sage mir's immer und immer wieder! Ich muß es geſagt bekommen, oft und oft! Von Dir geſagt, der Du nur den edelſten, alſo den höchſten Genuß des Lebens kennſt. Es iſt ſo ſchwer, gut zu ſein.“

„Ich glaube, Du irrſt Dich. Es iſt ſo ſchwer, nicht gut zu ſein.“

Dieſer Ausſprache folgte eine jener Stunden, in denen der Jüngling weich, warm und hingebend war. Zugleich hinreißend liebenswürdig. Marco nannte ſolche Stunden ſeine ‚großen Zeiten‘. Die beiden, der Alte und der Junge, beſprachen ſich dann über alle Dinge des Lebens. Und in ſolchen Stunden geſchah es, daß aus Sor Riccardos Augen, ſelbſt durch ſeine trüben häßlichen Brillengläſer, ſeine Seele leuchtete und Marco mit einem Glanz in den ſeinen zuhörte, als ob er Geiſt wäre vom Geiſte dieſes Guten und Reinen.

An dem Abend jenes ſchönen Tages blieb der junge Mann zu Hauſe, Tante Dora ließ ſich herbei, im Kamin ein Feuer anzuzünden, und es gab zum ſüßen Orvieto eine hochgehäufte Schüſſel köſtlichen Schmalzgebackenen, wie nur Paoluccia dieſen deutſcheſten aller

Kuchen backen konnte. Sie trug das herrlich gebräunte Gebäck eigenhändig herein, mußte dableiben und wurde von Sor Riccardo ſowohl wie von ſeinem Jungen auf das angelegentlichſte hofiert, was Tante Doras ſtets gute Laune auf den Höhepunkt brachte. Selbſt das Lellakind — es war in Marcos Gegenwart noch immer ſeltſam ſchüchtern und ſcheu — ließ ſich von des jungen Mannes leuchtendem Weſen anſtecken und erglühte auf das lieblichſte. Tante Dora begann über Hitze zu klagen, wurde jedoch einſtimmig ausgelacht und ebenſo einſtimmig gebeten, Geſchichten zu erzählen: Kindergeſchichten, bei denen die ganze Galerie Kindergeſichter von den Wänden auf die alte Dame herabſchaute, aus ſtrahlenden Augen ihr zulächelnd. Wie Kinder hörte die andere, ältere Geſellſchaft zu, Sor Riccardo und Paoluccia als die Jüngſten. Dann begehrte Marco ‚Römiſches‘ zu hören, worunter er allerlei Luſtiges verſtand, was Tante Dora mit Romreiſenden erlebte. Gerade die letzten Tage hatten eine reiche Ausbeute gebracht.

„Wie war das doch gleich mit der Berlinerin?“

„Als ſie im Bahnhofe einfuhr und an der großen Mittelwand das römiſche Wahrzeichen: das Relief der Wölfin ſah, die das Zwillingspaar ſäugt, rief ſie aus: ‚Jetzt weiß ich doch, daß ich in Rom bin! Da iſt ja die Wölfin mit Romeo und Julia drunter!‘“

„War das die nämliche gebildete Dame, die Sie kürzlich fragten: ob ſie auf dem Kapitol den Marc Aurel geſehen hätte? Und die Ihnen antwortete: ‚Den Aurel ſah ich; aber der Markt war ſchon vorüber.‘“

„Die nämliche, die, als ſie in der Siſtina war und der Cuſtode ihr den Spiegel reichte, damit ſie die Deckengemälde beſſer ſehen könnte, etwas erſtaunt den Spiegel nahm, hineinſchaute, entdeckte, daß der Hut ſchief ſaß, den Hut zurechtrückte und darauf höchſt befriedigt die Kapelle wieder verließ.“

Eine Reihe luſtiger Geſchichten folgte dieſen, bis der Buoniſſimo erklärte, nicht mehr lachen zu können.

Karneval kam. Marco machte dafür ausſchweifende Pläne: war er doch noch nie am Faſching fröhlich geweſen! Dieſes Mal wollte auch er ſich ‚jung‘ fühlen. Koſtümiert wollte er die Stadt durchziehen, mit Tante Dora und Paoluccia am Arm. Oder mit Lella. Ach ja, mit dem reizenden Nymphlein! Tante Dora ſollte ihren Liebling in ein hübſches Koſtüm ſtecken; dann würden ſie beide auf der ſpaniſchen Treppe den Saltarello tanzen, den wilden, bacchantiſchen, herrlichen Saltarello, der wie die Jugend ſelbſt war: heiß und toll — liebestoll.

Schöne junge Menſchen zu koſtümieren, gehörte zu Tante Doras Leidenſchaften. Sie beſaß ganze Kaſten voll alter Stoffe und echten, zum Teil koſtbaren Koſtümen, Stück für Stück Mittwochs auf Campo fiori erhandelt. Wenn ſie ſonſt niemand koſtümieren konnte, ſo lud ſie ſich Modelle ein, Männlein und Weiblein, die jüngſten und ſchönſten, ſteckte ſie in altertümliche Trachten, drapierte ſie mit antikem Faltenwurf, ließ ſie Gruppen ſtellen, Tänze aufführen, improviſierte ein Feſt.

So erfaßte ſie denn Marcos Karnevalsprogramm voll jugendlicher Begeiſterung. Sofort ſollte Probe koſtümiert werden. Die bewußten Truhen wurden aufgeſchloſſen, ihr bunter Inhalt ausgekramt und davon ausgewählt. Dann verſchwand Marco mit Sor Riccardo, Lella mit Tante Dora, und Paoluccia mußte aus Orangenlaub Kränze winden.

Schön waren Tante Doras und Sor Riccardos Kinder! Sie glichen Geſtalten ſeliger Gottheiten, Verkörperungen ewiger Jugend. Die holde Pſyche konnte nicht lieblicher, Adonis nicht herrlicher geweſen ſein. Sie trugen weiße ſilberdurchwirkte Mantelgewänder und Paoluccias grüne Kronen. Sor Riccardo hatte mit Künſtlerhand die Falten geordnet und ſtand jetzt bewundernd vor dieſen Meiſterwerken der Schöpfung.

Lella wagte keine Bewegung zu tun, hatte jedoch ein vor Freude verklärtes Geſichtchen. Marco ſah ſie ſchwei-

gend an und ſagte plötzlich: „Ich wußte gar nicht, daß Du ſo reizend wärſt!“

Er ſelbſt bewegte ſich in dem feierlichen Faltenwurf, als wäre er ſeit früheſter Kindheit nie anders gekleidet gegangen. Das Natürliche, Selbſtverſtändliche ſeiner Bewegungen, ihre geradezu vollkommene Schönheit verſetzte den alten Schönheitsfanatiker in die glücklichſte Stimmung. Aber auch Tante Dora und Paoluccia waren freudig erregt, und Sor Riccardos alte Freundin rief begeiſtert aus: „Es iſt unglaublich, wie ſie die Antike verſteht!“

Paoluccia nämlich ...

Die kleine Geſellſchaft befand ſich in wahrer Feſtlaune, als es klingelte. Beſuch kam! Paoluccia erhielt den Auftrag, jedermann abzuweiſen: man wollte ſich den ſchönen Abend nicht verderben laſſen. Alle waren mäuschenſtill, hörten Paoluccia fragen: „Chi è?“, hörten eine herbe Männerſtimme erwidern: „Amici!“... Ariſtide Minardi!

Was wollte er? So ſpät noch! Er ging niemals unter Menſchen, er floh die Menſchen. Und ſo ſpät noch kam er zu ihnen —

Ariſtide Minardi konnte unmöglich fortgeſchickt werden! Tante Dora ging alſo ſelbſt, um dem ſeltenen Gaſt zu ſagen, daß er hochwillkommen ſei. Mit dem Feſt war es jedoch vorbei.

„Entſchuldigen Sie. Ich pflege niemals zu ſtören. Aber bisweilen — bisweilen kann der Menſch allzu einſam ſein. Heute fühlte ich mich wie in einer Wüſte. Da fiel mir Ihr gutes Geſicht ein; und — da bin ich.“

„Sie kommen zu Menſchen, die ſich freuen, daß Sie gekommen ſind.“

„Wie gut Sie das ſagen! Ihre guten Worte tun mir heute genau ebenſowohl wie damals Ihre Freundlichkeit. Ich bin auch heute ein Kranker.“

„Wo Sie Ihr großes Werk ſchaffen? Sie ſind heute nicht nur ein geſunder, ſondern ein glücklicher, ein geſegneter Mann.“

„Mein großes Werk ...“

Wie ſchwer und ſchmerzlich der Künſtler das ſagte!

Sor Riccardo, der mit angehaltenem Atem lauſchte, erſchrak. Wenn Ariſtide Minardi auch dieſes Mal —

Das kurze Geſpräch führten die beiden im Vorzimmer. Tante Doras Stimme klang wie die Kraft und Freudigkeit ſelbſt gegen den Ton des Bildhauers, der ein großer Künſtler und ein kranker Menſch war: krank an ſich ſelbſt. Jetzt traten ſie ein, Minardi mit jenem ſchmerzlichen Ausdruck in den Augen, jenem traurigen Zug um den Mund, wie die Hoffnungsloſen haben.

Die hoffnungslos Kranken und die hoffnungslos Unglücklichen...

Man erklärte dem Künſtler die jungen Geſtalten in den idealen Gewändern. Lella wollte hinausſchlüpfen; aber der ſpäte Gaſt bat, ſie möchte bleiben und ſich anſchauen laſſen. Voll lieblichſter Verwirrung gehorchte das Nymphlein. Tante Dora wollte ſie bereden, mit Marco eine antike Gruppe zu bilden; aber zu aller Erſtaunen weigerte ſich Sor Riccardos Wahlſohn. Er tat es ſo heftig, ſo erregt, als ob ihm eine Beleidigung widerfahren wäre. Minardis unverhohlene Bewunderung ſeiner kleinen Freundin hatte in dem jungen Manne eine Empfindung gelöſt, die er ſelbſt nicht begriff; denn Lella war ein Kind, mit dem man wie mit einem hübſchen Spielzeug umgehen konnte. Aber daß ein Künſtler wie Minardi ſie überhaupt beachtete —

Marcos Verſtimmung hielt mehrere Tage nach dieſem Ereigniſſe an; denn ein ſolches bedeutete jener abendliche Beſuch Minardis für die kleine Familie. Er kümmerte ſich in der nächſten Zeit gar nicht mehr um Paoluccias liebliche Tochter. Auch von dem Saltarello auf der ſpaniſchen Treppe war nicht mehr die Rede. Dafür beſuchte er die Maskenbälle im Coſtanzitheater.

Die Vicetta hatte ihn tanzen gelehrt. Kaum daß er zu lernen brauchte: beſaß er doch zu ſeiner Wohlgeſtalt eine ‚geradezu attiſche Grazie‘ — wie Richard Hille die natürliche Anmut ſeines Jungen nannte. Aber von der

Bicetta hatte er ſich trotzdem unterrichten laſſen. Er ſtellte ſich ungeſchickt an; denn dann ſchalt ſie ihn, ſchmollte ſie mit ihm. Er mußte ſie wieder gut machen, mit ihr ſich wieder verſöhnen, ſeiner Eltern willen in tiefer Heimlichkeit. Auch das war köſtlich. Gerade das! Aber bisweilen, wenn er ſie im Arm hielt und mit ihr tanzte, wenn ſie ihn an ſich drückte und ihm zuflüſterte: „Ich habe dich lieb!“ — bisweilen konnte es dann über ihn kommen, daß er ſie von ſich ſtieß und ihr, wie in plötzlich erwachtem Haſſe, mit erſtickter Stimme den Namen ſeines Vaters zurief. Sie lachte wie toll, führte um ihn einen Hexentanz auf, ſang mit halblauter Stimme zu einer Melodie aus einem alten Volksliede: „Er ſoll mich nicht anrühren, nicht anrühren; aber du, du, du! Du ſollſt mich küſſen. Jawohl, küſſen!“

Bisweilen hörte er dann ſeine Mutter durch das Nebenzimmer ſchleichen; er hörte ſeine Mutter ſeufzen, daß es wie Stöhnen klang. Dann konnte es geſchehen, daß er ſich hinwarf, wo er gerade ſtand, und mit dem Geſicht am Boden wie tot dalag. Sie lachte nur umſo toller, ihre Zauberkreiſe eng und enger um ihn ziehend und dabei ihr Hexenlied ſingend: „Du ſollſt mich küſſen, küſſen, küſſen!“

Einmal kam ſein Vater zu ſolcher Szene. Faſt, daß der Mann ſich an ſeinem Sohne vergriffen hätte. Die Bicetta lachte dazu wie eine Beſeſſene. Als der Advokat ſich auf Marco werfen wollte, fiel ſie jenem um den Hals, beſtändig toll lachend und dem Sohne heftige Zeichen machend, ſich zu entfernen. . .

An die Bicetta und ihren Tanzunterricht mußte Marco jetzt denken. Der Gedanke quälte ihn bei Tag und Nacht, ihn in der Arbeit ſtörend und ihm den Schlaf raubend. Er glaubte, den Dämon dadurch bannen zu können, daß er die Statuette einer tanzenden Pſyche begann, der er die holdſeligen Züge Lellas geben wollte. Zu ſeinem eigenen Entſetzen wurde aus der Geliebten Amors eine raſende Bacchantin, deren Antlitz ſich unter ſeinen formenden Händen zu einem

Porträt der Vicetta verwandelte. Den Kopf in den Nacken werfend, schien sie aus ihren geöffneten Lippen ihm zuzujauchzen: „Ich will dich küssen, küssen ...“

Aus seinem idyllischen Atelier auf dem grünen Hügel trieb das bacchantische Frauenantlitz ihn fort und durch Rom, wo auf der spanischen Treppe die Modelle tanzten. Jeden Tag nahm er sich vor, den Abend zu Hause zu verbringen, und jede Nacht ging er aus, nicht zurückgehalten von seinem besten Freunde, um seine Jugend auf einer ‚Veglione‘ im Tanze sich austoben zu lassen.

Das also war das Leben! Vielmehr, das also hieß: sein Leben ‚genießen‘! Denn deshalb war der Mensch auf der Welt: um sein Leben zu genießen, solange er jung war. Es genießen im Bacchanal, im Rausch. Tausende genossen ihr Leben auf diese Weise und schienen es ganz natürlich zu finden, während Marco sich noch immer in Staunen darüber verlor, daß es solchen Daseinsrausch gab. Davon hatte er sich nichts träumen lassen.

Er machte Bekanntschaften: junge elegante Männer, junge elegante Frauen. In seiner triumphierenden Schönheit brauchte er nur durch den Saal zu gehen, und es war wie ein Siegeszug. Auch davon hatte er nichts gewußt: nichts von der Gewalt des Mannes über die Frauen. Noch war er reinen Herzens genug, um bei dieser Erkenntnis etwas wie Schreck zu empfinden. Er nahm sich vor, die ihm gegebene Macht streng in Schranken zu halten: ein König des Lebens, als den er sich fühlte, mußte er über sich selbst gebieten können. Zugleich wollte er Sor Riccardos guter Junge sein und bleiben — nach Möglichkeit bleiben. Er sprach darüber mit seinem besten Freunde, als redete er zu sich selbst: „Ich weiß jetzt, was das Dunkle in mir ist. Sei ruhig! Du solltst mich nicht umsonst aus dem Strom gezogen haben. Du weißt selbst nicht, wie viel Du mich lehrtest und wie groß das von Dir Gelehrte ist. Es heißt: Schönheit. Ich meine, nicht nur die Schönheit Deiner geliebten Alten, sondern Deine eigene. Jawohl, Sor Riccardo: Deine Schönheit,

die Du in Dir trägst und die der Todfeind alles Häßlichen ist. Sie wird auch über das Häßliche in Deinem Jungen siegen. ‚Basta‘ — wie ein gewisser Professor Richard Hille zu sagen pflegt.“

Wenn Marco in solcher Weise mit seinem Mentor sprach, hätte dieser mit wahrer Wonne abermals einen Sprung in das tiefste Gewässer getan, und wäre es statt des Tibers ein stürmendes Meer gewesen. Da er wünschte, daß Marco fröhlich sein sollte, da die Vergnügungen junger Leute Geld kosteten und da er ihn durch eine Bitte um Geld nicht demütigen wollte, so ersann er allerlei Listen, wodurch Marco in Besitz von Geld gelangte, ohne daß dieses Wort je zwischen ihnen ausgesprochen wurde. Entweder fand der junge Mann ein Goldstück in seiner Westentasche oder auf seinem Tische; und seine Bücher besaßen die seltsame, aber angenehme Eigenschaft, daß zwischen ihren Blättern Kassenscheine eingestreut lagen. Da der Professor keine Ahnung davon besaß, wieviel die Vergnügungen junger Leute kosteten, so befand er sich in beständiger Sorge, die Goldfunde möchten nicht ausreichend sein. Damit sie ja ausreichend ausfielen, arbeitete er die Nächte durch ...

Während der ganzen Dauer der Karnevalsfreuden zitterte Marco vor einer Begegnung: denn wenn die Bicetta eine ‚Veglione‘ besuchte! Die Bicetta mit seinem Vater! Was würde er tun? Wie sollte er es ertragen?

Tag für Tag bereitete er sich auf ein Zusammentreffen mit den beiden vor. Wenn er den Saal betrat, fühlte er sein Herz heftig pochen. Er musterte die Ballgäste. Die hohe Gestalt seines Vaters wäre ihm sicher sogleich in die Augen gefallen, und das kleine feine Figürchen der Bicetta hätte er unter jeder Vermummung erkannt: die kleine Lella sah nicht zierlicher und nymphenhafter aus! Aber wie konnte er diese zwei in einem Atem nennen? Das reine weiße Kind und —

Sie waren nicht da, konnten indessen kommen. Jeden Augenblick konnten sie den Saal betreten. Also erwartete

er jeden Augenblick, daß er den beiden gegenüberstehen würde. Irgend eine Maskierte an seinem Arm, dachte er beständig nur an das eine: ‚Was tust du, wenn du die Bicetta wiedersiehst? Die Bicetta mit deinem Vater! Und wenn das Weib deinen Vater stehen lassen und sich an dich hängen sollte? Du würdest freilich die Schlange sofort abschütteln. Es gäbe trotzdem ein Unglück!‘

Als Marco ihnen im Costanzitheater nicht begegnete, begann er die anderen Maskenbälle zu besuchen. Fast war es, als ob er das, wovor er zitterte, zugleich heimlich ersehnte: als ob er sich sehnte, die Bicetta wiederzusehen, die seine Mutter in den Tod getrieben hatte.

Am letzten Karnevalstage fand ein Wohltätigkeitsfest in der vornehmen ‚Argentina‘ statt, von der ‚weißen‘ römischen Gesellschaft veranstaltet. Die gesamte große Welt der Monarchisten würde anwesend sein, vermischt mit den Neutralen, den ‚Grauen‘. Auch von der ‚schwarzen‘ Aristokratie würden unter dem Schutze der Maske die Lebenslustigen sich einstellen. Der Ball versprach ein gesellschaftliches Ereignis zu werden.

„Natürlich mußt Du hin! Du wirst die schönsten Frauen Roms sehen: die wundervolle Vittoria Colonna und die herrliche Florio.“

„Gehst Du mit?“

„Damit ich Dich hindere.“

„Ich würde mich gar nicht um Dich bekümmern.“

„Ich gehöre nicht dorthin.“

„Und ich?“

„O Du! Mit Dir ist es etwas ganz anderes! Du bist dort an deinem Platze. Ich freue mich schon auf Dein Erzählen.“

„Ich kann das Fest nicht besuchen.“

„Und möchtest es doch für Dein Leben gern?“

„Für solche Gesellschaft ist mein Frack unmöglich.“

„Du ließest ihn ja doch bei dem ersten Schneider machen?“

„Trotzdem. Das verſtehſt Du nicht. Der Frack ſitzt ſchändlich. Den Gentleman erkennt man daran, wie der Frack ſitzt.“

„D a r a n?“

„Ich meine natürlich. . . Du weißt, wie ich's meine.“

„Werde doch nicht gleich heftig.“

„Dann ſprich auch nicht, als ob Du mich nicht verſtündeſt.“

Da für ein Feſt, auf dem die erſte Geſellſchaft erſchien — auch die Königin wurde erwartet —, Marcos Frack ‚unmöglich‘ war, da er für ſein Leben gern den ariſtokratiſchen Ball beſucht hätte und da dieſer ſchließlich ein Koſtümfeſt war, ſo ſchlug Tante Dora vor, er ſollte im Koſtüm gehen: in jenem weißen ſilberdurchwirkten Gewande, einen Roſenkranz auf, wie die Alten bei feſtlichen Gelegenheiten trugen.

Das war ein Vorſchlag! Nur gegen den Roſenkranz erhob Marco Einſpruch; denn Roſenkränze trug jeder, der ſich in eine Toga hüllte. Der ſchönſte Schmuck war der banalſte geworden. Und nur nicht ſein, wie alle Welt war! Mit einem Ölzweige, die ſilberhelle Blattſeite nach außen gewendet, wollte der junge Römer ſich bekränzen.

Sor Riccardo war entzückt: „Ich möchte wohl ſehen, was für Augen ſie machen!“

„Du willſt alſo doch mitgehen? Weshalb ſagteſt Du es nicht gleich? Übrigens denke ich noch immer an Dein Geſicht in der Sala Margherita. Du machteſt ein Geſicht, welches mir den ganzen Abend verdarb. Wenn in der Argentina auch nur große Welt ſein wird, ſo könnte es doch ſein, daß eine Dame mit etwas tiefer Dekolletage . . . Freilich, prüde biſt Du nicht. Wenn bewußte Schönheit ſich jedoch an mich hängen ſollte, würdeſt Du außer Dir ſein; denn Du würdeſt dann gleich denken, meine junge Seele wäre einer Unholdin zum Opfer gefallen.“

Etwas verletzt erklärte der Buoniſſimo, daß es ihm

gar nicht einfiele, das aristokratische Fest zu besuchen. Als ob er nicht wüßte, welch ein Plebejer er sei! Es hätte ihm nur ungeheure Freude bereitet, ganz im Verborgenen Zuschauer zu sein, um seinen Jungen als antiken Jüngling unter all den herrlichen Frauengestalten zu erblicken. Aber nicht einmal in eine versteckte Loge würde er in seinem miserabel gemachten ‚Grauen' — einen Frack besaß er überhaupt nicht — und mit seinen Brillengläsern sich wagen.

Marco schämte sich, schalt sich einen rücksichtslosen brutalen Menschen, wollte von keinem Feste mehr wissen, wollte über seine ‚zweite' Seele in Verzweiflung geraten, mußte mit aller Liebesmühe beruhigt werden. Schließlich gelang es Sor Riccardo, ihn zu überzeugen, daß er, Marco, es im Grunde genommen gar nicht böse gemeint hatte. Der Verzweifelte lebte auf, geriet allmählich in rosigste Stimmung, nannte seinen langweiligen alten Mentor den ‚einzigen Menschen' auf der ganzen weiten Welt, verwandelte sich aus einem allerneuesten in einen allerältesten Römer, ging und bewegte sich den ganzen Tag über zur ‚Probe' in antikem Faltenwurf, bezeigte Neigung, Lella zu küssen, und wurde wild, weil das Nymphlein nicht Psyche spielen und ihn als ausgewachsenen Amor anerkennen wollte.

Um ja nicht irgendwelche Empfindlichkeit zu verraten, ließ sich Sor Riccardo nicht nehmen, Marco bis zur Pforte des aristokratischen Himmels zu begleiten, der sich heute Nacht für viele Unwürdige öffnen sollte. Sie kamen ziemlich spät, weil spätes Kommen, Marcos Ansicht nach, vornehm war, und mußten ihren Wagen — eine armselige Droschke — gleich hinter Piazza Colonna verlassen: so lang war die Equipagenreihe vor ihrem Gefährt. Zu Fuß dem alten Palast zueilend, darin das ehemals hochberühmte Theater sich befand, nannte der Professor die Namen der alten Geschlechter, die er an Livreen und Wappen erkannte. Es war ein Kapitel Weltgeschichte.

Dann stand er und sah Marco nach, wie dieser in weißem

ſilbrigem Gewande, mit Ollaub bekränzt, in dem Gewühl der Gäſte untertauchte und darin verſchwand. Er mußte der Sommernacht am Tiber gedenken und empfand wieder ſeine alte heiße Dankbarkeit gegen das Schickſal, das ihn zum Retter eines jungen Menſchen auserſehen hatte, deſſen bloßer Anblick, gleich dem eines Kunſtwerks, Freude bereitete. Nach dieſer Betrachtung begab er ſich nach Hauſe, um in gewohnter Weiſe die Nacht am Schreibtiſche zu verbringen; denn wem der Himmel ſolchen großen Sohn beſchert hatte, der mußte auch dafür Sorge tragen, daß dieſer ſeines Lebens froh werden konnte. Auch das Glück, für einen geliebten Menſchen Geld verdienen zu dürfen, hatte Richard Hille dem Sohne des Advokaten Luigi Lippi zu verdanken.

— — — — — — — — — — — — — —

Das alſo war ‚große Welt‘!

Sie durchwogte den Saal, der — mit der Bühne zu einem feſtlichen Raume vereinigt — einen antiken Tempelhain darſtellte; ſie füllte die Logen in Geſtalt von Herren, die ſich von den Stammgäſten des Café Aragno und den eleganten Müßiggängern auf Straßen und Plätzen durch nichts unterſchieden. Nur daß ſie im Frack waren — wenige erſchienen im Koſtüm — und daß dieſes bedeutſame Kleidungsſtück ſeinem Träger ‚perfekt‘ ſaß. Aber die Damen! Sor Riccardo hatte tauſendmal recht: nur in Rom war ſolches Frauengeſchlecht möglich. Sie blendeten Marcos Augen nicht durch die Pracht ihrer Toiletten, nicht durch den Glanz ihrer Perlen und Juwelen, ſondern berauſchten ſeine Seele durch die Majeſtät ihrer Schönheit.

Daß die Frau ſo göttlich ſchön ſein konnte! Und daß dieſe triumphierende Frauenherrlichkeit dem Manne gehörte, der ſie zu erobern verſtand!

War ſie wirklich zu erobern? Aus den Geſprächen der jungen Leute ſeiner Bekanntſchaft hatte Marco gehört, daß ſie es wäre. Sie ſollte nicht einmal ſonderlich ſchwer

zu erobern ſein. Für den, der es verſtand, ſogar ziemlich leicht. Für einen von Marcos Ausſehen gewiß ſehr leicht — wie die jungen Herren ihn merken ließen. Er brauchte nur erobern zu wollen. Unmöglich! Es mußte gelogen ſein! Unnahbar waren ſie, in Majeſtät gehüllt. Wehe dem Manne, der wagte, eine dieſer Göttinnen erringen und zu ſich herabziehen zu wollen. Sein guter Sor Riccardo hatte auch darin tauſendmal recht: daß er ihm beredten Mundes die Unnahbarkeit, die Unberührbarkeit der Frau predigte, ihm Ehrfurcht gebot vor der Majeſtät des Weibes, die unverletzlich ſei. Dieſe und jene freilich... Aber nur dieſe und jene! Marco nahm ſich vor, ſeinem geliebten Wahlvater mehr zu glauben als einem aus der Schar der modernen Jünglinge des neuen Roms.

Er wollte nicht tanzen, wollte ſchauen und ſtaunen, mit ſeinen Blicken wollte er dieſe Frauenſchönheit trinken — davon trunken werden.

Die Bicetta!

Unter dieſen Herzoginnen und Fürſtinnen, unter allen dieſen erſten Damen des Königreichs leibhaftig die Bicetta!

Sie war maskiert; aber Marco erkannte ſie ſofort. Nicht nur ihre Geſtalt; auch ihr Haar verriet ſie ihm: nur ſie beſaß ſolch wildes gelbes Gelock! Sie trug ein Kleid von der nämlichen leuchtenden Farbe, über und über mit Goldpalietten beſetzt. Dazu blaßblaue natürliche Orchideen auf der Bruſt und im Haar. Unmöglich konnte die koſtbare Toilette und der extravagante Blumenſchmuck von ſeinem Vater herrühren.

Auch war nicht ſein Vater ihr Tänzer, ſondern einer der bekannteſten Lebemänner Roms, Träger eines der älteſten und erlauchteſten Namen.

Die Bicetta mußte ſeinen Vater verlaſſen haben, ſonſt hätte ſie nicht den Ball in ſolchem Koſtüm mit dieſem Frauenverderber beſuchen können.

Was ging Marco jetzt noch die Bicetta an? Sie beſaß einen Freund.

Trotzdem ſtand er wie feſtgebannt und ſtarrte auf das

tanzende Paar, welches sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Mit wem tanzte der Herzog? Wer war die Person? Er wagte es, sie auf dieses Fest mitzubringen, zu welchem die Königin ihr Erscheinen zugesagt hatte? Das sah ihm ähnlich!

‚Wäre Richard Hille hier, so würde er Dich jetzt beim Arme nehmen und davonführen, Dir dadurch einen seiner größten Freundschaftsdienste leistend. Du solltest denken, er sei hier, solltest ihm folgen, solltest fortgehen: gleich, im Augenblick!‘

Marco ging jedoch nicht. Mitten im Gewühle stand er und starrte die Tanzenden an... Das gelbhaarige Frauenwesen tanzte wie eine Bajadere. Auch ihr Partner kümmerte sich nicht um das Aufsehen, das er mit seiner Tänzerin erregte, und schien von ihrer bacchantischen Schönheit hingerissen zu sein. Marco mußte sich Gewalt antun, nicht hinzugehen, um dem Manne eine Beleidigung ins Gesicht zu schleudern, dem Weibe einen Schimpf zuzufügen.

Aber — was kümmerte ihn jetzt noch dieses Weib?

Seine Mutter war tot... Seine Mutter!

Da sah er eine Dame, der er im Costanzitheater vorgestellt worden war: die Marchesa mit dem großen welthistorischen Namen. Sie genoß keines sonderlichen Rufes, verstand jedoch, jeden Skandal zu vermeiden, so daß die Gesellschaft trotz aller Gerüchte sie noch immer empfing. Kaum lernte sie Marco kennen, als sie ihn sogleich aufforderte, ihre ‚Dienstagabende‘ zu besuchen, was er bisher nicht getan hatte. Jetzt eilte er auf die Marchesa zu: „Darf ich Sie um einen Tanz bitten?“

„Sie sind es!“

„Bitte, Marchesa ...“

„Ich möchte lieber mit Ihnen plaudern... Weshalb besuchten Sie mich noch nicht?“

Leidenschaftlich flüsterte Marco der schönen Frau zu: „Tanzen Sie mit mir!“

Und er führte sie in den Kreis, in dem die Bicetta tanzte.

Diese bemerkte sogleich, daß er sie erkannt hatte, daß er sie verachtete. Er beugte sich zu seiner Tänzerin herab, sah ihr starr in die Augen, flüsterte ihr etwas zu. Er wußte selbst nicht was. Es mußte etwas Leidenschaftliches gewesen sein; denn halb im Traume vernahm er, daß die Marchesa ihm eine glühende Liebeserklärung stammelte. Am liebsten hätte er hell aufgelacht und die zärtliche Dame mitten im Tanze stehen lassen. Er sah jedoch die Augen der Bicetta mit jenem Ausdruck auf sich gerichtet, den er nur zu gut kannte. Auch über diesen Blick hätte er eine laute Lache aufschlagen können.

Er tanzte, schaute der Marchesa tief in die Augen, flüsterte ihr heiße Worte zu...

Die Bicetta tanzte unmittelbar vor ihm. Sie tanzte, wie auf diesem Feste, in dieser Gesellschaft nicht getanzt werden durfte: zügellos, ausschweifend. Plötzlich riß sie sich die Maske ab, sie in den Kreis der Zuschauer schleudernd. Einige Herren lachten. Allgemein wurde bemerkt, daß sie den schönen jungen Römer mit dem Ollaubkranze mit verzehrenden Blicken anschaute und daß dieser sie keines Blickes würdigte; allgemein begriff man, daß eine dramatische Szene sich vorbereitete.

„Ihre Majestät die Königin!"

Die Musik brach ab. Im Saale blieben alle stehen, wandten sich alle der Königsloge zu. In den ‚palci' erhob man sich.

Die Königin trat ein.

Verneigung, Schwenken mit den Taschentüchern von seiten der Damen, Evvivarufe der Herren. Im Orchester wurde Tusch geblasen.

Die Königin dankte mit der ihr eigenen majestätischen Anmut, nahm Platz. Die Musik spielte einen Walzer, der Tanz wurde wieder aufgenommen. Marco beobachtete folgendes:

Ein Herr vom Komitee — es war der Fürst Massimo —

trat auf den Herzog zu und ſagte ihm, ohne ſeine ‚Dame‘ zu beachten, einige leiſe Worte. Der Herzog zuckte die Achſeln, lächelte etwas gezwungen, wandte ſich zu Bicetta. Der Fürſt trat von dem Paare zurück, entfernte ſich.

Marco, die Marcheſa führend, ging nahe an dem Paare vorüber. Er hörte den Herzog ſagen: „Du mußt fort. Es gibt einen Skandal, wenn Du nicht gehſt.“

„Ich bleibe.“

„Des Laffen willen!“

„Ich bleibe.“

Der Herzog fixierte Marco und wiederholte laut: „Des Laffen willen!“

Marco ging auf den Herzog zu: „Da Sie mich anſehen, ſcheinen Sie mich zu meinen!“

„Sie.“

„Sie ſind ein Unverſchämter!“

Der peinliche Auftritt hatte Zeugen. Freunde des Herzogs umringten dieſen, führten ihn fort. Die Marcheſa, die ihren Tänzer einfach hatte ſtehen laſſen, nahm tödlich beleidigt den Arm eines zufällig vorübergehenden Bekannten. Marco trat zu Bicetta und ſagte einfach: „Komm.“

Und er bot der Freundin des Herzogs ſeinen Arm, ihr zuflüſternd: „Du mußt fortgehen. Sogleich. Ich führe Dich hinaus.“

„Ja, komm fort ... Marco, ach, Marco!“

„Schweig!“

„Verzeih mir.“

„Du ſollſt ſchweigen!“

„Wie ſchön Du biſt, wie ich Dich liebe. Marco, Marco, wie ich Dich liebe!“

„Wenn Du noch ein Wort zu mir ſprichſt, laſſe ich Dich mitten im Saale vor allen Menſchen ſtehen.“

Er brachte ſie zum Ausgang. Hier trat ihm ein Herr in den Weg. Marco erkannte einen der Freunde des Herzogs. Der Herr grüßte ihn höflich: „Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Sogleich. Ich will nur noch dieſe Dame zu einem Wagen begleiten.“

„Laſſen Sie doch dieſe Dame!“

Und ohne Bicetta zu beachten, ſtellte er ſich Marco vor. Dieſer nannte gleichfalls ſeinen Namen, hinzuſetzend: „In drei Minuten bin ich zu Ihrer Verfügung.“

„Wo treffe ich Sie?“

„Hier.“

„Alſo in drei Minuten.“

Die beiden grüßten ſich höflich.

Jetzt führte Marco die Bicetta hinaus zu einem Wagen.

„Wenn ich Dich verlaſſen habe, ſage dem Kutſcher Deine Adreſſe; denn ich will ſie nicht kennen.“

Auf der Straße ſtand ſie vor ihm: im Scheine des elektriſchen Lichtes, in ihrem flimmernden funkelnden Kleide, auf der Bruſt und im Haar die exotiſchen Blüten. Sie war blaß, ſie zitterte. Mit erſtickter Stimme ſtammelte ſie: „Der Herzog läßt Dich fordern?“

„Das muß er wohl.“

„Er wird ſich mit Dir ſchießen?“

„Wahrſcheinlich.“

„Er wird Dich töten!“

„Was kümmert das Dich?“

„Marco, ach, Marco ...“

„Gute Nacht.“

„Meinetwillen wird er ſich mit Dir ſchießen; meinetwillen wird er Dich töten! Denn er tötet Dich ſicher.“

„Oder ich ihn.“

„Meinetwillen!“

„Ja, es iſt ein toller Spaß: der Bicetta willen... Laß es Dir im Leben weiter ſo gut gehen.“

Mitten auf der Straße wollte ſie ihn umfaſſen; aber mit einer Gebärde des Abſcheus trat Richards Junge von der flimmernden funkelnden Frauengeſtalt zurück.

XIV

„Würden Sie Abbitte leiſten?“

„Wem?“

„Dem Herzog.“

„Wofür Abbitte?“

„Sie beleidigten ihn.“

„Der Herzog iſt ein Unverſchämter.“

„Das ſagten Sie ihm ins Geſicht.“

„Nachdem er mich öffentlich einen Laffen nannte.“

„Können Sie das bezeugen?“

„Ich ſagte Ihnen ja, er tat es öffentlich und leugnete nicht, daß er mich meinte.“

„Dann wären Sie der Beleidigte.“

„Ich bin's.“

„Und Sie verlangen Genugtuung?“

„Ich verlange Abbitte.“

„Unmöglich.“

„Umſo beſſer!“

„Sie wiſſen, daß der Herzog ein berühmter Piſtolenſchütze iſt?“

„Ich weiß es.“

„Auch im Fechten iſt der Herzog ...“

„Jetzt beleidigen Sie mich!“

„Alſo Sie wollen jener — ‚Dame‘ willen Ihr Leben auf das Spiel ſetzen?“

„Ich will Genugtuung haben.“

„Übrigens benehmen Sie ſich wie ein Kavalier.“

„Genug, mein Herr! Ich werde die Ehre haben, Ihnen einen Freund zu ſchicken.“

„Sehr wohl. Wann darf ich den Herrn bei mir erwarten?“

„Morgen vormittag um zehn."

„Auf Wiederſehen alſo."

Marco grüßte ſtumm. Das mit halblauter Stimme geführte Geſpräch fand in einem Vorſaale ſtatt, mitten in dem Gewühle des Feſtes, welches mit Ankunft der Königin ſeinen Höhepunkt erreichte.

Um nicht Aufſehen zu erregen — Aufmerkſamkeit erweckten ſie bereits — mußten ſie die ſcharfen Reden im gleichmütigen Tone, mit dem gleichgültigſten Geſicht führen, als plauderten ſie über die alltäglichſten Dinge. Auf das höflichſte trennten ſie ſich.

Marco blieb noch. Er tanzte noch — nicht mit der Marcheſa, die ihm überall zu begegnen wußte, ihn ſtarr anblickte und an ihm vorüberrauſchte. Er ſchlenderte durch den Saal und über die zum Feſtraum verwandelte Bühne, hörte halblaut gemachte Bemerkungen, die dem antiken Koſtüm und ſeinem Ausſehen galten, hätte vielfach Gelegenheit zu Abenteuern finden können, muſterte die Schönheitsgalerie in den Logen und ſchien ſich vortrefflich zu unterhalten. Schließlich tanzte er ſogar mit einer Maskierten, als ob es für ihn kein Morgen gäbe: keinen Tag, der ſein letzter ſein konnte. Sein letzter Tag ... Er war bekannt mit der Empfindung, die dieſe Vorſtellung erweckte. Schon einmal war für ihn ‚der letzte Tag' angebrochen.

Sor Riccardo! Wie ſollte es ſein guter Sor Riccardo ertragen, wenn es dieſes Mal wirklich ſein letzter Tag war? Und weshalb ſein letzter Tag?

‚Dieſer Dame willen'! ... Der Bicetta willen!

Der Bicetta willen hatte es auch damals ſein letzter Tag ſein ſollen. Wie ſeltſam das Leben war!

Er verließ das Feſt. Es war Glanz geweſen, Vornehmheit, Schönheit, Lebensluſt. Und jetzt ließ er alle dieſe Herrlichkeiten hinter ſich. Es war, als ob ein Tor hinter ihm krachend ſich ſchlöſſe, ihn ausſcheidend von aller Lebensfreude und jeder Daſeinsfeſtlichkeit.

‚Dieſer Dame willen'! ... Der Bicetta willen!

Die Vorstellung verließ ihn nicht. Eigentlich war es erbärmlich, geradezu kläglich, eines solchen Geschöpfes willen aus dem Leben zu müssen; denn so würde es wohl werden. Er hatte niemals eine Pistole abgeschossen, niemals den Griff eines Degens berührt. Um ihn für solches Ende aufzusparen, hatte Sor Riccardo ihn aus den Tiberwellen gerettet. Sein Leben war eine Tragödie, die als Posse endete. Und das — der Bicetta willen!

Sie war fort von seinem Vater! Alles, was seine Mutter an Martern erlitten, an Qualen ausgestanden hatte, ward jetzt an seinem Vater gerächt.

Gerächt durch die Bicetta!

Marco wußte nicht, wohin er gehen sollte. Nach Hause? Sor Riccardo würde noch wachen, würde ihn zurückkommen hören, würde ihn erstaunt fragen: weshalb er schon heimkehrte, ob etwas vorgefallen wäre? Er würde lügen müssen; denn ihm die Wahrheit sagen, das gute Gesicht totenbleich werden sehen... Er würde es früh genug erfahren, wenn man ihm seinen Jungen mit durchbohrter Brust oder durchschossenem Haupte zurückbrachte.

Unmöglich konnte er jetzt schon nach Hause! Wenigstens einige Stunden mußte er sich noch herumtreiben. Übrigens würde er früh auf sein müssen, um Minardi aufzusuchen. Er mußte Minardi bitten, sein Sekundant zu sein, sich zu dem Freunde des Gegners zu begeben und mit diesem das weitere zu bereden. Hoffentlich lehnte der berühmte Künstler nicht ab. Er hätte sonst einen seiner Ballbekannten ersuchen müssen, Prachtexemplare der jeunesse dorée, Menschen, deren er im Grunde seiner Seele sich schämte.

Ziellos schlenderte er durch die Straßen. Die meisten Nachtschwärmer, denen er begegnete, waren umherschweifende Masken, ein harmloses Narrenvölklein, welches mit wenig Witz und viel Behagen seines Lebens im Schellenkleide sich freute. Das hübscheste von diesem Karnevalstreiben waren die kleinen Trupps junger Leute,

die Guitarre ſpielend im Laufſchritt Rom durchzogen, dazu Lieder ſingend: heitere und zärtliche, trübſelige und luſtige. Marco achtete auf alles, fand, daß die Volksfreude mehr Daſeinsluſt ſei als aller Feſtglanz jener illuſtren Geſellſchaft, in der ihn ſein Schickſal ereilte. Denn ſein Schickſal würde es ſein.

Kaum wiſſend, was er tat, ſchloß er ſich einem der Mandoline ſpielenden Maskenſchwärme an. Er beſtand aus lauter Pulcinells, dieſen in Rom beliebteſten Karnevalsfiguren. Den Korſo zogen ſie hinauf zum Venezianiſchen Platz; dann durch die Via Nationale und weiter, immer weiter, bis hinaus vor das Tor von San Lorenzo.

Immer weiter war auch Marco mitgegangen, die Lieder der Faſchingsnarren mitſingend. Plötzlich überlief ihn ein Schauer. Die Bande ſtand vor dem großen Kirchhofe Roms, auf dem auch ſeine Mutter begraben lag. Der Sohn, der aus Verzweiflung über ſeiner Mutter Tod ſich umbringen wollte, hatte ſeit dem Begräbniſſe niemals wieder ihr Grab beſucht. Plötzlich ſtand er vor der Pforte, die zu ſeiner Mutter letzten Ruheſtatt führte. Sie war unverſchloſſen. Die Pulcinells zogen auf den Friedhof: in toller Faſchingslaune wollten ſie in der Mondſcheinnacht den Toten ein Ständchen bringen.

— — — — — — — — — — — — — —

Marco fand ſeiner Mutter Grab. Sie ſchien inmitten der vielen anderen Geſtorbenen ganz einſam, wie verloren und verſtoßen, zu ruhen. Welch elender Grabhügel! Ebenſo elend, wie ihr Leben geweſen. Kaum aufgehäuft, war das Grab bereits eingeſunken und vergeſſen. Ein Kranz lag darauf, längſt verwelkt die Erde ſchmückend, die ſeine tote Mutter bedeckte. Es war ſein Kranz. Da er kein Geld beſaß, von ſeinem Vater für ſeiner Mutter Grabkranz ſich keines geben laſſen wollte, verkaufte er damals das beſte Stück ſeiner Habe, wofür er wenige Lire erhielt. Es war ein ſehr beſcheidener Goldring, mit einem falſchen Stein, den ihm ſeine Mutter zu ſeinem

achtzehnten Geburtstage geſchenkt hatte. Der Erlös reichte gerade für Kranz, Schleife und Inſchrift: ‚Mutter, Mutter!‘ Die Schleife war von dem Kranz geſtohlen worden.

Zum erſten Mal in ſeinem Leben fand Marco den Mondſchein ſchön: das milde Himmelslicht warf auf das arme verwahrloſte und vergeſſene Grab ſolchen verklärenden Schein.

Daneben war der Platz frei: wie für ein anderes Grab aufgeſpart. Er wollte neben ſeiner Mutter begraben ſein. Jetzt war es noch ein leerer Platz: jetzt atmete er, lebte er noch. Wenn er, vielleicht morgen ſchon, mit dem Herzog ſich duellierte, konnte bereits den Tag darauf für ihn auf dem leeren Platz ein Grab gegraben werden. Richard Hille wußte, daß Richards Junge neben ſeiner Mutter begraben ſein wollte, und würde ihm den heiligen Ruheort gewiß gönnen.

Dieſe weiten Grabgefilde vom Frühlingsmond beſchienen! Dazu die Muſik der Karnevalsnarren und er in ſeinem Faſchingskoſtüm, mit Ollaub bekränzt, zum erſten Male wieder an ſeiner Mutter Grab, auf der Erde ſtehend, in deren ſchwarzen Schollen vielleicht ſchon nach wenigen Tagen auch er ruhte:

R. I. P. . . . ‚Requiescat in pace!‘

Darüber nichts weiter als:

Richards Junge.

Dieſe zwei Worte würden die ſchönſten ſein, die ihm einſtmals nach ſeinem Tode auf ſeinem Grabe nachgerufen werden konnten: ſchöner als die feierlichſte Grabrede. Denn daß er in ſeinem Leben kurze Zeit ‚Richards Junge‘ geweſen, war von ſeinem Leben das beſte.

Und ſeine Kunſt?

Er ſelbſt wollte Ikarus ſein: Hinauf zur Sonne! Empor! Hoch über allem! . . . Er hatte ſich die Fittiche noch nicht einmal umgebunden, dieſe noch nicht einmal ſich geſchmiedet, und er wollte ſchon aus den himmliſchen Höhen ſeiner Wünſche und Hoffnungen hinabſtürzen in ſein offenes

Grab? Sterben wollte er, ohne überhaupt jemals gelebt zu haben? ... Er, der das Leben an seine durstigen Lippen setzen wollte gleich einem überschäumenden Kelch, um daraus zu trinken, zu schlürfen, um des Lebens voll zu werden! Und er sollte ein solch trostloses Ende finden? Ihn fror.

Um nicht länger solchen Betrachtungen nachhängen zu müssen, schickte er sich zum Gehen an.

„Lebe wohl, Mutter ... Mutter, auf Wiedersehen!"

Es laut sagend, fühlte er: wie es seines Lebens größtes Glück gewesen war, Richards Junge geworden zu sein, so war die größte Leidenschaft seines Lebens die Liebe zu seiner Mutter. Und an ihrem Grabe fühlte der Jüngling: wie er niemals in seinem Leben ein besserer Mensch sein konnte, als er jetzt als Richards Junge war, so würde er — sollte er das Leben behalten — niemals eine so gewaltige und zugleich so heilige Liebe empfinden können, wie er für seine Mutter empfunden hatte. Und sollte er einstmals voller Sünde und Schuld sein — die Liebe zu seiner Mutter, die ihn zuletzt von sich gestoßen, die ihn vor ihrem Tode fast gehaßt hatte: seine Sohnesliebe würde ihn rein waschen von aller Sünde und Schuld.

Er verließ den Kirchhof. Wie theatralisch, wie widerwärtig erschien er sich jetzt in seinem feierlichen Gewand. Und in diesem Karnevalskostüm hatte er seiner Mutter Grab besucht! Er faßte nach seinem Kopf, riß den Kranz herab, schleuderte ihn weit von sich. Das erste freie Fuhrwerk, dem er begegnete, rief er an, ließ sich nach Hause fahren, stieg leise die Treppe hinauf, sah in Sor Riccardos Arbeitszimmer noch Licht, ging hinein.

Überrascht schaute der Gelehrte von seiner Arbeit auf: „Schon wieder zurück? Es ist ja erst zwei Uhr vorbei. Unterhieltest Du Dich nicht gut? Das tut mir leid; denn Du freutest Dich so darauf. Wo ließest Du Deinen Kranz?"

Er stand auf, ging zu Marco, der in plötzlicher Erschöpfung auf einen Stuhl sank, und strich ihm über das ungeschmückte Haupt mit jener leisen Berührung, die etwas

ſo Zartes hatte, wie leiſe liebkoſende Mutterhände. Aber der junge Mann zuckte bei der ſanften Berührung ſchmerzlich zuſammen.

„Erzähle! Es war gewiß ſchön? Schön muß es geweſen ſein! Du ließeſt Dir doch nicht durch irgend etwas die gute Laune verderben? Dir geſchieht das oft. Mein Junge iſt eben ein Prinz ... Was hat Hoheit wieder verdroſſen? Daß Hochderſelbe unter all den Fürſten und Herzögen nur — Richards Junge war?“

Mit Aufbietung ſeiner ganzen Selbſtbeherrſchung gab Marco dem Freunde recht: „Du kennſt mich zu gut; Dich kann ich nicht täuſchen. Anfangs war alles wundervoll, herrlich. Frauen waren dort — ich ſage Dir: Frauen! Daß es ſolche Frauenherrlichkeit auf Erden gibt! Ich habe mit ihnen getanzt: Dein Junge mit dieſen Göttinnen! Es kam denn auch über mich wie ein Rauſch. Aber plötzlich —“

„Plötzlich war Dir die ganze Herrlichkeit zum Überdruß? Du machſt mir Kummer, lieber Sohn.“

„Das iſt nun einmal ſo. Hätteſt Dir einen anderen Jungen ſuchen ſollen: nicht einen ſolchen, wie ich bin, der noch einmal Dein Unglück ſein wird. Jetzt mußt Du's tragen. Ich kann Dir nicht helfen, will auch gar nicht.“

Er ſtieß die Worte haſtig hervor, wie im Trotz, wie im Zorn; ſtarrte vor ſich hin, mit jenem leeren Blick, der ſeinem ſchönen Geſicht etwas Lebloſes gab.

In ſeiner Erregung merkte Sor Riccardo die Wandlung der geliebten Züge gar nicht. Er rief triumphierend: „Wenn ich aber keinen anderen Jungen haben will? Wenn Du für mich gerade der rechte biſt? Als ob irgend ein anderer Junge auf der Welt *mein* Junge hätte werden können? Hat etwa ein anderer ſolche Stimme, ſolches Lachen, ſolches Geſicht, ſolchen Jugendglanz? Du brauchſt mir alſo gar nichts zu ‚helfen‘ ... Aber biſt Du nicht müde?“

„Wovon ſollte ich müde ſein? Ich will nicht ſchlafen.“

„Dann brau' ich uns einen Kaffee. Er ſoll ſo gut

werden, als ob Paoluccia ſelbſt ihn gemacht hätte. Wir ſchlürfen Mokka, bleiben noch eine Weile beiſammen, ſchwatzen. Es wird wundervoll behaglich ſein."

„Ja! Ich will bei Dir bleiben, ſolange ich bei Dir bleiben kann. Bei Dir iſt der Menſch gut aufgehoben, iſt er in Sicherheit. An den Menſchen, den Du liebſt und der Dir gehört, läſſeſt Du nichts heran: nicht Unglück und Gefahr; nichts Häßliches, Schmutziges und Schlechtes."

„Was hat das Schlechte und Häßliche mit Dir zu tun?"

Marco überhörte die Frage und rief in ſeiner knabenhaft übermütigen Art: „Ich lege mich faulenzend auf den Diwan, Du machſt alsdann Paoluccia Konkurrenz, und zu Deinem ſchwarzen Zaubertrank gebe ich meine Phantaſien zum beſten."

Aber der Profeſſor rief heftig: „Du ſollſt nicht reden, als ob an Dich etwas Häßliches und Schlechtes herankommen könnte!"

„Wenn es doch da iſt ..."

„Wo?"

„Auf der ganzen Welt: die ganze Welt iſt voll davon. Es iſt eine häßliche Welt."

„Dreimal: nein, nein, nein!"

„Dreimal: ja, ja, ja! Und aus der häßlichen Welt kommt es in unſere Seelen gekrochen, in unſer Hirn. Nicht das Schöne und Gute ſehen wir ſiegen im Leben, ſondern das Häßliche und Schlechte. Das Schöne und Gute muß unterliegen, wird mit Füßen getreten, wird zermalmt. Und von Reue keine Spur! Das Häßliche und Schlechte ſind die ſataniſchen Luſtmörder des Schönen und Guten. Übrigens: ſollte ich am Leben bleiben ... Du brauchſt Dich nicht gleich zu entſetzen. Ich ſagte Dir ja, daß ich Neigung zum Phantaſieren verſpüre. Alſo — bleiben wir noch eine Weile auf dieſer Erde beiſammen, ſo ſoll es anders mit mir werden, beſſer. Dann hört das widerwärtige Faulenzen auf, und ich beginne zu arbeiten, zu ſchaffen: endlich und in allem Ernſt. Ich

mache meinen Ikarus in Lebensgröße ... Was ſagſt Du dazu?"

Gleich glänzte des Profeſſors Geſicht, wurde es ſo freudeſtrahlend, als ob der Ikarus ſeines Jungen bereits in Lebensgröße vor ihm ſtünde.

„Herrlich! Wie wird Minardi ſich freuen! Dein Ikarus war ja das erſte, was er von Dir ſah, was auch ihn an Dich glauben ließ."

„Minardi ... Weißt Du, daß Minardi verliebt iſt?"

„Verliebt? Minardi? Das iſt ja ... Das iſt ja ganz unmöglich!"

„Der Prometheus verliebt wie ein achtzehnjähriger Knabe, alſo ganz toll verliebt."

„Verliebt iſt wohl nicht das richtige Wort? Ariſtide Minardi wird lieben."

„Du fragſt nicht wen?"

„Ariſtide Minardi liebt ſeine Arbeit, ſeine Kunſt. Weißt Du nicht, daß, wer mit Leib und Seele einer Göttin gehört, mit Irdiſchem nichts gemein hat? Nichts mit Frauenliebe!"

Marco lachte auf, ſo hell und grell, daß Richard Hille erſchrak. Noch nie hatte er ſeinen Jungen ſo lachen hören: ihn, deſſen Lachen ſo jubelnd wie die Jugend ſelbſt klang. Richard Hille kannte nichts ſo Strahlendes wie ſeines Jungen Lachen. Und dieſes Mal ... Es war ein häßliches, ein ſchlechtes Lachen geweſen. Und häßlich und ſchlecht war der Ton, in dem Marco jetzt bemerkte: „Was wohl Tante Dora zu Minardis Liebe ſagen würde? Und erſt Paoluccia!"

Noch kämpfend mit dem Schmerz, den ihm Marcos ungutes Lachen verurſachte, erkundigte ſich der Gelehrte erſtaunt:

„Was hat Deine tolle Phantaſie mit den beiden Frauen zu ſchaffen?"

„Verſtehſt Du mich noch immer nicht?"

„Lella!"

„Endlich fängſt Du an zu begreifen!"

„Du meinſt doch nicht etwa, daß Ariſtide Minardi ...“

„Ja, ich meine: Prometheus und Pſyche! Aber ich gönne dem Halbgott die kleine Hexe nicht — ſollte ich nämlich am Leben bleiben.“

Marco ſprang in die Höhe. Er freute ſich, etwas gefunden zu haben, was Sor Riccardo ſeine Bläſſe und Erregung erklären konnte ... Minardi und Lella — was kümmerte ihn der große Bildhauer und das hübſche Geſchöpf? Übrigens glaubte er bemerkt zu haben, daß Lellas liebliche Jugend auf den verdüſterten einſamen Künſtler in der Tat ſtarken Eindruck gemacht hatte. Dieſe Beobachtung gab ihm für ſeine Phantaſie das Thema.

Während er noch fabulierte, merkte er zu ſeinem Erſtaunen, daß er von ſeiner eigenen Erfindung gepackt wurde: Minardi und Lella ein Liebespaar! Das Nymphlein nicht den Adonis von der Via Raſella liebend, ſondern dieſem den kämpfenden Titanen vorziehend ... Wahr und wahrhaftig: er wurde eiferſüchtig auf den frauenfeindlichen Künſtler! Wurde es in der Nacht, die vielleicht ſeine letzte war.

Das Waſſer auf der Spiritusflamme begann zu kochen und zu brodeln. Es lief über. Richard Hille ließ es überlaufen. Die Phantaſie Marcos, zuſammen mit deſſen böſem Lachen, beunruhigte ihn bis zur Verſtörung. Es war nun einmal ſeine beſondere Eigenſchaft, alles, was ihm geſagt wurde, zu glauben. Auch das Unglaubliche. Erzählte man einem Kinde: die Sterne wären goldene Blumen, welche die Engel pflückten, um daraus Sträuße für das Jeſuskindlein zu binden, ſo glaubte das Kind das liebliche Märchen. Eine derartig einfältig gläubige Kinderſeele beſaß der alte Gelehrte. Aber er glaubte nur das Gute, Schöne, Leuchtende. Hatte es doch lange Zeit gedauert, bis er die falſchen Rechnungen der weißen Nachtjacke erkannt und den ſittlichen Abgrund, den dieſes Kleidungsſtück zudeckte. Und ſelbſt nach der Erkenntnis hatte er noch immer heimlich gehofft, er täte ſeiner großartigen

Römerin unrecht. Was mußte er jetzt erkennen: ſein Junge war eiferſüchtig auf Minardi! Wenn Marco eiferſüchtig war, ſo mußte er ... Sein Junge und Tante Doras Lellakind! Das wäre — das könnte — Glück und Segen könnte es ſein! Glück und Segen für die zwei Jungen und die zwei Alten ... Marco verliebt, verlobt, verheiratet ...

Eigentümlich, daß ſich der Profeſſor nur das erſte vorſtellen konnte: nur verliebt vermochte er ſich ſeinen Jungen zu denken. Aber nur ein l i e b e n d e r Mann durfte Tante Doras holdſeliges Pflegetöchterlein als glückliche Gattin heimführen. Wie aber, wenn Lella ſeinen Jungen ... Unſinn — ſie war ja noch ein Kind! Er ließ ſich wahrhaftig von Marcos Delirium anſtecken. Es war höchſte Zeit, zur Beſinnung zu kommen und den Kaffee zu brauen. Dabei wollten ſie dann plaudern, nicht phantaſieren.

„Du ſagteſt mir noch immer nicht, weshalb Du aus der Argentina ſo früh zurückkamſt?“

„Richtig, weshalb eigentlich? Und das ſo plötzlich, inmitten all der Luſtbarkeit... Plötzlich kam mir zum Bewußtſein, daß ich in die illuſtre Geſellſchaft gar nicht hineingehörte, daß ich ein Eindringling wäre, daß ich mit dieſen Damen und Herren nichts gemein hätte, daß meine vornehme Tänzerin, wenn ſie gewußt ... Die Bicetta hätte ebenſogut dabei ſein dürfen wie ich ... Jetzt rede ich wieder Unſinn! Dein Kaffee iſt ja Extrakt! Ich werde dieſe Nacht kein Auge zutun können. Du mußt mich bis zum Morgen aushalten, bis in den hellen Tag hinein. Denn ich will bei Dir bleiben.“

Der Buoniſſimo hatte von allem, was Marco hervorbrachte, nur den Namen des jungen Weibes gehört, deſſen ſchillerndes Bildnis ihm wie ein böſer Dämon vor der Seele ſtand.

„Du ſollſt den Namen nicht nennen! Auch nicht denken. Jenes Geſchöpf unter den Damen der erſten Geſellſchaft ... Warum lachſt Du? Du ſollſt nicht ſo lachen! So häßlich, ſo —“

„Die Bicetta in der Argentina ... Was für Augen die ‚ersten Damen der Gesellschaft' gemacht hätten, wenn die Bicetta plötzlich mitten unter sie getreten wäre: die Bicetta mit dem strohgelben Haar und den blutroten Lippen im weißen Gesicht. Jede dieser Herzoginnen und Prinzessinnen würde gewußt haben: ‚Das ist eine von jenen, derentwillen unsere Männer uns verlassen; derentwillen sie u n s zu treulosen Frauen machen; derentwillen sie zu Narren, Verbrechern, Selbstmördern werden!' Und — ich begreife das ... Jawohl, ja! Ich verstehe, daß ein Mann durch solches Weib zum Ehrlosen und zum Schuft gemacht werden kann, zum —"

Marco verstummte. Sein grauhaariger Freund stand vor ihm, bleich, zitternd, mit verstörtem Gesicht.

„Du sahst die Bicetta?"

„Nein. Soll ich's beschwören?"

„Du weißt, daß ich Dir glaube. Eines ist unmöglich."

„Was ist das?"

„Daß Du mich jemals belügst."

„Es wäre gemein, nicht wahr? ... Siehst Du, wie recht ich habe."

„Recht, worin?"

„Daß Du von Rechts wegen einen Jungen haben müßtest, für den es keine Bicetten gibt; einen Jungen ohne nachtdunkle Stunden und Finsternis in der Seele. Weiß der Himmel — Richard Hille, Du hättest es verdient."

Marco sprach mit tiefer Bewegung, dieses Mal wirklich fühlend, was er sagte. Eigentlich wollte er niemals etwas aussprechen, was er nicht zugleich empfand. Eigentlich haßte er alles Unwahre, fand er nichts so gemein wie die Lüge. Und trotzdem ... Plötzlich sagte er etwas, was zu denken oder gar zu empfinden ihm gar nicht in den Sinn kam; etwas, was zu denken und zu empfinden er gar nicht im stande war. Trotzdem mußte er es sagen! Er erkannte sofort das Unwahre, verachtete sich deshalb, fand sich selbst schändlich und schlecht. Die Lüge tönte

jedoch ſo ſchön. Und wenn er ſie mit ſeinem hellen Lachen, ſeinen leuchtenden Blicken ſagte, ſo beglückte er die Menſchen damit. Seine lächelnde und leuchtende Lüge beglückte ſeinen ſeelenguten Sor Riccardo, beglückte die alte ehrliche Tante Dora. Sogar Paoluccia verfiel dem Zauber, der von ihm ausging. Er brauchte nur zu wollen und — ‚man mußte ihn lieben!‘ ... Früher hatte er das nicht gewußt, hatte er ſeine ihm über die Gemüter verliehene Macht nicht gekannt, alſo nicht benutzt. Früher war er ein beſſerer Menſch geweſen. Dieſes denkend, entſetzte er ſich. Wenn das Gedachte wahr ſein ſollte, ſo wäre der Sohn des Advokaten Luigi Lippi ein beſſerer Menſch geweſen als ‚Richards‘ Junge‘. Wenn das wahr ſein ſollte, ſo ... So hätte ihn die rettende Liebe des Guten anſtatt beſſer — ſchlechter gemacht.

Konnte tiefſte Menſchengüte und höchſte Selbſtloſigkeit ſo ſchädlich, ſo ſchändlich wirken? Konnte ſie fluchen, ſtatt zu ſegnen?

Wenn das möglich ſein ſollte, ſo — wäre es auch möglich, daß Richards Junge der Bicetta willen aus dem Leben mußte.

XV

„Lebe wohl, Sor Riccardo!“

„Du willſt ausgehen?“

„Es iſt die höchſte Zeit.“

„Du ſchliefſt die Nacht keine Stunde, mußt alſo zum Umſinken matt ſein, kannſt heute unmöglich arbeiten.“

„Ich will Minardi beſuchen.“

„Das iſt recht. Du warſt ja wohl noch niemals bei ihm? Dich wird er in ſein Mauſoleum einlaſſen. Es wird für Dich ein großer Augenblick ſein.“

„Welcher Idealiſt Du doch biſt! ‚Ein großer Augenblick ...‘ Nur Du kannſt ſo etwas denken und ſagen.“

„Das wäre ſchlimm.“

„Alſo, noch einmal: lebe wohl. Grüße das Nymphlein von mir. Es wäre ein rechtes Hexlein — ließ' ich ihm ſagen.“

„Ach, Marco, welchen Unſinn ſchwatzteſt Du die Nacht zuſammen!“

„Daran trug Dein Mokka ſchuld. Er war ſo mächtig, daß er mir zu Kopf ſtieg.“

„Du wirſt heute mittag pünktlich ſein? Bitte, ſei es.“

Sor Riccardo mußte Marco ſeine Bitte nachrufen, die Treppe hinunter. Plötzlich war dieſer zum Zimmer hinaus, nachdem er den Alten in ſeine Arme geriſſen, an ſeine Bruſt gedrückt und ihm mit einem langen leuchtenden Blick in die Augen geſchaut hatte; vielmehr in die Brillengläſer, die Sor Riccardo ſogleich abnehmen und heftig putzen mußte. Der jähe Gefühlsausbruch ſeines Jungen hatte ihn halb erſchreckt, halb beglückt und ſehr gerührt. Gab es wohl einen zweiten ſo ſonderbaren Menſchen? Geſtern das ſchrille häßliche Lachen und heute dieſer Glanz in ſeinen Augen und auf ſeinem Geſicht!

Inzwiſchen hatte Marco es eilig, in die Via Pontefici und zum Mauſoleum des Auguſtus zu kommen. Trotzdem hatte er heute Augen für alles, heute Dinge ſehend, die ihm früher nie aufgefallen waren. Dabei war es ein Märzmorgen, wie — um mit Tante Dora und Sor Riccardo zu reden — auf der ganzen Welt nur in Rom möglich war; denn nur in Rom gab es ſolchen Sonnenſchein und Frühlingsglanz; nur in Rom ſolches feſtliches, dithyrambiſch gehobenes Daſeinsgefühl: „Leben! Leben!“ Selbſt der wüſte Straßenlärm, das Geſchrei der umherziehenden Verkäufer, das Drängen und Haſten von Römern und Fremden beſaß heute für den jungen Mann etwas Freudiges; denn es war: „Leben! Leben!“ Er, der ſo jung ſterben wollte, hatte bis zu dieſem Morgen gar nicht gewußt, daß er mit allen Faſern am Daſein hing.

Er ging durch die Via Siſtina, einige ſabiniſche Modelle einholend, welche ſich in die Villa Medici zu den Franzoſen begaben, ein bunt aufgeputztes braunes Völklein, harmlos und heiter. Die Herren aus Frankreich, die in dem Gartenpalaſt der Mediceer gleich Königen lebten, hatten die Schönſten für ſich ſozuſagen in Lohn und Brot genommen. Aber von den reich zahlenden Franzoſen fort wäre die Allerſchönſte ohne weiteres zu Marco übergegangen, der allen bekannt war. Die hübſchen Mädchen begrüßten den Jüngling mit der dieſen Naturkindern eigenen Anmut, ihn einladend, heute nachmittag auf die ſpaniſche Treppe zu kommen, um mit ihnen den Saltarello zu tanzen: es ſei heute der ‚letzte Tag‘.

Der letzte Tag!

Heute abend die ‚moccoli‘; morgen — Aſchermittwoch.

Zu Aſche ward eben alles ...

„Kommen Sie und tanzen mit uns!“

„Da heute der letzte Tag iſt, ſo komm' ich.“

Er eilte lachend an den Lebenden vorüber, ſich als Sterbenden fühlend. Denn immer feſter ſtand es bei ihm, daß der Herzog ihn im Zweikampf töten würde: ‚der Bicetta willen‘!

Sie aber lebte weiter, weiter Unheil wirkend, weiter Seelen vergiftend, weiter moraliſchen Totſchlag verübend, weiter Ehrloſe und Unglückliche, Mörder und Selbſtmörder machend.

Bevor er den Piſtolen oder dem Degen des Herzogs ſich ſtellte, hätte er zur Bicetta gehen und — von ihr noch einmal ſich küſſen laſſen ſollen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die ſpaniſche Treppe ſtieg er hinunter. Sie erhob ſich im Morgenſonnenglanz aus einem Blumenhügel von Anemonen und Iris, Roſen und Nelken, Tazetten und Heliotrop. Und welche Veilchenmaſſen! Ein Veilchenfrühling, hoch aufgehäuft: Veilchen von Tusculum! Marco kaufte einen Strauß, drückte ſein Geſicht hinein, ſog den Wohlgeruch mit einem tiefen Atemzuge ein und warf die Blumen fort.

Jetzt durch die Via Condotti; dann rechts den Korſo hinunter, in dem für die letzten Faſchingstage Fenſter und Balkons beſonders prunkvoll geſchmückt waren, goldgelber Sand geſtreut wurde und bereits am Vormittag einzelne Masken ſchwärmten: beim Scheine des Lenzmorgens recht armſelige Narren, die ſich mittels ihrer Schellenkappen einige Stunden über ihr vielleicht noch traurigeres Leben hinweglügen wollten. Marco war froh, als er in die ſtille Gaſſe einbog, darin, in hohe düſtere Häuſer eingebaut, mit bloßgelegten antiken Fundamenten, Mauern und Wölbungen, das Grabmal des großen und glücklichen Kaiſers lag, gegenwärtig die Werkſtätte eines großen und unglücklichen Künſtlers.

Dem cyklopiſchen Gehilfen, der jedem den Eintritt zu ſeinem Herrn verwehrte, ſich keclich als Schüler des Meiſters vorſtellend, erzwang Marco, daß er Minardi gemeldet wurde: er müſſe ihn in einer dringenden Angelegenheit ſprechen!

Er wurde angenommen.

Ein wirklicher Zirkus! Gleich einer gewaltigen kreis-

runden Bretterbude, bis hoch hinauf Bogen und Sitzreihen; der ganze Raum teils ausgemalt, teils tapeziert, in echt römischem Geschmack widersinnig bunt, so unkünstlerisch und häßlich wie möglich. Und in dieser theatralischen Umgebung das Reiterstandbild des königlichen Savoyarden, dem die Krone des geeinigten Italiens auf das Haupt gesetzt worden war.

Trotz seiner Erregung hatte Marco bei seinem Eintritt nur Sinn und Auge für die Statue: des Meisters letzter Entwurf! Mitten in der Arena, an der Stelle, wo der Sarkophag des Augustus gestanden hatte, wo der Leichnam des letzten Volkstribunen verbrannt worden war, inmitten des vergilbten, abfallenden, kläglichen Aufputzes der kolossale Abguß in der unbarmherzigen Weiße des Gipses.

Wie ein Titan hielt der Viktor Emanuel des Aristide Minardi triumphierenden Einzug in seine Hauptstadt: ein von den Toten erstandener Imperator des alten Römerreichs! Denn der Künstler hatte in seinem ersten König von Italien den Kolossalgedanken des römischen Imperiums wieder aufleben lassen.

Minardis letzter in dem Grabmal des Augustus entstandener Viktor Emanuel war nicht der ‚Re Galantuomo', sondern ein Völkerunterwerfer, ein Weltbeherrscher, ein — Kaiser Augustus!

Während Marco schweigend vor dem Werke stand, mußte er denken: ‚Nie und nimmer wird dieser Entwurf für das Nationaldenkmal ausgeführt! Er ist zu groß, zu gewaltig, zu imperatorisch. Er wird abgelehnt. Dieser letzte Entwurf Aristide Minardis wird sein allerletzter sein; denn die Ablehnung seines Werkes ist des Künstlers Todesurteil, vom römischen Senat unterzeichnet.'

Wie kühl der Jüngling das Furchtbare dachte. Was war's nur mit ihm? Zu welcher Gattung von Mensch gehörte er eigentlich? Anstatt bis ins Innerste erschüttert zu sein, blieb er durchaus gelassen, fast gleichgültig. War er denn selbst ein Künstler? ... Wäre er es, so hätte die Tragik eines derartigen Künstlergeschicks seine

Seele wie mit Geierkrallen packen müssen. Dabei fühlte er die ganze Bedeutung des bereits jetzt einem sicheren Untergange geweihten Werkes: in Marmor oder Erz ausgeführt, würde es in dem neuen Italien an monumentaler Größe nicht seinesgleichen haben! Trotzdem konnte er bei dem Gedanken an das Schicksal des Meisterwerks kühl bis ans Herz bleiben? Und das in Gegenwart des Künstlers, für den sein Reiterstandbild nicht unsterblichen Ruhm — daran dachte dieser Mann nicht —, wohl aber Sein oder Nichtsein seines unsterblichen Schöpfergeistes bedeutete. Sich selbst beobachtend und sich selbst erkennend, reflektierte Marco: ‚Ich bin und bleibe meines Vaters Sohn: ein Mensch, der nie und nimmer ‚Richards Junge' wird. Damals wollte ich meiner Mutter willen in den Tod gehen, und jetzt geschieht es vielleicht der Bicetta willen. Wie ich nun einmal bin und bleibe, wäre das für mich auch jetzt noch das beste. Nur noch einmal küssen hätte sie mich vorher müssen!'

Seltsam, daß diese Vorstellung sich seiner immer leidenschaftlicher bemächtigte. Hatte er sie nicht gestern in der Ballnacht mit Widerwillen von sich gestoßen, als sie ihn auf der Straße umfassen wollte? Konnte der Mensch Abscheu und Sehnsucht zugleich fühlen? Sehnsucht wonach? Lag die seine im Wesen des Mannes überhaupt begründet oder war nur er so unedel geartet? ... Auch diese Gedankenfolge vor dem Abguß von Minardis großem Werke!

Erst nach einiger Zeit sprach der Künstler den jungen Mann an. Er tat es, von Marco abgewendet, die Worte hastig hervorstoßend, jedes Wort gleichsam sich abringend: „Sagen Sie mir nichts darüber! Ich sehe, Sie verstehen mich. Das freut mich. Aber darüber sprechen hören kann ich nicht. Es wird früh genug geschehen, daß ich's hören muß. Und dann welches Geschwätz! Das wird eine bittere Stunde werden."

Marco antwortete nicht; er dachte: ‚Deine Sterbestunde.'

Jetzt wandte sich Minardi seinem Besuche zu. Miene und Stimme waren verwandelt, als er sich erkundigte: „Was führt Sie zu mir? Es muß etwas Ernstliches sein, da Sie sich sonst nicht in die Höhle des Löwen wagen würden. Mit den guten alten Leuten ist doch nichts vorgefallen? Das sind Kinderseelen, also reine und gute Menschen, die nicht in unsere Welt gehören. So wenig wie ich, obgleich ich kein guter und reiner Mensch bin: kein solch altes graues Kind ... Da rede ich von mir selbst und kann es doch nicht ausstehen. Sprechen wir von Ihnen! Sie passen in unsere Welt, in unsere Zeit, unsere Menschheit. Sie sind der rechte Mann dafür! Das soll keine Beleidigung sein. Eher Neid... Entschuldigen Sie. Ihr Besuch hat mich etwas erregt. Ich sehe hier, wie Sie wissen, niemand ... Dem holden Kinde ist doch nichts geschehen?“

Da war es heraus! Trotz seiner Verstörung mußte Marco ein Lächeln unterdrücken. Also hatte er recht beobachtet, und die Wirklichkeit kam seiner nächtlichen Phantasie nahe. Was würden die zu Hause dazu sagen? In möglichst leichtem Tone erwiderte er dem Erregten: „Sie meinen Lella? Paoluccias Töchterlein ist durchaus nichts geschehen.“

„Ich glaubte wahrhaftig. Sie erschienen mir sonderbar. Umso besser, wenn etwas anderes Sie zu mir führt ... Das ist ein wonniges Wesen! Alle guten Geister des Lebens wollen es in ihren Schutz nehmen. Grüßen Sie die guten Leute von mir und sagen Sie ihnen, daß jener Abend neulich... Es war für mich etwas ganz Ungewohntes. Sie können das nicht verstehen: jung und glücklich wie Sie sind, geliebt wie Sie werden. Solche Familie zu haben ist Lebensreichtum. Mehr als das: es ist ein Talisman gegen das Schlechte im Leben.“

„Für mich ist es überdies eine Wahlfamilie.“

„Sie wählten weise.“

„O ja ... Verehrter Meister —“

„Nennen Sie mich nicht so!“

„Also einfach: Aristide Minardi, Sie müssen mir helfen!"

„Worin? Sind Sie verliebt? In die kleine Lella? Und ich soll Ihnen helfen? Ich!"

Wiederum hatte er sich abgewendet und so erregt gesprochen, daß es dieses Mal Betroffenheit war, was Marco stumm machte. Auch Minardi schwieg.

Nach einer langen Weile sagte er einfach: „Verfügen Sie über mich." Er sah dem jungen Manne ins Gesicht, die wenigen Worte vollkommen ruhig und mit einem gütigen Lächeln sprechend.

Eigentlich hätte Marco davon ergriffen sein müssen. Er entgegnete jedoch nur: „Regen Sie sich deswegen nicht auf: nicht wegen der kleinen Lella und meiner Wenigkeit, diese in Zusammenhang mit dem Herlein gebracht. Denn ein solches ist Paoluccias Töchterchen."

Seine Augen auf sein Werk gerichtet, sagte der Künstler leise und wie zu sich selber redend: „Es geht ein Zauber aus von dem Kinde: der Zauber des Unberührten, des Unberührbaren. Glücklich der Mann, der dieses Kindes Schützer und Hüter sein darf. Er würde die Krone des Lebens empfangen." Sich gewaltsam zusammennehmend, von neuem mit seinem stillen Blick und wehmütigen Lächeln zu Marco: „Übrigens wäre es nur natürlich, wenn Sie und das liebe Mädchen... Denn zwei so junge schöne Menschenkinder! Ich würde sie Ihnen gönnen. Aber nur dann, wenn Sie reines Herzens sind. Hören Sie wohl? Nur dann!"

Gleich bei den ersten Worten Minardis hatte Marco gelächelt. Das tat er noch immer. Aber er hatte dabei seinen leeren Blick, der seinem schönen Gesicht solchen steinernen Ausdruck gab. Während er dem Künstler lächelnd zuhörte, regte sich in ihm etwas Feindseliges gegen diesen Mann, der solche ernsten Worte in so starker und zugleich so schlichter Weise zu ihm sprach. Dabei merkte er Minardi den Kampf und die Qual an, die es ihn kostete, auszusprechen, daß er einem anderen Manne jene ‚Lebenskrone' gönne.

Da standen sie nun und sprachen von Dingen, die

Marco kaum etwas angingen, wo es ſich doch für ihn um Leben und Tod handelte. Mochte Ariſtide Minardi die Lebenskrone empfangen! Er wäre mit den Roſen des Lebens zufrieden geweſen: mit den roten, glühenden, berauſchend duftenden...

„Hören Sie, Herr Minardi! Ich muß mich ſchießen. Verſtehen Sie: ich muß. Und ich habe niemand. Wenigſtens niemand, auf den ich etwas gebe, der mir in der Sache helfen kann. Denn meinem guten Sor Riccardo würde bei der bloßen Vorſtellung: ſeinem Jungen könnte in einem Zweikampf ein Unglück geſchehen, das Herz brechen."

Für Marco war der Tag, der ſein letzter ſein konnte, ein Tag der Erkenntnis. Noch geſtern nacht hatte er bei dem Gedanken an den guten Alten — falls ihm etwas Menſchliches geſchehen ſollte — ſein Herz ſchmerzlich pochen fühlen; zu Minardi von dieſer Möglichkeit ſprechend, blieb er für das Unglück Richard Hilles ſo unempfindlich, wie vorhin bei der Betrachtung von dem Schickſal des Künſtlers. Minardis Geſicht nahm bei Marcos Mitteilung plötzlich den Ausdruck abweiſender Strenge an: „Erzählen Sie den Hergang. Möglichſt kurz."

Marco erzählte. Er ſchilderte die Sache wie eine Theaterſzene, in der er die Heldenrolle agierte. Er ſpielte das Erlebnis der letzten Nacht, und er ſpielte prachtvoll, des Zuhörers Beifall erwartend.

Dieſer blieb jedoch aus.

„Und deshalb wollen Sie ſich mit dem Herrn duellieren?"

„Deshalb muß ich mich jetzt mit dem Herzog ſchießen oder ſchlagen. Meine Ehre erfordert das."

„Ihre Ehre?"

„Das wiſſen Sie ſelbſt."

„Ich weiß, daß ich von Ehre einen anderen Begriff habe; von Mannesehre ſowohl wie von Künſtlerehre."

Was war das? Ein Hoffnungsſtrahl! Denn wenn das Minardis Auffaſſung von der Sache war... Ein Glück, daß er zu dieſem kam, ſo wenig Sympathie er plötzlich

für ihn fühlte. Wäre er mit der intimen Angelegenheit zu einem seiner eleganten Gesellschaftsbekannten gegangen, so wäre jener seine Herr sicher anderer, ganz anderer Ansicht als der Künstler gewesen. Allerdings sollte Aristide Minardi von umbrischen Bauern abstammen.

Mehr und mehr wurde sich Marco bewußt, daß er sich in der ganzen Affäre durchaus als Kavalier benahm. Er hätte die Beleidigung des Herzogs einfach überhören können. Wenn er die Hand aufs Herz legte und ganz ehrlich sein wollte, so mußte er gestehen, daß der Sohn des Advokaten Luigi Lippi gar nicht so leicht zu beleidigen war — jene Wallung von Empörung hatte ein anderer empfunden: Richard Hilles Junge. Vor Minardi stehend und in dessen plötzlich verfinstertes Gesicht blickend, erkannte Marco heute auch das. Lediglich als Sor Riccardos stolzer und dabei naiver Junge mußte er den vornehmen Beleidiger fordern, über den seines Vaters Sohn nur höhnisch die Achseln gezuckt hätte. Und Marco mußte einsehen, daß ihm seine zweite Seele dieses Mal beinah einen Streich gespielt, der ihm leicht das Leben gekostet hätte. Behielt er es bei dem Abenteuer, so durfte sich Professor Hille bei dem Advokaten Lippi bedanken.

Unwillkürlich aufatmend, fühlte Marco von neuem etwas von der Empfindung dieser Nacht nach seinem Kirchhofsgange; also etwas wie Groll gegen seinen väterlichen Freund, der ihn — ohne sein Wissen und Wollen — beständig in einen Zwiespalt mit seinem eigensten Ich, seinem innersten und wahrsten Menschen brachte. Nicht kavaliermäßig, sondern einfach kindisch hatte er sich in der Argentina benommen, sich geradezu lächerlich gemacht, eine Vorstellung, bei der er die Schamröte in sein Gesicht aufsteigen fühlte; denn es gab nichts so Unwürdiges und Herabsetzendes als Lächerlichkeit! Wirklich ein Glück, daß er sich nicht nur in die Höhle, sondern gleich in den Rachen des Löwen wagte. Ob er nicht — tief im geheimen natürlich — gehofft hatte, Minardi würde für ihn einen Ausweg

finden? Minardis Wort von Künſtlerehre begierig aufgreifend, rief er — und wiederum fühlte er, was er ſagte: „Sie glauben alſo noch immer, daß ein Künſtler in mir ſteckt, trotz meiner Unbeſtändigkeit, Läſſigkeit, Faulheit! Ich ſelbſt bin längſt an mir verzweifelt. Dieſe Nacht gelobte ich mir indeſſen: ‚Kommſt Du glücklich aus der Geſchichte, behältſt Du Dein Leben, ſo . . .‘ Sie werden ſehen, o Sie werden ſehen! Als ich herkam, fühlte ich gar keine Hoffnung, hatte ich mit dem Leben bereits abgeſchloſſen. Ihnen würde ich danken müſſen, wenn ich wieder hoffen darf. . . Eine Schande, daß ich erſt heute zur Erkenntnis komme, welch ein unnützes vergeudetes Leben ich führe, wo mir alles zu einem guten und tüchtigen Leben gegeben ward.“

Ihm traten Tränen aufrichtiger Reue in die Augen.

In ſeiner unfreundlichſten Weiſe, mit ſeinem verdroſſenſten Geſicht erkundigte ſich Minardi: „Wie heißt der Freund des Herzogs, mit dem ich mich beſprechen ſoll?“

Marco nannte Namen und Wohnung.

„Erwarten Sie mich hier.“

Ohne Gruß verließ Minardi ſeine Werkſtatt, den jungen Mann in fiebernder Erregung zurückladſſend.

— — — — — — — — — — — — — —

Er würde nicht ſterben müſſen! Es war ſo ſchön zu atmen! Leben, Leben! Von allen Gütern der Welt war dieſe Göttergabe die köſtlichſte.

Beſonders, wenn man ſo ſelig jung war, ſeine Jugend ſo fühlte. Ach, und dieſe Sehnſucht!

Von glühenden Lebensfluten durchdrungen, daß es wie ein Rauſch über ihn kam, ging er in dem merkwürdigſten Künſtleratelier der Welt ruhelos auf und ab. Er betrachtete von neuem das Monument. Es erſchien ihm immer großartiger, immer bewundernswerter. Aber — es blieb ein Viktor Emanuel, der nicht durch Glück und Tapferkeit Italien vereinigt, ſondern mit dem Schwerte

in der Hand als ein zweiter Alexander sich Welten erobert hatte. Dieses Denkmal ausgeführt, aufgestellt und den anderen Nationen als das Standbild ihres königlichen Heros gezeigt, hätte die Italiener in den Verdacht von Größenwahn bringen müssen. Die italienische Nation konnte dieses gewaltige Monument des geliebten Piemontesen nicht annehmen; denn es entsprach nicht der nationalen Idee, also nicht dem nationalen Bedürfnis — wie es der erste Entwurf des Künstlers voll und glanzvoll getan. Dieser letzte Königsentwurf Minardis war dessen eigenster Königsgedanke; er war jedoch so unpopulär wie nur möglich. Italien wollte nicht einen gekrönten Übermenschen, sondern wollte seinen Viktor Emanuel haben, wie er inmitten seiner dankbaren Römer vom Kapitol herab — von der Stätte des kapitolinischen Jupitertempels nieder — in seine von ihm geschaffene, ihm zujauchzende Hauptstadt einritt.

In seinem neu erwachten und so machtvoll sich äußernten Lebensdrange sehnte sich Marco nach einer guten Empfindung: er sehnte sich, mit Aristide Minardi Mitleid zu fühlen.

War es denn aber so ganz gewiß, daß die große Enttäuschung, die der Künstler erleben mußte, dessen Vernichtung herbeiführen würde? Das war Richard Hilles und Dora Petersens Meinung: die Meinung zweier Idealisten, die zugleich altmodische Leute waren, welche die Welt durch ihre blaue germanische Gefühlsbrille betrachteten und alle Wesen nach sich selbst beurteilten. Richard Hille wäre an dergleichen zu Grunde gegangen, und das durchaus notwendigerweise und naturgemäß; Aristide Minardi war schließlich Romane — Italiener. Und — Aristide Minardi war ein Verliebter!

Seine tolle Verliebtheit — Richard Hille nannte es seine ‚leidenschaftliche Liebe‘ — würde dem Manne helfen, den Schlag zu überwinden. Wenn er am Ende nur das Herzlein bekam: der finstere alternde Riesengeist das huschliche hübsche Nymphlein! Und mit diesem Manne sollte Marco Mitleid empfinden?

Er empfand Eifersucht, Neid: Neid auf das gewaltige Werk, das trotzdem ein verfehltes war. Wenn er etwas so Großes, so Unsterbliches schaffen könnte — Qualen wollte er darum leiden, ein Martyrium erdulden; zu Grunde gehen wollte er daran, umkommen in Verkennung, Jammer, Elend, Not...

Die kleine häßliche Eifersucht auf den Liebenden fühlte der Sohn des Advokaten Luigi Lippi; den großen Neid auf den Künstler und sein Werk empfand Richard Hilles Wahlsohn: Eifersucht zog den Menschen in Abgründe hinab, Neid auf etwas Großes konnte ihn zu Alpengipfeln emporheben.

In der Stimmung, in der sich Marco gerade befand, wirkte die Erkenntnis, daß sein Neid auf Minardi eine edlere Regung sei, wie etwas Erlösendes. Zugleich wie ein gutes Omen: wenn er am Leben blieb, würde in ihm auch der Künstler nicht sterben! Und dieser Lebendige sollte gestalten und schaffen. Zunächst den Ikarus als sein eigenes Ich: gehörte er doch trotz allem dem Stamme der Ikariden an.

Aristide Minardi mit der Botschaft, daß er im Glanze der römischen Sonne bleiben durfte, voll leidenschaftlicher Unruhe zurückerwartend, hielt er, um sich zu zerstreuen und zugleich zu beruhigen, nach anderen Werken oder Entwürfen des Künstlers Umschau. Nichts anderes! Nur alle die verschiedenen Skizzen für das Königsdenkmal: eine ganze Galerie von Viktor Emanuels im Kreise des Amphitheaters auf niedrigen Postamenten aufgestellt, in ihrer fahlen Farbe Grabmalen gleich. Es war ein ganzer Kirchhof von toten Hoffnungen. Sie bildeten die Summe eines Künstlerlebens: Gräber, nichts als Gräber in der großen Kaisergruft!

Von einem Gipsbilde zum anderen schreitend, blieb Marco vor jedem betrachtend stehen: ‚Das alles mag groß sein — groß ist es! Aber es ist traurige Größe. Zugleich Qual. Was mag der Mann gelitten haben! Jeder neue Entwurf eine neue Hoffnung. Von jedem neuen Gedanken

bis zur Ekſtaſe begeiſtert, wie im Delirium die Arbeit beginnend; arbeitend bis zum erſten leiſen Zweifel; arbeitend bis zum letzten Zweifel, der kein Zweifel mehr iſt: der Künſtler glaubt nicht mehr an ſein Werk! Das iſt dann Verzweiflung. Und dieſe iſt der lebendige Tod des Künſtlers im Menſchen... Merkwürdig, wie gut ich das verſtehen kann: gerade als ob ich von mir ſelbſt ſpräche... Ich Ähnlichkeit mit Ariſtide Minardi? Das iſt ja Größenwahn!'

Er wurde von ſeinen Gedanken ſo gepackt, daß er laut zu ſprechen begann. Die einſame Stimme in dem einſtmaligen Mauſoleum klang wie Geſpenſterlaut: „Jede dieſer Skizzen iſt eine Station auf dem Wege zu einem Martyrium. Dort, das letzte Monument, iſt Ariſtide Minardis Golgatha. An ſeinem eigenen Denkmal wird man ihn ans Kreuz ſchlagen. Dann hat er vollbracht."

Erſt jetzt hörte er ſich ſelbſt ſprechen, erſchrak vor dem Klange ſeiner eigenen Stimme, verſtummte, verſank von neuem in Grübeleien: ‚Ähnlichkeit ſollte ich mit dieſem Manne haben? Ich will nicht! Die Kunſt dieſes Mannes iſt eine troſtloſe Kunſt. Kunſt muß glückſelig ſein; denn ſie muß beglücken: die Menſchheit und den Künſtler! Ein Künſtler muß Glanz um ſich verbreiten, muß daher ſelbſt in eitel Sonnenſchein wandeln. Höchſte Daſeinsluſt muß ſein Leben atmen. Was aber iſt höchſte Daſeinsluſt? Schönheit! ... Wenn ich aus dieſem Abenteuer glücklich davonkomme — und ich komme ſicher davon! — ſo will ich nach dieſem Evangelium leben. Das ſchwöre ich, hier vor dem letzten Werke Ariſtide Minardis... Ich bin doch ein ſeltſamer Kauz! Jetzt bin ich bewegt, geradezu ergriffen; jetzt bin ich wieder einmal ‚Richards Junge'... Im Grunde genommen bin ich es gern... Was iſt das nur mit mir?'

Über ſeine Züge flog jenes verklärende Leuchten, das dieſes junge Menſchenantlitz zum erſten Male verſchönt hatte, als Marco Lippi Richards Junge geworden war; und ſeine Augen bekamen einen lebendigen ſeelen-

vollen Blick. Er hatte vollständig vergessen, daß er noch vor ganz kurzem mit dem Leben abgeschlossen, sich als Sohn seines sittlich verseuchten Vaters gefühlt und dem Gelehrten bitter gegrollt hatte, weil dessen Wahlsohn meinte: durch Richard Hille eine zweite Seele empfangen zu haben, die er gar nicht brauchen konnte, gar nicht besitzen wollte; die ihm in den meisten Fällen sogar höchst unangenehm und unbequem war. Denn sie störte ihm allen Genuß — was er Genuß nannte — zog ihn von allen Freuden ab, beunruhigte und quälte ihn.

Aber noch einmal gelobte er laut und feierlich: „Mein Leben soll Schönheit sein!"

— — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich entdeckte er in einem Winkel auf einem Podest etwas in feuchte Tücher Gehülltes: eine neue Arbeit Minardis! Vielleicht hatte der Meister daran noch gearbeitet, als Marco ihm gemeldet wurde. Die Tücher schienen in Eile um den Ton geschlagen und der Podest aus dem vollen Lichte des Zirkus hinter einen Pfeiler gerückt worden zu sein.

Sollte es ein allerneuester — allerletzter Königsentwurf sein?

Marco spähte nach dem Gehilfen, fand sich in dem weiten Raum allein, eilte auf den geheimnisvollen Gegenstand zu, hob vorsichtig, als beginge er ein Sakrileg, die Hülle, erstickte einen Ausruf ... Kein Viktor Emanuel! Eine neue Arbeit!

Ein erstes neues Werk seit vielen Jahren, vielen Werken.

Es war die Skizze zu einer Gruppe von drei Gestalten. Aber bereits in den ersten Umrissen besaßen die Gesichter einen Anflug von Porträtähnlichkeit.

Auf jäh abfallendem Felsengipfel zwei schlanke jugendliche Gestalten: Jüngling und Jungfrau, beide unbekleidet, beide sich nicht bewußt ihrer hüllenlosen Schönheit, die Vollkommenheit war, hellenische Menschenherrlichkeit.

Das Mädchen half dem jungen Manne ein Flügelpaar anlegen. Es waren die Fittiche eines Adlers.

Ein Ikarus also!

Der nach Sonnennähe sich Sehnende sah nicht mehr die Erde, die er hinter sich ließ; sah von der Welt nur den Himmel, zu dem er auf Adlersfittichen emporsteigen wollte — zu dem das reizende Kind dem kühnen Knaben emporhalf, voll heiligster Zuversicht, der Geliebte könnte den Sonnenflug wagen.

Ikarus war Marco, Richard Hilles junger Wahlsohn; die glaubensvoll Hilfreiche war Lella, Paoluccias holdseliges Töchterlein.

Aber die dritte Gestalt!

Ein gealterter Mann, vielleicht der kunstreiche Gehilfe des Dädalus.

Immerhin ein armseliger, mühseliger Knecht, der dem Jüngling das Flügelpaar hatte bilden helfen.

Er stand tiefer als die beiden und schaute zu den jugendschönen Gestalten empor mit einem Ausdruck —

Der Gealterte liebte das reizende Kind; er wußte, daß er dem armen Knaben sterben half und — er ließ es geschehen!

Geschehen ließ Aristide Minardi den Todessturz des Ikariden...

Welche Meisterschaft der Komposition, welche ewige Schönheit der jungen Gestalten! Unsterblichkeit war's.

Marco stand vor dem enthüllten Bildnis und fühlte, wie sein Gesicht sich verzerrte, wie in seiner Seele etwas auflebte, was sie seinem Antlitz gleich machte.

Zugleich mußte er bewundern, verehren. Diese Gruppe würde, ward sie vollendet, Minardis Namen zu dem des größten Bildhauers Italiens machen. Nicht jener großartige Viktor Emanuel war des Meisters Meisterwerk, sondern dieser Ikarus. Sein Lebenswerk war's.

Die italienische Nation konnte den ‚allerletzten' Ent-

wurf des Reiterſtandbildes getroſt verwerfen: Ariſtide Minardi würde ein neues Werk ſchaffen, ein noch herrlicheres.

— — — — — — — — — — — — — —

Marco ſtand noch, betrachtete noch, hörte Minardi zurückkehren, hörte ihn in dem das Mauſoleum umlaufenden Gange mit dem Gehilfen reden. Seine erſte Regung war, die Skizze ſchnell zu umhüllen. Aber er ließ den bereits erhobenen Arm wieder ſinken, trat von dem entſchleierten Geheimnis der Seele Ariſtide Minardis zurück und ging dem Eintretenden langſam entgegen.

In derſelben herben Art, mit welcher der Bildhauer die Mitteilung von Marcos Abenteuer aufnahm, kündigte er dieſem den Erfolg ſeines Ganges an: „Ihre Angelegenheit iſt geordnet. Ich habe Ihnen auszurichten, daß der Herzog ſeine Äußerung über Sie bedauert. Übrigens ſoll der Herr, wie ſein Freund verſichert, die betreffende Dame geſtern Abend zum erſten Male geſehen, ſie zufällig auf der Redoute getroffen haben. Nicht einmal ihren Namen ſoll der Herzog wiſſen."

Marco rief erglühend: „Das iſt von dem Herrn gelogen!"

Der Mann, der von Bauern abſtammen ſollte, bemerkte mit tiefem Ernſt: „Ich glaube, Sie täuſchen ſich. Lumpen können ſolche Herren ſein, Lügner ſind ſie nicht. Weshalb ſollte der Herzog gelogen haben? Um die Bekanntſchaft mit einer Hetäre zu leugnen?"

Leidenſchaftlich entgegnete Marco: „Er muß gelogen haben! Wie käme ſie zu der Toilette, wie überhaupt auf das Feſt? Die Bicetta! Aber Sie wiſſen ja nicht, wer ſie iſt, was ſie iſt. Es iſt für Sie auch nicht notwendig, das zu wiſſen. Ich bin Ihnen großen Dank ſchuldig. Sehen Sie, was ich dankbarer Menſch inzwiſchen tat!"

Er deutete auf die enthüllte Gruppe.

„Das hätten Sie nicht tun ſollen."

Minardi ſagte es ohne die leiſeſte Regung eines Vorwurfs leiſe und traurig. Miene und Ton reizten Marco.

Mit dem Trotz, der bisweilen über ihn kam und der dann dem jungen Menschen etwas Erstarrtes, gleichsam Versteinertes gab, rief er: „Das hätte ich freilich nicht tun sollen. Es war unanständig von mir. Dennoch tat ich's. Ich bereue es nicht, bitte Sie also auch nicht um Verzeihung — obwohl ich Ihnen Großes zu danken habe ... Wissen Sie, was Sie taten: Sie, Aristide Minardi! Sie nahmen mir meinen Ikarusgedanken."

„Demnach hätte ich Sie bestohlen, hätte mir Ihr geistiges Eigentum angeeignet... Das ist allerdings etwas Hinterlistigeres und Schändlicheres, als hätte ich Sie hinterrücks überfallen."

Er machte die Selbstanklage mit unverändert leiser Stimme und traurigem Ausdruck, Marco unverwandt anblickend. Dieser entgegnete:

„Sie brauchen gegen sich harte Ausdrücke. Was soll ich Ihnen sagen? Denn ich verehre, ich bewundere Sie! Aber — Sie sahen damals meinen Ikarus; mein Ikarus gab Ihnen die Idee zu dem Ihren. Und — und die kleine Lella gab sie Ihnen ... Ich wollte jetzt meinen Ikarus schaffen: lebensgroß, in Marmor. Nun ich durch Sie aus der häßlichen Sache herauskam, wollte ich arbeiten, arbeiten. Mein Ikarus sollte meine Hoffnung sein, meine Zukunft. Ich wollte mich selbst in ihm darstellen: meine Sehnsucht nach den Höhen des Lebens, den Sonnenflug meiner Seele. Jetzt sah ich Ihre Skizze: es ist ein Meisterwerk. Was soll ich jetzt tun? Meine Figur aufgeben, meinen Ikarus zerstören. Sie werden daher begreifen ..."

„Ich begreife."

Minardi ging auf seine Gruppe zu, wohin Marco ihm schweigend folgte. Vor seinem Ikarus stehend, sagte der Meister: „Seit zwanzig Jahren das erste, was nicht ein Viktor Emanuel ist. Wie ich dazu kam? Durch Sie! Sie haben also mit Ihrer Anklage recht. Aber — sehen Sie! Sehen Sie den Unglücklichen dort unten, der zu den beiden emporsieht: zu den zwei Glücklichen. Denn das sind sie, obgleich der eine von ihnen

bereits in den nächſten Augenblicken zerſchmettert ſein wird. Jenen Dritten nenne ich einen Unglücklichen, weil er den Jüngling nicht zurückhält zu fliegen, zu ſtürzen. Ein Unglücklicher iſt er, weil er noch immer kein Entſagender iſt. Er liebt. Sehen Sie ihn an! Was hat dieſer Mann mit Liebe zu ſchaffen; mit Glück und allem, was andere Menſchen beſitzen? Längſt hätte er mit allem fertig ſein müſſen. Er war es auch; da plötzlich... Aber Sie ſehen es ja: dort das liebliche Kind! Und es packte den Mann. Ein Gott war's, eine Macht von oben herab. Trotzdem muß er entſagen. Da phantaſiert er ſich dieſe Gruppe zuſammen, damit er es vor ſeinen Augen ſehe: die Jugend, die Schönheit der anderen und ſein eigenes beginnendes Alter, welches den beiden ihre Jugend und Schönheit, ihre Liebe und ihr Glück nicht gönnt... Schaffen Sie Ihren Ikarus! Der meine hat ſeinen Zweck erfüllt; denn er hat meine Seele befreit. Und ſo — Sehen Sie!"

Und mit einem ſtarken Stoß warf Ariſtide Minardi ſeine unſterbliche Schöpfung vom Podeſt herab.

XVI

Richard Hille war glückselig: sein Junge arbeitete! Nicht nur in seinem Atelier, in Villa Strohl-Fern, sondern auch in einem der vielen Aktsäle; war überhaupt seit einiger Zeit, seit jener Faschingsdienstagnacht, sein ‚guter Junge'.

Er stand nicht erst gegen Mittag auf, machte nicht eine volle Stunde Toilette, sondern war bereits um zehn Uhr — was für ihn die erste Frühe bedeutete — in seiner Villa fuori Porta del Popolo, wo im dunklen Lorbeer die Rosen glühten, der Lauruſtinus als weiße Blütenmauer leuchtete und die Nachtigallen endlose Liebeslieder schluchzten. Pünktlich erschien er zum späten Pranzo, so daß Risotto und Makkaroni in Vollendung auf den Tisch kamen, schlürfte im Schoße seiner Wahlfamilie auf Tante Doras Terrasse — sie war wieder ein in hohen Lüften schwebender Semiramisgarten — den köstlich duftenden ‚Schwarzen', stürzte auch nachher nicht sogleich fort, sondern gesellte sich gewöhnlich Sor Riccardo bei, um mit dem alten Hellenen über ‚Antike' und ‚Moderne' zu debattieren. Des weiteren besaß er die Güte — als solche empfand es sein ehrwürdiger Mentor — nach seinem regelmäßig zwei bis drei Stunden währenden fleißigen Aktzeichnen mit den drei Damen in der Abendkühle spazieren zu gehen, was seit Monaten nicht geschehen war. Nur Sora Paoluccia fiel es auf, daß der feine junge Herr bei diesen Ausgängen vermied, sich mit seiner nicht gerade fashionablen Gesellschaft auf dem Pincio oder im Korso zu zeigen, und Wege einschlug, auf denen er sicher war, keinem seiner eleganten Bekannten zu begegnen. Aber Sora Paoluccias Augen sahen andere und wichtigere Dinge, um jener kleinen

Menſchlichkeit des Lieblings der beiden vereinigten Haushaltungen beſondere Beachtung zu ſchenken.

Nach der Cena ging Marco aus, nachdem er noch eine Stunde mit den Freunden verſchwatzt hatte. Er war bei dieſen ſpäten Plaudereien ſo unwiderſtehlich liebenswürdig, ſo ausgelaſſen heiter, daß es in dem kleinen Kreiſe, wenn er gegangen war, ſtill und langweilig wurde, ſo ſehr Tante Dora ſich bemühte, die Lücke auszufüllen und Behaglichkeit zu verbreiten, in welcher Lebenskunſt ſie ebenſo groß war wie im Erzählen. Sie mußte jedoch die Entdeckung machen, daß Sie wirkungsvoller erzählte, wenn der Jüngling zuhörte und ſein ſonniges Lachen durch die Blumen beider Terraſſen tönte. Dieſe Erkenntnis verurſachte der alten Dame große Beſtürzung. Sie klagte dem Freunde: „Er hält alle am Bändel, Ihr Junge! Das iſt ein Unglück für uns und für ihn. Denn es kann für ihn nicht gut ſein, zu wiſſen, daß er mit den Menſchen anfangen darf, was er will — ſelbſtverſtändlich nur mit ſolchen Menſchen, die ihn lieb haben. Er wird noch vielen Unglück bringen, was für einen feinfühligen und edlen Menſchen ſchredlich ſein muß.“

Der Profeſſor rief triumphierend: „Sie geben alſo zu, daß er durch und durch ein edler und feiner Menſch iſt?“

„Ich gebe zu, daß von ihm ein Zauber ausgeht, dem viele verfallen werden: zu ihrem Unheil verfallen. Im übrigen müſſen Sie unerſchütterlich daran glauben, daß er durch und durch ein feiner edler Menſch iſt, ein Adelsmenſch. Sie müſſen ihm Ihren Glauben an ihn ſo ſtark wie nur möglich einflößen; denn Ihr Glaube an ihn muß ihm helfen, der feine und edle Menſch, den Sie in ihm ſehen, zu werden. Sie müſſen ihn dahin bringen, daß er bei allem, was er denkt und tut, die Empfindung hat: Sor Riccardo hält dich für einen Adelsmenſchen; handle alſo danach.“

Voll geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörend, forſchte der Gelehrte ſchüchtern, faſt ängſtlich: „Sie meinen wirklich, daß ihm das helfen könnte? Es wäre herrlich! Herrlich für mich. Sie ſind ſo klug, Sie werden gewiß recht haben.

Übrigens denke ich von ihm nur das Beſte, Edelſte, Adligſte. Wie ſchrecklich für mich, wenn ich das nicht denken dürfte!"

Mit jenem tiefen Ernſt, der wie Strenge erſchien, ſtimmte die alte Dame bei: „Es würde für Sie Vernichtung ſein. Und kein Menſch würde Ihnen helfen können! Weder ich mit aller meiner Freundſchaft, noch Sie ſich ſelbſt. Iſt Ihnen nicht aufgefallen —"

„Sie dürfen nicht ſolche Gedanken haben! Sie begehen damit gegen Marco ein Unrecht."

Tante Dora wiederholte ihren Satz, darin der Profeſſor ſie aufgeregt unterbrochen hatte, mit unveränderter Miene zu Ende ſprechend: „Iſt Ihnen nicht aufgefallen, daß Ihr Junge etwas gegen meine Kleine zu haben ſcheint und daß das Kind darunter leidet? Was kann es nur ſein? ... Sie machen ein Geſicht, als ob Sie's wüßten?"

Aber Richard Hille log: „Nichts weiß ich. Verſtehe auch nicht, was Ihnen an ſeinem Benehmen auffallen könnte. Marco iſt eben doch ſchon ein junger Menſch und Ihre Lella ſchließlich noch ein Kind. Da weiß denn der große Junge nichts mit der Kleinen anzufangen, was dieſe wohl ein wenig kränken mag. Hat ſie ſich bei Ihnen über Marco beklagt?"

„Mit keinem Wort. Was denken Sie? Sie ſind ja ein ganz miſerabler Menſchenkenner!"

Kleinlaut geſtand der Profeſſor, daß er gerade kein großer Pſychologe wäre und daß er ſich bisweilen irrte. Was aber hatte dieſe Eigenſchaft mit ſeiner harmloſen Frage zu tun?

Tante Dora bedeutete ihm voller Strenge: „Nicht einmal das Kind kennen Sie! Lella etwas ſagen? Sie ſich beklagen? Über den jungen Herrn! Ich glaube, eher ſtürbe ſie. Es iſt nämlich ein ſonderbares Geſchöpf."

„Eine Elfe."

„Ach was! Gehen Sie mir mit Ihren poetiſchen Namen. Es iſt ein echtes Menſchenweſen. Wenn ich nur wüßte, ob meine Paoluccia ebenſo ſchlecht ſieht wie Sie?"

„Sie meinen, ob auch Ihrer Getreuen auffällt, daß —"

Tante Dora ging in ihrem Atelier, von deſſen Wänden alle die roſigen Kindergeſichter auf ſie herablächelten, unruhig auf und ab. Nachdenklich meinte ſie: „Auch aus Paolucc' werde ich nicht recht klug. Stellen Sie ſich vor, daß ſie mich neulich bat: ich ſollte ihr die Geſchichte ihrer Mutter erzählen. Alles ſollte ich ihr von dem verrückten ſchlechten Weibe erzählen."

„Und ‚alles' erzählten Sie?"

„Ich mußte es tun. Sie gab nicht eher Ruhe. Gott ſei Dank, iſt Paoluccia nicht das Kind ihrer Mutter: kein verrücktes ſchlechtes Weib aus Liebe zu einem Manne... Stellen Sie ſich vor, Profeſſor! Fragte ſie mich doch: ob ich nicht fände, daß Klein-Lella in ihren Augen etwas hätte, was an ihre Mutter erinnerte? Solche Dummheit! Denn erſtens hat meine Paoluccia ihre Mutter ſo gut wie gar nicht gekannt; und zweitens — das Lella-Kind etwas in ihren ſüßen Augen von dem wilden Weibe, welches ſein Kind bei einer wildfremden Frau läßt, um ſeinem Schatz nachzulaufen. Ich war ernſtlich böſe."

„Sie böſe auf Ihre Paoluccia?"

„Ganz unglaublich! Es geſchehen immer noch Wunder."

Und Tante Dora lachte ſich ſelbſt aus. Etwas gezwungen ſtimmte Richard Hille in ihre Fröhlichkeit ein.

— — — — — — — — — — — — —

Wenn Marco nach der Cena noch in der Familie blieb, darin eine Weile noch aushielt, ſo bekam ſeine Luſtigkeit jedesmal ſehr bald etwas Lautes und Aufgeregtes. Er zwang ſich zu bleiben, zwang ſich harmlos und heiter zu ſein und konnte den Zwang nur ertragen, indem er ſich ſelber erregte. Er beſaß dafür ein erſtaunliches Talent, das ihm große Freude machte und das er daher oft ausübte; vollends als er merkte, er ſei in ſolcher Laune am liebenswürdigſten, am ‚bezauberndſten'. Sich künſtlich in die Stimmung verſetzend, die ihm gerade am wirkungsvollſten erſchien, wußte er auch die anderen

hineinzureißen, den Augenblick mit echter Künſtlerfreude an ſeinem Werke ‚genießend‘. Er genoß ſich dann ſelbſt. An dieſen Frühlingsabenden — ſie waren ein einziger römiſcher Frühlingsrauſch — hatten Marcos Stimmungen etwas Fieberndes. Plötzlich ertrug er's dann nicht länger. Er brach ein angeregtes Geſpräch mit dem Gelehrten, einen luſtigen Disput mit Tante Dora, eine Neckerei mit Paoluccia plötzlich ab, ſprang auf, eilte mit flüchtigem Gruße davon.

Heute abend kam er noch einmal zurück, atemlos von der ſteilen Treppe, die er wieder heraufgeſprungen war. In der offenen Türe ſtehend, rief er ſeinen Mentor beſchwörend an: „Warte ja nicht auf mich! Du weißt, ich kann es nicht ausſtehen. Überdies werde ich geradezu philiſterhaft ſolid. Du brauchſt alſo um mein Seelenheil nicht in Todesangſt zu ſchweben. Ich muß aber fort, hinaus! Am liebſten in die weite Welt... Nun biſt Du gleich wieder zu Tode erſchrocken? Sei ruhig. Ich laufe Dir nicht fort; Du bekommſt mich ſo leicht nicht wieder los. Was ſollte ich ohne Dich wohl anfangen? Du haſt mich nun einmal auf dem Halſe; jetzt mußt Du mich behalten. Aus mir würde etwas Schönes werden, wenn ich ... Das ſind ja alles Dummheiten!“

Und wie ein Dionyſus ſeinen Kopf zurückwerfend, mit ſeinem ſonnigſten Auflachen, war er hinaus und hinweg. Auch dieſes Mal fühlte er, was er ſagte: ‚Was aus mir wohl würde, wenn ich Sor Riccardo verlöre? Wenn ich ihm einmal wirklich fortliefe oder er mich hinauswerfen müßte — aus ſeinem Hauſe und ſeinem Herzen? Sein Herz würde brechen. Ich glaube, ich könnte zum Totſchläger werden und er würde mich ſeinen Jungen nennen, ſeinen lieben Jungen. In ſeinem Herzen behält er mich alſo. Aber ich... Eines ſchönen Tages laufe ich ihm doch davon, muß ich ihm davonlaufen; denn eines ſchönen Tages ertrage ich's nicht länger: nicht ſo viel Liebe, nicht ſolche Güte, ſolchen Glauben. Dann mag ſein altes Torenherz brechen. Ich kann ihm nicht helfen!‘

Er eilte in die Via Quattro fontane; dann zum barberiniſchen Platz und durch die Tritone dem Korſo zu: ‚Seine Angſt, mich nur für eine Stunde von ſich zu laſſen, hat etwas Myſtiſches. Gerade, als ob er ahnte ... Denn kaum von ihm fort, mache ich etwas Törichtes, Häßliches, Schlechtes — muß ich es machen. Ich kann mir nicht helfen. Es iſt ſeine Angſt, die mich reizt. Ich mache dann beinahe mit Wonne eine Dummheit. Es kann auch etwas anderes ſein, eben etwas Schlechtes.‘

Er eilte weiter und dachte weiter: ‚Er will mit Gewalt, ich ſoll für meine Vergnügungen, um meine Jugend recht zu genießen, viel Geld ausgeben. Er arbeitet für mich und iſt glücklich, für mich arbeiten zu dürfen. Je länger er des Nachts aufſitzen muß, umſo glücklicher iſt er. Das mag ich nicht. Ich mag nicht den Schlaf ſeiner Nächte, um damit meine Freuden zu bezahlen. Lieber verzichte ich darauf. Was iſt denn das auch? Mir muß das Leben andere Freuden geben, die kein im Schweiße ſeiner Seele arbeitender Sor Riccardo mit bezahlt. Darin — nein! — darin bin ich nicht meines Vaters Sohn; darin bin ich der Adelsmenſch, zu dem Richard Hille ſeinen Jungen mit aller Gewalt machen will. Vielmehr: mit aller Liebe. Aber Liebe iſt Gewalt. Und gerade das iſt es, was ich nicht ertrage, nicht ertragen will. Nun, wir werden ja ſehen.‘

Auch in dieſer Frühlingsnacht begab ſich Marco auf den Weg, der in letzter Zeit zu ſeinem allnächtlichen Wege geworden war. Er führte den jungen Menſchen mit den zwei Seelen in der Bruſt über den Ponte Margherita in das Rom jenſeits vom Tiber durch wohlbekannte Straßen, über wohlbekannte Plätze: die Straßen und Plätze ſeiner Kinderzeit und erſten Jugendjahre

Und dieſes neue, dieſes bereits alt und morſch gewordene, mit dem Einſturz drohende Rom war Marco Lippis Heimat! ... Welche Geſtalten und Bilder ſtiegen in dem Geiſt des ſpäten Spaziergängers auf, wenn er durch dieſe widrigen Straßen, über dieſe öden Plätze ſchritt: Geſtalten und Bilder einer Welt der Häßlichkeiten, eines Lebens des

Schmutzigen, Niedrigen für den Knaben, der in seinem dumpfen Drange nach Schönheit, seiner unbewußten Sehnsucht nach Gipfeln seine Jugend in den Tiefen des Stromes begraben wollte. Ein wahres Wunder, daß er in solcher Umgebung nach dem Schönen und Hohen überhaupt Verlangen tragen konnte! Ein anderer wäre in dem sittlichen Sumpfe seines Elternhauses rettungslos untergegangen, im Schlamme erstickt. In diesen wonnigen Frühlingsnächten seine trostlose Heimat besuchend, wurde sich Marco zum ersten Male bewußt, daß er mit dem Todessprung, den er bereits getan, eine Reinigung, eine Erhebung seines ganzen Menschen vollbracht hatte. In ihm steckte eben doch etwas, das des Lebens wert war und das gerettet zu haben der Retter sich freuen durfte.

Marco gelangte zu seinem ehemaligen Elternhause. Hier tat er nun, was er seit vielen Nächten getan: er wartete vor dem Hause, bewachte das Haus. Auf der anderen Straßenseite, im Schatten eines hohen Holzgerüstes, nahm er Aufstellung und wandte von dem ihm gerade gegenüber liegenden Eingang kein Auge. Die palastähnliche, bereits ruinenhafte Mietskaserne beherbergte eine zahlreiche Einwohnerschaft von Handwerkern ohne Handwerk, von fremden Arbeitern ohne Arbeit und sonst allerlei dunklen oder traurigen Existenzen. Viele von diesen Stiefkindern des Lebens lungerten noch zu später Stunde auf der Straße, schwatzten, schrien, liefen aus und ein. Der wachsam Wartende erkannte diesen und jenen. Das war sein Bekannter gewesen — das! Er hätte vortreten, ihn anrufen und fragen können: „Wohnt mein Vater noch hier? Ist die Bicetta noch bei meinem Vater? Ihr wißt doch, die Bicetta! Könnt ihr mir sagen, wo sie ist, wenn sie nicht mehr bei meinem Vater wohnt?“

Auch diesen Abend hielt den jungen Mann eine starke Scheu ab, einem von jenen sich zu erkennen zu geben, und die beiden Namen, die ihm im Herzen brannten, auszusprechen: jede noch so flüchtige Berührung mit einem Zeugen seiner Vergangenheit wäre ihm wie eine Rück-

kehr zu derſelben erſchienen! Die Atmoſphäre jenes Lebens, dem er für immer entronnen war, nur für einige Augenblicke wieder zu atmen, mußte ihn erſticken. In dem hohen Stockwerke der Via Raſella hatte er ſich denn doch an eine andere Lebensluft gewöhnt: an Höhenluft. Auch deſſen war er ſich auf dieſen nächtlichen Gängen bewußt geworden.

Wiederum befand ſich die Wohnung des Advokaten ohne Licht, was jedoch nicht als Zeichen gelten konnte, daß Herr Lippi ſich ausquartiert hatte. Trotz der Dunkelheit konnte er zu Hauſe ſein. Seiner Gewohnheit nach lag er vielleicht, Zigaretten rauchend, im finſtern Zimmer auf dem Bett, neben ſich auf dem Stuhl eine Flaſche Wermut. Vielleicht ſtand er auch heute gegen Mitternacht auf, um ein Kaffeehaus oder irgend ein anderes Lokal aufzuſuchen, wo er, einmal dort, bis Tagesanbruch zu bleiben pflegte.

Würde auch die Bicetta in der dunklen Wohnung verweilen — wenn ſie wirklich noch immer bei dem Advokaten ſein ſollte? . . . Daß die Bicetta jemals in dieſer Straße, dieſem Hauſe, dort oben in der Höhle von Wohnung, bei jenem Schatten von einem Manne geweſen war, deuchte Marco bisweilen wie eine Unmöglichkeit. Warum blieb ſie? Warum war ſie überhaupt gekommen? Und doch! Selbſt in ſeiner verwüſteten Geſtalt hatte dieſer Mann etwas an ſich, was ſeinem Sohne glaublich erſcheinen ließ, daß er ſogar über die Bicetta Macht beſaß.

Wohl eine Stunde war verſtrichen, als Marco plötzlich den Advokaten ſah. Er trat aus dem Hauſe, wurde von einigen vor der Türe lungernden Nachbarn mit frecher Vertraulichkeit und zugleich ſcheuem Reſpekt gegrüßt, grüßte nicht wieder, ging davon, die Richtung nach dem Tiber einſchlagend und nach römiſcher Art läſſig ſchlendernd.

Nach einigen Augenblicken folgte ihm ſein Sohn.

Sein Sohn . . .

XVII

Als Marco die hohe Männergestalt aus dem dunklen Flur, durch den sie den zerschmetterten Leib seiner Mutter hinausgetragen hatten, plötzlich hervorschreiten sah, fühlte er ein Erschauern seines ganzen inneren Menschen.

Es war nicht Liebe, sondern ein Erschrecken, dem Entsetzen gleich: ‚Du gehörst zu diesem Manne, bist nicht nur Fleisch von seinem Fleisch, sondern auch Geist von seinem Geist. Wenn Du diesen Mann auch als Vater verleugnest; wenn dieser Mann Dich auch haßt; wenn Ihr auch für alle Ewigkeit voneinander getrennt seid, er und Du, so bleibst Du doch durch tausend Bande mit ihm vereinigt: durch die unzerreißbaren Bande der Natur! Denn unzerreißbar sind sie, ohne daß es ‚heilige' Bande zu sein brauchen.'

Die mystische Fessel des gemeinsamen Blutes plötzlich als das Tragische seines Lebens empfindend, ging Marco in einiger Entfernung hinter dem Advokaten her. Noch vor kurzem hatte dieser den elastischen Gang eines Jünglings gehabt, hatte er sein Haupt, obgleich es mit Elend und Schande belastet war, hoch getragen. Das war anders geworden. In tiefer Ermattung, wie unter einer unsichtbaren Last, schritt er durch das nächtliche Rom. Und plötzlich wußte sein Sohn: ‚Die Bicetta ist von ihm fort! Daß sie von ihm fort ist, hat den Mann gebrochen — so wahnsinnig liebt er sie noch immer. Er wird daran zu Grunde gehen, auf irgend eine Weise dadurch umkommen. Jetzt begibt er sich zu ihr; jetzt wirst Du erfahren, wo sie ist... Versuche es nicht zu erfahren! Das Leben verspricht Dir andere Freuden. Du brauchst nur zu wollen.'

Marco blieb stehen... Als er weiterging, schlug er eine

andere Richtung ein. Plötzlich kehrte er um, eilte zurück, ſchlich dem nächtlichen Spaziergänger von neuem nach.

— — — — — — — — — — — — — —

Wohin?

Von einem Café chantant zum anderen! Zunächſt in die vornehmen Säle, zuletzt in die niedrigen und niedrigſten Lokale, wo im Publikum ſowohl wie unter den Künſtlern weibliche ‚Attractions‘ ſich zeigten. Marco folgte von einem zum anderen Ort: von der Sala Margherita bis zu den Kabarets der hohen Via nationale und der tiefen Regionen. Sein Vater ſuchte die Vicetta an dieſen Orten!

Marco ſah ihn vor der Kaſſe ſtehen, ſah ihn Geld aus der Weſtentaſche reißen und auf das Zahlbrett werfen, ſah ihn in fiebernder Haſt eintreten... Nach einer kleinen Weile löſte auch er ein Billett und trat ein.

Sich im Hintergrunde haltend, beobachtete er, wie der vor ihm Angekommene die Damenverſammlung in den Logen und im Parterre muſterte, wie ſeine Blicke ſuchten, ſuchten —

Marco wandte kein Auge von dem Suchenden ab. Wie ſah der Mann aus! Gealtert, fahl; die Augen eingeſunken, im Fieber glühend. Sollte die Vicetta im Saale ſein, würde es der Sohn ſofort an dem Ausdruck dieſes fahlen Geſichtes, dieſer brennenden Augen erkennen. Alſo ſah er nur ſeinen Vater an. Wenn die Vicetta plötzlich auf der Bühne erſchienen wäre, in dem Koſtüm einer Göttin des Variété, mit blecherner Stimme Lieder abſingend, die Unſägliches ungeſagt ließen, um den ‚Geſang‘ mit alles ſagenden Blicken, Mienen, Geſten zu begleiten —

Auf dem Programm ſtanden die von den Bewohnerinnen dieſes Olymps gewöhnlich geführten unirdiſchen Namen. Marco las ſie. Sie ertönten in dem vollen Wohllaut des Tingeltangels. An dem Namen, den ſie ſich beigelegt hatte, würde er ſie ſogleich erkennen. Auch die Photographien muſterte er, die in den Vorſälen und Wandelgängen aushingen, die Wand zierend und zugleich

Kunden anlockend. Aber er empfand bei keinem Namen: ‚Das ist sie‘! — sah nirgends ihr Bild... Was würde geschehen, wenn der Mann, der mit solcher Leidenschaft suchte, die Verlorene fand?

Sein Sohn mußte es sich vorstellen, während er den Mann mit den verzerrten Zügen und den fieberglühenden Augen unverwandt anstarrte, während er ihm weiter und weiter durch das nächtliche Rom folgte, von einer Singhalle zur anderen. Fast schien es, als hätte der Advokat selbst Furcht, die Gesuchte zu finden. Deshalb dieses eilige Kommen und Weiterhasten. Vielleicht dachte er das nämliche, was sein Sohn sich beständig vorstellen mußte: ‚Was tust Du, w e n n Du sie findest? Du stürzest hin, zerrst sie herab von der Bühne, reißest sie fort aus dem Publikum!‘... Wie gut sich der Sohn in die Seele seines Vaters versetzen konnte — zum Erschrecken gut! Dem Advokaten auf der wilden Suche nachschleichend, erinnerte sich Marco der Grundsätze, in denen er von frühster Kindheit an unterrichtet, förmlich dressiert worden war: unterrichtet von dem Manne, für den es nichts Hohes und Heiliges gab, nichts Gutes und Großes, nichts Veredelndes und Erhebendes; unterrichtet von dem Manne, dessen Lebensgrundsatz darin bestand, daß der Mensch, j e d e r Mensch, ein Recht besitzt zum Lebensgenuß: zu einem Genuß ohne Maß, ohne Grenzen; das Recht besitzt, alles niederzutreten und zu zerstampfen, was sich seiner Genußgier feindlich in den Weg stellt. Also das Recht, über Leichen zu seinem Ziele zu schreiten... Zu seinem väterlichen Blute in den Adern das Gift seiner väterlichen Erziehung in der Seele, so war Marco Lippi der Wahlsohn Richard Hilles geworden — alle gütigen Geister mögen ihm und jenem gnädig sein!

Bis nach Mitternacht währte das Suchen und Nachschleichen. Einige Male wandte sich der Advokat auf seinem Wege plötzlich um, eine andere Richtung einschlagend. Dabei geschah es, daß er hart an seinem Sohne vorüber ging. Obgleich Marco sich hastig abkehrte, mußte er erkannt

worden sein. Was würde dieser Erkennung folgen? Seit dem Begräbnis der armen Selbstmörderin hatten Vater und Sohn sich nicht wieder gesehen. Und welche Ereignisse lagen zwischen jenem Sommermorgen und dieser Frühlingsnacht! Was konnten die beiden einander sagen? Dieser Vater und dieser Sohn!... Es erfolgte jedoch nichts. Marco mußte sich getäuscht haben: er blieb unerkannt. Und er hätte doch darauf geschworen, daß der Advokat ihn steif angesehen hatte.

An Leib und Seele zu Tode erschöpft, verließ Marco endlich seinen Vater in einem Lokal, dessen Stammgast der Advokat war und von wo er, wie Marco wußte, vor Tagesanbruch nicht wieder gehen würde, mit anderen Stammgästen Hasard spielend. Einige Male hatte Luigi Lippi seinen blutjungen Sohn in die Lasterhöhle mitgenommen. Das war furchtbar gewesen! Marco sollte sehen, wie sein Vater an den trostlosen Orten als eine Art von Herrscher sich aufspielte: Herrscher über verlottertes Gesindel, das dem Manne schmeichelte und zugleich heimlich über ihn sich belustigte, noch dazu auf seine Kosten, indem es ihm im Falschspiel sein Geld abnahm und sich von ihm in seinen schmutzigen Prozessen und anderen dunklen Angelegenheiten Rat erteilen ließ. Der Knabe, der alles beobachtete, alles verstand, war mitgenommen worden, damit er erkennen sollte, welch ein Mann sein Vater war: eine Persönlichkeit, vor der gekrochen wurde! Mitgenommen war er worden, damit er am nächsten Tage seiner Mutter erzählen sollte: „Ein solcher Mann ist mein Vater! So wird er geehrt, so huldigt man ihm!“ Des Sohnes Schilderungen von des Vaters Herrlichkeit sollten der mißhandelten Frau Qualen bereiten. Aber der Sohn sagte der Mutter kein Wort, hätte lieber sich töten lassen. Einmal schlug sein Vater ihn blutig, weil er so hartnäckig schwieg. Der Junge tat keinen Laut, wischte sich gelassen das Blut aus dem Gesicht und sang dabei, damit seine Mutter nichts merkte. Diese Erinnerung erwachte in ihm auf dem nächtlichen Gange und erfüllte sein Gemüt mit einer Verbitterung

gegen sein vergangenes Leben, die dem Hasse glich. Was konnte er dafür, daß er war, wie er war? Man sollte einen Menschen fragen: „Wie bist Du geworden, was Du bist?“

Als er in die Via Rasella einbog, wehte es seinen aufgewühlten Sinnen gleich einem Hauch von Befreiung und Beruhigung entgegen: wie wenn er aus rasendem Sturm plötzlich in tiefe Stille trete. So sehr er in seinem geheimsten Innern immer von neuem gegen die starke Wirkung seiner Wahlfamilie sich auflehnte, mußte er doch immer von neuem erkennen, daß die bloße Nähe dieser Menschen für ihn etwas Reinigendes hatte: als vertauschte er sein verstaubtes Alltagskleid mit einem hellen Feiergewande. Aber er wollte die Festtracht von eigenen Gnaden empfangen, wollte sich selbst die Stirne mit Rosen bekränzen: mit Gluten der Lebensfreude.

In fast ländlicher Einsamkeit lag die Straße unter den Mauern der quirinalischen Gärten. Nirgends ein Mensch! Nicht einmal das Dioskurenpaar der beiden Unzertrennlichen: die Karabinieri, die nebst vielen anderen hübsch uniformierten Gattungen von Wächtern und Schützern der öffentlichen Ordnung der modernen Kapitale zur Zierde gereichen. Marcos müde Schritte widerhallten laut auf dem Pflaster. Plötzlich wurde auch dieser Ton nicht mehr gehört. Der junge Mann war stehen geblieben. Wenige Schritte von seinem Hause, rührte er sich nicht von der Stelle.

Aus der Dunkelheit des Eingangs löste sich eine weibliche Gestalt, schlank und fein, biegsam wie ein Blumenstengel.

Lella!

Sie wartete auf ihn: unten auf der Gasse, viele Stunden nach Mitternacht! ... Zu Hause mußte etwas geschehen sein! Wem?

Seinem guten Sor Riccardo!

Dann erkannte er sie jedoch ...

Sie wollte auf ihn zueilen, blieb stehen, erwartete ihn vor dem Eingange seines Hauses!

Mit schweren schleppenden Schritten ging Marco auf

ſie zu. Plötzlich fühlte er es wie Blei in den Gliedern; zugleich eine Glut in den Adern! Und im nächſten Augenblick eine Schwäche zum Umſinken.

„Was tuſt Du hier? Was treibſt Du Dich hier umher? Warteſt Du hier etwa auf mich? Ich glaube wahrhaftig, Du unterſtehſt Dich, mir aufzulauern? Ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen! Jetzt nicht und niemals!“

Er ſtieß die Worte mit ſolcher heiſeren Stimme hervor, dabei ſo leiſe, daß ſie ihn, obgleich er dicht vor ſie trat, kaum verſtand ... Das war furchtbar! Der Vater ſuchte dieſes Geſchöpf, als gelte es ſein ewiges Seelenheil, und die Geſuchte lauerte hier auf den Sohn, der ſich in heimlicher, qualvoller Sehnſucht nach ihren durſtigen Lippen verzehrte. Aber es ſollte nicht Gewalt über ihn bekommen, das Häßliche, Schlechte, jene verderbliche Macht, die er in ſeinem Blute toben, in ſeinen Pulſen jagen fühlte. Er wollte Sieger darüber ſein: er wollte! Obgleich er ſeines Vaters Sohn war, wollte er!

Sie ſtand vor ihm, geſenkten Hauptes, in einer Haltung, die ſie demütig erſcheinen ließ. Gekleidet war ſie wie ein Mädchen aus dem kleinen Bürgerſtande. Nicht einmal den Hut trug ſie, dieſes heiß begehrte Abzeichen der römiſchen ‚Dame‘.

Marco gewahrte alles. Er ſah ihr weißes Geſicht, ſah, wie ihr Haar ſogar in der Finſternis einen ſeidigen Schimmer hatte. Alles beobachtend und auf ihr demütiges Haupt niederblickend, atmete er ſo ſchwer, daß ſie es hören mußte. Zu dem jungen Manne heimlich aufblickend, faltete ſie die Hände, als flehte ſie um Vergebung.

„Geh Deiner Wege!“

Er ging an ihr vorüber, trat zur Haustüre, ſuchte den Schlüſſel, wollte aufſchließen ... Sie folgte ihm.

„Seit einer Woche warte ich hier jede Nacht. Jede Nacht ſah ich Dich nach Hauſe kommen, wagte jedoch nicht, Dich anzuſprechen. Dort drüben ſtand ich ſtundenlang bei der Mauer, wartete, ſah Dich heimkehren, war glücklich, Dich zu ſehen, ohne daß Du von mir etwas ahnteſt.“

Dicht neben ihm ſtehend, raunte ſie ihm dieſe Worte zu. Ihr heißer Atem rührte an ſeine Wange. Den Schlüſſel umdrehend zitterte ſeine Hand.

„Weshalb warſt Du glücklich? Du!“

„Weil Du lebſt!“

Nur eine Römerin konnte dieſe Worte mit ſolchem Pathos ſprechen. Marco empfand das Theatraliſche des Ausrufes. Trotzdem machte es auf ihn Eindruck: lag es doch in ſeiner eigenen innerſten Natur.

„Richtig. Ich ſollte von dem Herzog totgeſchoſſen oder totgeſtochen werden: Deinetwillen! Wäre es geſchehen, ſo wäre ich den Schuß Pulver nicht wert geweſen. Wie Du ſiehſt, lebe ich. Was willſt Du alſo noch von mir?“

Er ſprach mit ſolchem Hohn, ſolcher Verachtung, daß jedes Wort ſie wie ein Schlag treffen mußte. Ihr heimliches triumphierendes Lächeln gewahrte er nicht. Er ſah nur das tief geneigte Haupt, die Demut ihrer Haltung, die flehend erhobenen Hände; hörte nur die leiſe bebende Stimme. Komödie war's, elendes Poſſenſpiel. Und trotzdem ... Sein Vater konnte ſie in einem jener Lokale nicht finden; ihr Bild hing nirgends ausgeſtellt; ſie war auch nicht die Freundin des vornehmen Lüſtlings geworden — ſie kam Nacht für Nacht, um ſtundenlang im Finſtern vor ſeinem Hauſe auf ihn zu warten, nicht wagend, ihn anzureden. Und jetzt ſtand ſie vor ihm im dunklen ſchlichten Kleid, faſt wie ein ſcheues Kind aus dem Volke.

Marco hatte die Haustür aufgeſchloſſen; aber er öffnete nicht. Kaum wiſſend, was er ſagte, wiederholte er: „Wie Du ſiehſt, lebe ich. Was willſt Du alſo noch von mir?“

Und er ſetzte heftig hinzu: „Geh!“

Er ſelbſt blieb jedoch vor der aufgeſchloſſenen Tür, hörte ihr zu, hörte ſie dicht neben ſich flüſtern: „Die Angſt, die ich Deinetwillen ausſtand, die Todesangſt! ... Ich kannte den Herrn nicht. Bei dem Grabe Deiner Mutter — ich kannte ihn nicht! Als ich Dich ſah, ſchön wie ein junger Gott, mit der vornehmen Dame tanzen, die in

Dich verliebt ist; als ich die Blicke der anderen seinen Damen auf Dich gerichtet sah ... Geh nicht, warte, höre mich! Nur noch einen Augenblick! Du mußt mich anhören!"

„Sprich schnell, oder ich gehe, ohne Dich zu Ende gehört zu haben."

Sie drängte sich an ihn, flüsterte, ihn starr ansehend: „Wenn Du alles wüßtest! Wenn Du wüßtest, wie ich zu Deinem Vater kam und wie es mir im Leben erging: elend seit meiner frühesten Kindheit! Ich sprach niemals davon. Du solltest kein Mitleid mit mir haben. Lieben solltest Du mich. Damit Du mich lieben solltest, ließ ich mich von Deinem Vater nicht anrühren. Und von sonst keinem. Ich schwöre Dir's, bei allem, was Dir heilig ist ... Jetzt weiß ich, daß Du mich niemals lieben wirst; denn jetzt weiß ich, daß Du mich hassest, verachtest, verabscheust. Jetzt sollst Du Mitleid mit mir fühlen. Hörst Du? Du sollst! Nichts als Dein Mitleid will ich fortan von Dir."

Marco wandte ihr sein Gesicht zu. Es war totenbleich, als er ihr erwiderte: „Ich Mitleid mit Dir, die Du meine Mutter in den Tod triebst?"

„Deine Mutter! Ich hatte Mitleid mit ihr, ich ..."

Er packte sie beim Arm.

„Du sollst ihren Namen nicht nennen! Er wird entweiht, wenn Du ihn aussprichst. Wie kannst Du wagen, ihrem Sohne zu sagen, Du hättest Mitleid gehabt mit ihr, die Du mitleidlos ihrem Todessturz zujagtest!"

Da hörte Marco sie flüstern: „Aus Mitleid mit ihr, deren Namen auszusprechen ich nicht würdig bin, quälte ich Deinen Vater; denn ich wollte sie an Deinem Vater rächen. W i e ich den Mann quälte! Welche Wonne es für mich war, ihn zu quälen! Alle die Mädchen und Frauen, die er auf dem Gewissen hat, die er zu Grunde gerichtet, rächte ich an ihm."

Jetzt erst hob sie ihr Gesicht auf, damit Luigi Lippis Sohn in ihren Augen ihren Haß, ihren Triumph leuchten sehen sollte. Marco liebte seinen Vater nicht; hätte er

jedoch eine Waffe bei ſich gehabt, ſo hätte er, um ſeinen mißhandelten Vater an dieſem Weibe zu rächen, in dieſem Augenblick zum Mörder werden können.

„Fort Du!“

Die Stimme verſagte ihm. Er ließ ihren Arm frei. Aber die längſt aufgeſchloſſene Türe öffnete er noch immer nicht.

„Erſt mußt Du Mitleid mit mir fühlen. Eher gehe ich nicht. Bemitleide mich, und ich ſchaffe mich Dir aus dem Wege.“

„Was tat Dir mein Vater, daß Du ihn auf ſolche ſchändliche Art verderben willſt? Er iſt es, mit dem ich Mitleid fühle.“

„So bemitleide ihn, weil er meinen Vater, der ein ehrlicher Mann war, zum Betrüger und Schurken machte; ſo bemitleide ihn, weil er meine Mutter, die eine anſtändige Frau und gute Mutter war, dahin brachte, mich ihm zu verkaufen: als Preis, damit er meinen Vater nicht als Betrüger und Schurken zur Anzeige brachte; ſo bemitleide ihn, weil er mich, die ich blutjung und unſchuldig war, als Preis annahm; ſo bemitleide ihn, weil er an meiner Seele, um meinen Leib zu bekommen, eine Untat beging. Aber er bekam mich nicht! Und ich quälte ihn, machte ihn ſinnlos und toll, machte ihn mehr und mehr zum Verbrecher und Schurken. Ich machte, daß ich ihn heute als Verbrecher und Schurken zur Anzeige bringen könnte, daß er jetzt von meiner Gnade und Barmherzigkeit abhängt. Aber ich werde ihm nicht barmherzig ſein, wenn Du nicht Mitleid mit mir fühlſt; und wäre es nur deshalb Mitleid, weil ich Dir Haß einflöße, Verachtung, Abſcheu: Dir, den ich liebe. Denn ich liebe Dich, liebe Dich, liebe Dich!“

Dieſesmal kein Pathos, keine Komödie; dieſesmal wahre Empfindung. Eine Leidenſchaft ſchrie aus dem jungen Weibe, davon Marco, der ſelbſt ein leidenſchaftlicher Menſch war, nicht wußte, daß ſie möglich ſein konnte; eine Leidenſchaft, davor ihm graute und die ihn zugleich

bannte, gleich einem verderblichen Zauber. Wie mit Stricken gefesſelt, blieb er an ihrer Seite, hörte ſie flüſtern und flüſtern, hätte ſich nicht regen können, und wäre die Türe von innen plötzlich geöffnet worden und eine ſtarke Hand hätte ſich nach ihm ausgeſtreckt, um ihn ein zweitesmal aus Fluten zu retten, die mörderiſcher waren, als es die Tiberwellen geweſen.

Endlich gewann er ſeine Sprache wieder. Was er ſagte, klang jedoch wie ein Stammeln: „Jetzt biſt Du fort von meinem Vater?“

Sie lachte hell auf.

„Um ihn vollends ſinnlos zu machen; denn jetzt ſucht er mich. Er ſucht mich Nacht für Nacht; ſucht mich, als wäre ich ſein verlorenes Paradies. Überall ſucht er mich; nur nicht dort, wo er mich finden könnte: nur nicht vor ſeines Sohnes Tür, wo ich Nacht für Nacht ſtehe und ſtundenlang laure, um ſeinen Sohn zu ſehen: um nur zu ſehen, daß ſein Sohn lebt. Er muß leben, um Mitleid mit mir zu fühlen.“

Ohne eine Entgegnung trat jetzt Marco von der Tür ſeines Hauſes zurück, ließ ſie unverſchloſſen, ging fort. Er ging langſam mit ſchweren ſchleppenden Schritten, blieb nicht ſtehen, ſah nicht zurück, ob ſie ihm folgte. Er ging hinauf in die Via quattro Fontane, ging höher zur Via venti Settembre, ging bis zur Porta Pia — ohne ein einziges Mal ſtehen zu bleiben und zurückzuſchauen. Aber er wußte: ſie ſchlich hinter ihm her; dicht hinter ihm her, wie er hinter ſeinem Vater hergeſchlichen war; ſie folgte ihm, wie dem Menſchen ſein Schickſal folgt, ſein Verhängnis, dem der Menſch nicht zu entrinnen vermag.

An der alten Stadtmauer, unter der Breſche, wo die Marmortafel mit den Namen der am zwanzigſten September Gefallenen eingemauert iſt, blieb er endlich ſtehen und wartete auf ſie — da er ihr doch nicht zu entrinnen vermochte. Über ihm wehte der Nachtwind in den Lorbeerkränzen, die den für die Einigkeit Italiens Geſtorbenen

gewidmet waren. Das dürre Laub rauſchte und raunte über ſeinem Haupte. Es war wie ein Geiſtergruß.

„Du! Höre!“

Sie ſtand bei ihm und hörte.

„Habe Du Mitleid mit mir. Ich bitte Dich darum. Sieh, ich bin los von meinem Vater, bin los von meiner troſtloſen Kinderzeit, meiner unſelig hingebrachten Jugend, meiner ganzen jammervollen Vergangenheit. Ich muß jetzt auch von Dir loskommen. Befreie Du ſelbſt mich von Dir! Ich lebe jetzt in einer andern Welt: in einer guten, reinen, ſchönen. Edle Menſchen lieben mich. Laß mich in dieſer Welt, unter dieſen Menſchen, mit denen Du nichts gemein haſt. Laß ab, mich zu verfolgen. Ich will — dankbar will ich Dir ſein! ... Haſt Du gehört?“

„Ja.“

„Haſt Du mich auch verſtanden?“

„Ja.“

„Willſt Du meine Bitte erfüllen?“

„Nein.“

Wiederum durchzuckte es des jungen Mannes Seele wie ein Mordgedanke, ſo daß er, hätte er eine Waffe bei ſich gehabt, dieſe gegen ſeine Verfolgerin gebraucht haben würde. Unwillkürlich ballte er ſeine Fauſt, hob er ſeinen Arm. Ruhig blieb ſie ſtehen, ſah ihn an, ſagte: „Schlage zu!“

Mit keuchendem Atem rief er: „Du willſt mich ſchlecht und ſchändlich machen, wie Du ſelbſt biſt; verderben willſt Du mich, wie Du meinen Vater verdorben haſt. Aber —“

Und plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. Denn das hätte ihn gerettet! Er ſagte es ihr ins Geſicht: „Eine Dirne biſt Du doch! Wie wärſt Du ſonſt zu jener koſtbaren Toilette gekommen? Es iſt mein Ekel vor Dir, der mich fortan vor Dir ſchützen wird, der alle Deine Höllenkünſte zu Schanden macht, der mich jetzt für immer von Dir befreit.“

„Deines Vaters Geld bezahlte das teure Kleid.“

„Das lügſt Du! Wie ſollte mein Vater — Er arbeitet längſt nicht mehr, verdient alſo längſt nichts mehr: ſeitdem Du ihn verrückt gemacht haſt."

„Er hat ſehr viel verdient."

„Wodurch?"

„Durch Deinen Verkauf."

„Durch meinen — Du redeſt irr!"

„Der Deutſche hat Deinem Vater für Dich zahlen müſſen: ſehr viel zahlen; Dein Vater hat mit Dir ein gutes Geſchäft gemacht: ſein beſtes ſeit langer Zeit. Wußteſt Du das nicht?"

„Nein."

Es klang wie ein Stöhnen.

„Dein Vater wollte mir das Geld geben: alles Geld, das er für Dich bekommen hatte. Ich liebe das Geld. Aber tauſendmal mehr liebe ich Dich. Ich wollte nicht in Freuden leben, weil Dein Vater das viele Geld durch den Handel mit Dir verdient hatte. Er ſchenkte mir das Kleid, ſchenkte mir Schmuck und Blumen. Ich nahm es; denn ich wußte: Du würdeſt auf jenen Ball kommen. Ich nahm es; denn Du ſollteſt mich in dem Kleide, mit dem Schmucke ſehen: ſollteſt ſehen, wie ſchön ich bin ... Du ſiehſt es."

„Laß ab von mir, erbarme Dich! Ich bin ein ſchwacher Menſch, und ich kann ein ſchlechter Menſch werden, ein Verbrecher und Schuft, wie mein Vater geworden iſt. Mache mich nicht dazu!"

„Gute Nacht."

„Lebe wohl."

„Ich ſagte Dir nicht lebe wohl, ſondern gute Nacht."

„Du willſt mir nicht mehr auflauern?"

„Nein."

„Ich danke Dir!"

„Denn Du wirſt zu mir kommen."

„Niemals!"

„Ich wohne Via Babuino Nummer 86, im dritten

Stock, bei der Witwe Angela Marini. Sie iſt eine anſtändige Frau.“

„Wohne, wo Du willſt, bei wem Du willſt. Was kümmert es mich?“

„Merke Dir: Via Babuino Nummer 86.“

„Ich will es mir aber nicht merken!“

„Denn Du wirſt zu mir kommen!“

XVIII

„Sor Riccardo!“

„Was willſt Du, mein Junge?“

„Ich ſtöre Dich bei Deiner Arbeit; aber ich muß mit Dir ſprechen.“

„Du ſtörſt mich niemals. Vielmehr — alle guten Götter ſeien dafür geprieſen, daß Du mich ſtören kannſt.“

Das freudige Geſicht, mit dem der alte Herr von ſeiner Arbeit aufſchaute, war eine geradezu glänzende Beſtätigung ſeiner Behauptung.

„Sor Riccardo! O, Sor Riccardo!“

„Weshalb rufſt Du mich ſo feierlich an?“

„Wenn Du mich ſ o anſiehſt: mit ſolchen guten treuen Augen, könnte ich die ganze Welt für Dich laſſen.“

„Ausgenommen die — ‚ganze Welt‘.“

Es kam ſelten vor, daß Richard Hille einen Witz machte; und der Gute hielt ſeine Antwort für einen Witz. Da Marco jedoch ernſthaft blieb, ſo lachte wenigſtens der Profeſſor. Zugleich war er über die letzte Rede ſeines Jungen ungeheuer gerührt, was ſein Lachen verbergen ſollte; denn wenn er über den ſchönen Herrn gerührt war, bezeigte ſich jener ſo kühl ſpöttiſch, wie es der modernen Jugend dem Alter gegenüber zukam.

Mit tiefernſtem Geſicht ſagte jetzt Marco: „Ich mag mich dagegen wehren, ſo ſehr ich nur kann; es hilft mir nichts: ich hänge nun einmal von Deinen Augen ab.“

Dieſes Mal war Richard Hille der Spötter. Er höhnte: „Du ſprichſt ja von Deinem alten ekligen Mentor — denn ich bin bisweilen geradezu widerwärtig! — als ob er eine junge Dame wäre, deren ſchöne Augen Dich anlachen.

„Und auf die Du rasend eifersüchtig bist. Gesteh's nur."

„Ich gestehe, daß ich Dich keiner gönne. Einstweilen noch nicht."

„Einstweilen gehöre ich noch Dir. Keinem anderen Menschen auf Erden gehöre ich so sehr."

Marcos tiefer Ernst war auf den Professor übergegangen. Mit einem Zucken um den Mund sagte er leise: „Du wurdest mir vom Schicksal geschenkt. Daher darf ich Dich nur für geliehen betrachten."

„Um mich nicht wieder zurückzugeben, wenn das Schicksal mich von Dir zurückfordern sollte."

„Meinst Du wirklich?"

Erschrocken sah der Gelehrte den jungen Menschen an, der triumphierend rief: „Ich kenne Dich! Niemand, der Dich so gut kennt wie ich! Nicht einmal Dame Paoluccia; von Tante Dora gar nicht zu reden."

Richard Hille aber war über seine eigene Schlechtigkeit entsetzt. Denn wie Marco ihn schilderte — und da niemand ihn so genau kannte — mußte er ja ein ganz bösartiger Mensch sein; ein Mensch, der nicht wert war, daß ihm das Schicksal solches Geschenk gab, wie es in Gestalt des Adonis von der Via Rasella vor ihm stand. Er seufzte zerknirscht: „Demnach wäre ich ein krasser Egoist! Nun ist Selbstsucht etwas geradezu Abscheuliches; denn Selbstsucht ist etwas Häßliches. Besonders häßlich wäre sie bei mir, der ich nichts so abgöttisch liebe, also nichts so anbete, wie die Schönheit." Und nach einer Pause: „Du kamst, um mit mir zu sprechen?"

„Über eine sehr ernste Sache."

Richard Hille erhob sich, ging zu dem jungen Manne, der sich gesetzt hatte, legte ihm seine Hand auf die Schultern und fragte einfach: „Worin und womit kann ich Dir helfen?"

Marco sah zu ihm auf, sagte leise und traurig: „Warum hast Du mir das angetan?"

„Ein Leides? Ich — Dir? Eher würde ich mir selbst die rechte Hand abhauen, als Dir weh zu tun."

„Wieviel zahlteſt Du meinem Vater für mich?"

„Wer ſagte Dir das? Wie kommſt Du zu dieſer Frage? Sahſt Du Deinen Vater?"

„Nenne mir die Kaufſumme."

Richard Hille verlor alle Faſſung. Der Verkauf ſeines Eros war allmählich zu dem großen Geheimnis ſeines Lebens geworden. Wie hatte der Mann deswegen lügen müſſen: er, dem das Lügen ſo verhaßt war wie Schmutz oder Geiz oder Feigheit. Welches Kopfzerbrechen hatte es gekoſtet, das Märchen: ‚Wo ſich mein Eros befindet' auszuſinnen; welche Mühe machte es, die Fabel aufrecht zu erhalten. Manche Nacht träumte ihm: Tante Dora ſei dahinter gekommen und habe ihn einen Lügner geſcholten. Sogar Paoluccia war ihm im Traum erſchienen, hatte ihn mit ihren kohlſchwarzen Augen böſe angefunkelt und mit dumpfer Stimme geſprochen: „Ich weiß es. Und ich werde es meiner Herrin ſagen. Du biſt ein rechter Birbone, Sor Riccardo!" Sie, die ihn gleich einem Hausheiligen verehrte, hatte infolge ſeiner Verlogenheit derartig den Reſpekt vor ihm verloren, daß ſie ihn duzte. Vor lauter Entſetzen war der Profeſſor aufgewacht und mußte ſich erſt lange beſinnen, daß es nur ein Traum geweſen. In Erinnerung desſelben und mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen benahm er ſich den beiden Frauen gegenüber den ganzen Tag über höchſt ſeltſam und mußte deswegen vielfaches Schütteln der weiblichen Häupter ſeiner kleinen Familie über ſich ergehen laſſen.

Jetzt war ſein Geheimnis enthüllt, ſeine Lüge entdeckt! Vor ihm ſtand ſein lieber Junge mit einem ganz ungewohnten Ausdruck im Blick, befragte ihn, forderte von ihm Rechenſchaft: „Wieviel, Sor Riccardo?"

Da Leugnen nur neues Lügen geweſen wäre, überdies nichts geholfen hätte, ſo mußte der Bedrängte zu einer ſanften Milderung der unleugbaren Tatſache ſeine Zuflucht nehmen. Er ſtotterte: „Ich begreife gar nicht, wie Du jetzt noch darauf kommſt: nach ſo langer Zeit! Und wegen ſolcher Bagatelle! Sie iſt ja der Rede nicht

wert. Dein Vater ... Der arme Mann befand sich gerade in Verlegenheit; Du weißt ja doch ... Ich merkte die Sachlage und bot dem Manne das Geld an. Hörst Du wohl: ich bot es ihm an! Also trage ich auch die Schuld. Ich drängte Deinem Vater die kleine Summe geradezu auf ... Sieh mich nicht so an. Du machst ja ein ganz verstörtes Gesicht!"

„Mein Vater nahm das Geld?"

„Wenn ich Dir doch sage, daß ich ... Wie kannst Du die Sache so schwer nehmen? Geld besitzt doch nicht den mindesten Wert, wo es sich um so große Dinge handelt. Ich war glücklich, Deinem Vater den kleinen Dienst leisten zu können."

„Es war sehr viel Geld. Woher nahmst Du's?"

„Laß doch! Ich kann Dein verstörtes Gesicht nicht sehen. Wenn Du mich lieb hast —"

„Ich habe Dich sehr lieb. Ich habe Dich so lieb, wie ich einen Menschen überhaupt haben kann. Deshalb muß ich doch wissen, woher Du das viele Geld nahmst, um es meinem Vater für seinen Sohn zu bezahlen."

Verzweiflungsvoll rief Richard Hille: „Bezahlen. Was für Ausdrücke Du brauchst! Er stand mir ja doch nur im Wege. Überhaupt — wie kam ich dazu, ihn für mich behalten zu wollen? Ein solches Werk für mich allein! Du hast recht: ich bin ein Egoist! Es war höchste schnödeste Selbstsucht von mir, ihn jahrelang vor mir stehen zu haben. Gut, daß ich ihn fortgab."

Marco begann zu verstehen. Er rief: „Gut, daß Du Deinen Eros fortgabst, von dem Tante Dora so oft spricht?"

„Hast Du's ihr schon gesagt? Weiß sie's schon?"

Dem Professor trat der helle Angstschweiß auf die Stirn. Er atmete auf, als er von Marco erfuhr, daß dieser allein — der junge Mann verriet seinem Freunde nicht, wodurch — Mitwisser seines großen Geheimnisses geworden war.

„Tante Dora glaubt, wie auch ich bisher glaubte, Du hättest Deinen verstümmelten Götterknaben zum Restaurieren fortgegeben."

Trotz aller Qual mußte der Archäologe lächeln.

„Das war doch ſchlau von mir? Denn wie ſie nun einmal iſt ... Sie übertreibt meine Liebe, die ich für das Stück Marmor empfinden ſoll; übertreibt alſo auch das Glück, das ſolch toter Gegenſtand mir gibt. Es war nicht leicht, ſie zu überliſten. Ich muß wundervoll gelogen haben; denn ſie glaubt wahrhaftig, ich hätte wirklich die Barbarei begehen und den Torſo zum Reſtaurieren fortgeben können. Dieſen Torſo! Meinem armen verſtümmelten Götterknaben, wie Du ihn nennſt, von einem modernen Bildhauer Arme, Beine, Haupt anſetzen zu laſſen, wäre eine Götterſchändung... Geradezu fürchterlich iſt Tante Dora in ihrem Drängen, durchaus hingehen und unter allen Umſtänden ſehen zu wollen, wie mein junger Griechengott entgöttert wird. Sie wäre längſt hingelaufen, wenn ich nicht ſo weiſe geweſen, ihr den Namen des Bildhauers zu verſchweigen. Jetzt überhäuft ſie mich mit Vorwürfen, weil ich meinen Eros nicht zu Minardi gebracht habe. Als ob dieſer für etwas anderes Sinn hätte als für ſeinen König und ſein Königsroß."

Marco gedachte der zertrümmerten Gruppe der drei Geſtalten, die der Meiſter nicht wieder ſchaffen wollte. Richard Hilles Abſicht, ihn von der Hauptſache abzulenken, erkennend, kam er darauf zurück:

„Meinetwillen verkaufteſt Du alſo die Antike? Wie Du nun einmal biſt, verkaufteſt Du das Kunſtwerk natürlich viel zu niedrig? Gewiß zu einem wahren Spottpreis? Du läſſeſt Dich ja ſo herrlich betrügen. Ein Kind betrügt man ſchwerer als Dich ... Wieviel erhielteſt Du für den Eros? Geſteh's nur!"

Sor Riccardo geſtand es nicht, machte jedoch ein ſehr ſchuldbewußtes Geſicht. In Marco regte ſich der Römer, der Geſchäftsmann. Voll ehrlicher Entrüſtung rief er: „Die Antike iſt ſicher ein Vermögen wert, und Du gabſt ſie hin um ein Nichts. Es iſt ja doch einfach unerhört! Du könnteſt jetzt ein wohlhabender Mann ſein. Ich verſtehe das nicht. Sind die Deutſchen alle ſo?"

„Wie denn ‚so'?"

Die Frage klang zaghaft, gleichsam Abbitte leistend. Marco erklärte: „Sind alle Deutschen so schauderhaft ungeschäftlich, wie Du bist? Jedenfalls bist Du darin Deinen sämtlichen lieben Landsleuten über."

Er war jetzt weniger außer sich darüber, daß Sor Riccardo seine heißgeliebte Antike verkauft hatte, als vielmehr über den Umstand, daß er sie schlecht verkauft hatte: sicher ganz miserabel!

Schüchtern entschuldigte sich der Angeklagte: „Vielleicht hätte ich eine noch größere Summe erhalten können. Aber ich forderte ohnedies mehr als das Doppelte des Angebots, das ich — eigentlich schämte ich mich der Schacherei — auch ohne weiteres erhielt."

Marco höhnte laut: „‚Ohne weiteres'. Dann hättest Du ohne weiteres das Drei- und Vierfache erhalten können, und Du hättest Dich ‚eigentlich' schämen müssen. Dann hätte das Sichschämen sich wenigstens gelohnt."

„Ich schäme mich jetzt."

„Weil Du Dich so schändlich betrügen ließest?"

„Weil ich mit meinem herrlichen Eros schändlichen Handel trieb."

„O Du!"

Der Ausruf klang fast wie Verachtung: Verachtung über das kindlich Ungeschäftliche des deutschen Gelehrten. Voll stillen Frohlockens vertraute dieser seinem Jungen an: „Ich behielt von dem häßlichen Handel noch bare zwanzigtausend Lire übrig... Was sagst Du jetzt? Ist das nicht herrlich? Natürlich nahm ich davon keinen Soldo. Weißt Du, weshalb nicht? Weil das Geld Dir gehört — wenn Du es einmal brauchen solltest. Einstweilen verdiene ich für mich und Dich genug; und was die Zukunft betrifft — Du arbeitest ja, wirst also verdienen. Kurzum: Deine Zukunft ist durch Deine Arbeit gesichert, durch Dein großes Talent, Deinen Fleiß. Sobald Du nämlich den Vollwert der Arbeit, das ganz überschwengliche Glück künstlerischen Schaffens erkannt hast,

wirſt Du fleißig ſein! Das iſt für mich ein köſtlicher Gedanke."

„Für Dich ... Hoffentlich legteſt Du das Geld gut an?"

Wiederum machte der Profeſſor ein ſehr ſchuldbewußtes, faſt ängſtliches Geſicht. Ziemlich kleinlaut kam es von ſeinen Lippen: „Natürlich werde ich es gut anlegen, ſo gut ich nur kann: zu drei oder gar zu dreieinhalb Prozent, in ſicheren Papieren. Da es Dein kleines Vermögen iſt, muß ich es möglichſt ſicher anlegen und zu möglichſt hohen Prozenten. Ich wollte es längſt tun, kam jedoch bis heute noch immer nicht dazu. Es hat ja auch alle Zeit. Und dann, weißt Du ... Ich verſtehe ſo wenig von dieſen Sachen. Du haſt recht, ich bin ein ganz miſerabler Geſchäftsmann. Es iſt eine wahre Schande."

„Du haſt das Geld noch immer ruhig im Schreibtiſch liegen, anſtatt es arbeiten zu laſſen?"

„Das Geld arbeiten ... Ich weiß, man nennt es ſo. Es iſt ſolch merkwürdiger, ſolch unwürdiger Ausdruck. Die Arbeit iſt unſer Beſtes. Wenn ein Menſch arbeitet, ſo iſt er ein geſegneter Menſch; und dieſer elende Mammon ... Nein, mein Geld iſt immer noch faul. Ich ſehe mein Unrecht ein — da es ja doch Dein Geld iſt."

Etwas beſchämt erklärte Marco: „So meine ich's nicht. Es iſt nur —"

Der Profeſſor unterbrach ihn freundlich: „Es iſt nur, weil ich gar nichts davon verſtehe. Ich glaube, Du verſtehſt etwas davon?"

Mit einem ſcharfen Zug um die Lippen — er entſtand ganz plötzlich — gab Marco zur Antwort: „Geldſachen lernte ich bei meinem Vater. Außer meines Vaters Lebensprinzipien war es ſo ziemlich das einzige, was ich von ihm lernte. Mein Vater iſt ein geriebener Geſchäftsmann."

Jetzt kam Richard Hille mit ſeiner Bitte heraus: „Da Du in dieſen Dingen ſo gut Beſcheid weißt, und da es Dein Geld iſt, ſo —"

Mit plötzlichem Schrecken rief der Sohn des Advokaten

faſt heftig: „Nein, nein! Das mußt Du ſelbſt beſorgen! Dabei kann ich Dir nicht helfen!“

Doch Richard Hille bat ſo lange und ſo dringend, daß Marco ſich erbitten ließ und — immer noch erſchreckt und zaudernd — verſprach: das Geld möglichſt gut unterzubringen, damit das Geld möglichſt günſtig arbeiten könnte. Aber obgleich es ihm ungern zugeſagt wurde, merkte der Buoniſſimo, daß Marco ſich über das kleine Kapital freute, ein Umſtand, der ihn über die Entdeckung ſeines Geheimniſſes etwas tröſtete. Um das Geld ſogleich ſeinem Eigentümer zu übergeben, ging er zu ſeinem Schreibtiſch, der niemals verſchloſſen war und in dem die Kaſſenſcheine irgendwo liegen mußten: unter lauter Gelehrſamkeit. Als er ſie glücklich gefunden hatte, hielt er ſie mit einer eigentümlichen Empfindung in der Hand: dieſe unſchönen, durchaus nicht reinlichen Papierfetzen hatte ſein Eros ihm eingebracht, dieſes ſelbſt in ſeiner Verſtümmelung unſterbliche Stück helleniſcher Schönheit.

Marcos Hand zitterte, als er das Geld nahm: ſein Eigentum, ſein kleines Kapital! Da er es einmal beſaß, würde er es gewiß nicht faul daliegen haben, ſondern fleißig ‚arbeiten‘ laſſen. Er war ſich nur noch nicht recht klar, wie.

Als Richard Hille das viele garſtige Geld in ſeines lieben Jungen Hand ſah, flog über ſein Geſicht aber doch ein glückliches Lächeln.

— — — — — — — — — — — — — — —

Alſo — Marco *arbeitete*.

Es war jedoch nicht der Ikarus, den er geſtaltete. Dieſer war mit dem Ikarus des Ariſtide Minardi auch für ihn endgültig vernichtet worden. Der Schöpfer des Viktor Emanuel-Denkmals hätte ſeine drei Menſchen daher gar nicht zu zerſtören brauchen; denn — was half das Marco? In ſeinem *Geiſt* blieben ſie unzerſtörbar beſtehen! Sie lebten in ſeiner Seele, mit ihrem Leben ſeinen jungen Geflügelten erbarmungslos in die Tiefe ſtürzend.

Darauf verzichtend, den unglücklichen Sohn des Dädalos zu bilden, wollte Richard Hilles Wahlſohn mehr und

mehr sich selbst zu einem Ikariden: zu einem emporstrebend Schaffenden machen. Sein ganzes Innere, all sein Denken und Fühlen wollte er wie weiches Wachs kneten und immer wieder kneten, bis er sagen durfte: ‚So sehr, wie Du's vermagst, hast Du's erreicht; so hoch, wie Du streben kannst, bist Du emporgeklommen. Jetzt stehe fest: ‚Hoch über allem!' Hüte Dich nur, damit Dir in Deiner Höhe nicht schwindelt; wehre Dich, damit Du nicht strauchelst und fällst. Dein Fall wäre ein Sturz in einen Abgrund, daraus Dich dieses Mal keine rettende Hand emporziehen würde.'

So nahm Marco sich vor: jeden Tag von neuem. Er meinte es heilig ernst, sehnte sich mit aller Macht nach menschlicher Höhenluft, war über seinen eigenen Ernst gerührt, von seiner eigenen Sehnsucht ergriffen, fühlte sich bereits als freier und reiner Mensch, wurde von seiner Empfindung so hoch getragen, als ob er schon jetzt — kein Ikarus, sondern ein Gipfelsteiger wäre.

Und — er arbeitete!

Das mächtige Verlangen der Menschenseele, das in Marcos eigener Brust immer wieder wie ein Akkord aufbrauste, bildete auch bei seinem neuen Entwurf das Motiv. Er wollte eine blütenhaft junge, von allen Hüllen entblößte Gestalt darstellen, die in vollkommener Ruhe dastand und aus weit offenen Augen hinausschaute, einem geheimnisvollen Etwas entgegen, dafür das holde Kind keinen Namen wußte. Aber kommen mußte es! Es konnte die Liebe sein, Seligkeit der Liebe — Vernichtung durch die Liebe: „Gefühl ist alles."

Dem jungen Künstler war dieses Faustwort unbekannt. Aber alles an seiner Gestalt sollte Gefühl sein — Sehnsucht.

‚Sehnsucht' sollte sein neues Werk heißen.

Und dieses Werk würde Richards Junge vollenden!

Ende des ersten Teiles.

Zweiter Teil

I

Ein Jahr war vergangen und — Marco arbeitete!

Keinem zeigte er seine Entwürfe, zu niemandem sprach er darüber. Auch nicht zu Sor Riccardo, der unter diesem Schweigen litt. Wie schön wäre es gewesen, wenn der Junge dem Alten von seinem Werke gesprochen hätte, wenn sie darüber debattiert hätten, endlos debattiert; wie herrlich, wenn Richard Hille in diesen Debatten von seinem Jungen besiegt worden wäre, wenn er dessen Ideen hätte bewundern, an seinen Entwürfen sich hätte begeistern dürfen, wenn er mit Tante Dora hätte in die Villa Strohl-Fern kommen und ausrufen können: „Sehen Sie doch nur! Was sagen Sie dazu?!"

Aber Marcos Lippen blieben verschlossen, und verschlossen blieb seinen Freunden die Tür seiner Werkstatt. Die vier Getreuen von der Via Rasella wußten nur, daß der Liebling des Hauses arbeitete: Vormittags in seinem einsamen Studio, Nachmittags mit vielen andern jungen Künstlern im Aktsaale. Sor Riccardos unermüdlicher Fleiß, der die schwierigsten archäologischen Fragen löste; Tante Doras Zauberpinsel, mit welchem sie auf ihrer Leinwand einer ganzen Generation von Kindern blühendes Leben schenkte — die ganze Tätigkeit dieser beiden galt in der Via Rasella nichts im Vergleich zu Marcos ‚Arbeit'. Wenn er nur nicht auch dieses Mal — wie bisher so oft, eigentlich wie immer — sehr bald ermüdete, an sich verzweifelte und dann das Angefangene beiseite warf. Richard Hille spähte ängstlich nach jedem An-

zeichen, welches das Herannahen der gefürchteten Ermattung hätte verkünden können, hangte und bangte, hoffte und fürchtete; Paoluccia kochte unentwegt des Signorinos Lieblingsgerichte; Tante Dora erzählte ihm unermüdlich ihre luſtigſten Geſchichten; Sor Riccardo lachte ihn, ſo oft er ihn überhaupt zu ſehen bekam, mit ſeinem ſtrahlendſten Lächeln an, und das Nymphlein wurde in Gegenwart des jungen Herrn von Tag zu Tag ſchüchterner und ſcheuer, zugleich mehr und mehr die verkörperte Sehnſucht einer jungen zärtlichen Menſchenſeele.

Einmal faßte ſich der Profeſſor das Herz zu einer Frage: „Ich verſtehe es ſehr wohl (der Gute verſtand es ganz und gar nicht) und es gefällt mir von Dir, daß Du über Deine Arbeit ſo verſchloſſen biſt: es iſt das Zeichen echten Künſtlertums. Als Praxiteles ſeine Venus und Myron ſeinen Diskobolos ſchufen, ließen ſie ſicher keinen Menſchen in ihre Werkſtatt, womit ich nicht ſagen will, daß Du zu dem Geſchlecht jener Hellenen gehörſt. Immerhin zeugt Dein Schweigen von Deinem künſtleriſchen Ernſt ... Aber zu Minardi haſt Du hoffentlich von Deiner Arbeit geſprochen und ihn gebeten, ſie zu beſichtigen?“

„Nein.“

„Auch gegen Minardi ſchweigſt Du? Das gefällt mir nicht, Junge! Ihm gegenüber ſollteſt Du ſprechen. Du ſollteſt ihn um Rat bitten, Dich ihm dadurch dankbar erweiſen, indem Du Dich ihm anvertrauſt. Es muß ihn ja kränken, daß Du nicht einmal für nötig hältſt, ihn zu Rate zu ziehen. Gewiß war er inzwiſchen bei Dir? Ihn konnteſt Du doch unmöglich abweiſen.“

„Ich bat ihn, in der nächſten Zeit nicht zu kommen.“

„Wo er Dir doch helfen könnte!“

„Ich will bei dieſer Arbeit ſeine Hilfe nicht.“

Richard Hille ſchüttelte bedenklich ſein graues Haupt, wollte böſe werden, wollte von Marco verlangen, noch dieſen Mittag zu Minardi zu gehen und ihn zu bitten, zu ihm zu kommen. Der Geſcholtene wurde jedoch derartig erregt, daß mit ihm — wie ſo oft — ‚nichts anzu-

fangen' war. Nach einer Stunde kam er mit verändertem Geſicht und Weſen zu ſeinem Mentor und ſagte: „Du könnteſt ihn übrigens einmal beſuchen. Oder noch beſſer: ſchicke Tante Dora zu ihm. Er wird ſich in ſeiner Kaiſergruft einſam fühlen und ... Am beſten wird ſein, ich gehe ſelbſt zu ihm und lade ihn in Eurem Namen ein, wieder einmal zu uns zu kommen. Ich muß ihn nämlich darum bitten, ſonſt kommt er nicht."

Erſtaunt wiederholte der Profeſſor: „Sonſt kommt er nicht?"

„Weil er glaubt, ich ſei eiferſüchtig auf ihn. Eine verrückte Idee, nicht wahr? Er hat ſie nun einmal. Ich muß ihm daher ernſtlich ſagen, daß es eine Wahnidee von ihm iſt; denn ich und das Nymphlein! ... Ich denke gar nicht daran, mich zu verlieben: gerade jetzt, wo ich arbeiten will. Und nun gar in Paoluccias Töchterlein! Da müßte ja gleich gefreit werden. Ich und heiraten! Weder mit meinem zwanzigſten, noch mit meinem vierzigſten Jahr! Ein Künſtler muß frei bleiben. Ich müßte es auch dann, wenn ich kein Künſtler wäre. Zum Heiraten gehört Talent, ſo gut wie zum Bildhauern; und ich bin, was die Ehekunſt betrifft, vollkommen talentlos. Dafür kenne ich mich viel zu genau. Gehöre ich doch in dieſer Beziehung ganz und gar zu den Modernen; und moderne junge Männer wollen weder geliebt werden noch ſelbſt lieben. Letzteres am allerwenigſten."

„Was wollen die Unglücklichen?"

Marco lachte.

„Die Glücklichen wollen genießen! Nichts anderes als das! Alles andere iſt ihnen unbequem, alſo unangenehm. Das Unbequeme und Unangenehme ſtört den Lebensgenuß; und Lebensgenuß iſt nun einmal für einen modernen jungen Mann alles. Aber das verſtehſt Du nicht."

„Ganz und gar nicht. Hoffentlich gleichſt Du darin nicht der modernen Jugend."

„Darin gleich' ich ihr allerdings nicht. Wie ſollte ich das? Was weiß ich von Genuß? Von jenem Genuß, den unſere

jungen Leute ſich im Überfluß zu verſchaffen wiſſen. Bedenke doch, was mein Leben war, wohin es mich geführt hat. Und jetzt, wo ich bei Dir bin ... Und wo ich täglich mehr und mehr einſehe, wie wenig Du davon verſtehſt, wie ſehr es Dich kränken würde, wenn auch ich ... Gleich biſt Du wieder entſetzt. Ich will, daß Du ein luſtiges Geſicht machſt, daß Du all den Unſinn, den ich Dir vorſchwatze, nicht ernſt nimmſt. Denn wenn alles wahr wäre, was ich rede, ſo müßte ich ein leibhaftiges Scheuſal ſein. Das bin ich nicht ganz. Ein dummer Junge bin ich: D e i n dummer Junge ... Siehſt Du, jetzt mußt Du lachen."

Und er lachte ſeinen ehrwürdigen Freund ſo übermütig an, daß dieſer, wenn auch nicht lachte, ſo doch lächelte.

Richard Hille brauchte über ſeines Jungen Reden wirklich nicht gleich ein entſetztes Geſicht zu machen. Menſchen mit ſolchem Sonnenlachen mußten gute Menſchen ſein: „Adelsmenſchen" — wie Richard Hille dieſe Gattung mit Vorliebe nannte.

II

Marco befand ſich noch immer in dem Beſitz des Geldes für den veräußerten Eros — ſo viel von der Verkaufsſumme übrig geblieben war; alſo jenes Teiles davon, den ſein Vater nicht erhalten hatte. Von dem Augenblick an, wo Sor Riccardo dem jungen Manne jenen Reſt übergeben hatte, fühlte er ſich wie von einer Laſt befreit: Marco würde das Geldgeſchäft prächtig beſorgen! Dafür war er ein Vollblutrömer. Allerdings war das römiſche Geſchäftgenie eine Eigenſchaft jener erlauchten Raſſe, die Richard Hille bei ſeinem Jungen lieber nicht ausgebildet geſehen hätte.

Seit Marco das kleine Kapital in Händen hatte, erſchien er ſich als vermöglicher Mann. Dabei wollte er das Geld nicht einmal für ſich ſelbſt verwalten — bewahre! Er hatte ſeinen heimlichen Plan, deſſen Ausführung er ſich feſt vornahm und der ihn ſchon in der Idee glücklich machte.

Verdoppeln und verdreifachen wollte er das Geld: für Richard Hille verdoppeln und verdreifachen! Der beſte aller Menſchen ſollte ſehen, daß ſein Junge wirklich kein ſolches ‚Scheuſal‘ war, als welches er ſich oft genug ſelbſt ſchilderte. Was Richard Hille dem Advokaten Luigi Lippi für deſſen Sohn bezahlt hatte, ſollte von dieſem bei Heller und Pfennig zunächſt zurückerworben, ſpäter dann die ganze Summe verdoppelt und verdreifacht werden.

Wodurch verdreifacht?

Durch kühne Spekulation!

Spekulieren galt dem echten Römer für eine noch um vieles herrlichere Sache als Politiſieren. Allerdings bedurfte man für erſteres bares Kapital, während für letzteres

Worte genügten. Je größer und volltönender dieſe klangen, umſo bedeutſamer konnte der Römer Politik treiben. Beſaß er keine Kapitalien, ſo mußte er ſich auch für ſeine Spekulationen in Gottes Namen mit Worten begnügen. Wenigſtens konnte er in dieſem Falle die Sache gleich im großen betreiben: mit den größten Ziffern die kühnſten Spekulationen! In den Cafés und Klubs, beim Apotheker und Barbier, auf Plätzen und an Straßenecken trieben Politiker und Spekulanten mit Leidenſchaft nicht nur wortreiche Politik, ſondern auch Geldgeſchäfte.

Auch Marco gab ſich nach ſeinem Modellieren im Atelier und ſeinem Zeichnen im Aktſaal dieſen idealen Genüſſen mit ganzer Seele hin. Sein Stammlokal blieb Café Aragno, ſeine Stammſtandſtelle der gerade hier ſehr breite Bürgerſteig zwiſchen den Straßen Convertite und San Claudio. Da er nicht in der Lage war — wenigſtens jetzt noch nicht — die Freuden der eleganten Jugend voll zu genießen, ergab er ſich in ſeinen Mußeſtunden dem eifrigen Studium der Geldkurſe; und er tat es in dem angenehmen Bewußtſein, das zu den kühnen Spekulationen gehörige Kapital in der Taſche zu haben — was von ſeinen Bekannten nur wenige behaupten konnten. Aber bei allem Studieren und Debattieren gelangte er zu keinem rechten Entſchluß; denn für ſeine Abſicht ſtand ihm kein Papier hoch genug, erſchien ihm keine Spekulation kühn und zugleich ſicher genug. Für eine rapide Vermehrung ſeines Kapitals mußte er eine andere Methode erſinnen.

Und Marco erſann: Spielen — Haſardſpielen!

Richard Hille verabſcheute das Spiel. Aber Richard Hille haßte und verachtete vieles, was die anderen, und zwar die meiſten anderen, durchaus nicht haßten und verachteten. Im Gegenteil! Der ‚beſte der Menſchen‘ war im Grunde genommen einer der kurioſeſten Käuze, die Roms Sonne jemals beſchienen hatte. Der Profeſſor hielt Monte Carlo für die irdiſche Hölle, Marco hielt es für das irdiſche Paradies. Nun war Rom zwar nicht der

goldene Venusberg an der Côte d'azur; aber es gab auch in der Siebenhügelstadt der kleinen heimlichen Paradiese genug. Was wäre für Marco natürlicher gewesen, als in einen dieser Gärten Eden einzugehen? Überdies tat er es nicht für sich selbst, sondern für seinen ausgezeichneten Nährvater. Hatte er die ihm von diesem geschenkte Summe — schließlich war es doch *sein* Geld! — im Spiele nicht nur verdoppelt und verdreifacht, sondern verzehn- und verdreißigfacht, so brauchte sein ehrwürdiger Freund die Methode gar nicht zu erfahren, wenn Marco ihm den Schatz überbrachte: „Dies alles ist Dein!" Und wie gesagt: kein Kind war so kinderleicht zu belügen wie dieser glaubensreiche, vertrauensselige grauhaarige Knabe — wenn überhaupt jemand das Herz besaß, sein Vertrauen zu hintergehen und seinen Glauben zu verraten. Marco beschloß, es zu tun. Geschah es doch in bester Absicht. Wo er das Kapital zu einem derartig allerhöchsten Gewinnsatz anlegen sollte, ergab sich für ihn durch einen Zufall.

Einer der jungen Elegants von Café Aragno erkundigte sich eines Tages bei ihm: „Weshalb besuchen Sie eigentlich niemals die Marchesa?"

„Welche Marchesa?"

„Im Karneval wurden Sie ihr vorgestellt, und auf dem Ball in der Argentina, wo Sie das famose Abenteuer hatten, tanzten Sie mit ihr."

„Ich erinnere mich ... Die Marchesa war über mich höchlichst entrüstet."

„Im Gegenteil."

„Jedenfalls benahm ich mich damals wenig höflich gegen die Dame."

„Und jedenfalls beklagt sich die Marchesa jetzt über Ihre Unhöflichkeit, weil Sie ihre Dienstagabende nicht besuchen."

„Wie kann ich eine Dame besuchen, gegen die ich ungezogen war?"

„Sie sind doch noch immer recht naiv. Überdies hat die Affäre mit dem Herzog Sie interessant gemacht."

„Wahrhaftig?“

„Für die Frauen wenigſtens.“

„Die Frauen —“

Richards Junge ſagte die zwei Worte in einem Tone, mit einem Lächeln, welches Richard Hille, wenn er es geſehen und gehört, unglücklich gemacht hätte. Die jungen Herren verſtanden Ton und Lächeln beſſer.

„Alſo nächſten Dienstagabend kommen Sie?“

„Ich werde vorher bei der Marcheſa eine Karte abwerfen?“

„Tun Sie das. Vergeſſen Sie nicht den Marcheſe. Alſo zwei Karten, der bloßen Form wegen.“

„Richtig, und der Marcheſe!“

„Sie können ſpät kommen. Es wird bei den Leuten erſt nach Mitternacht intereſſant.“

„Was nennen Sie ſo?“

„Man bleibt dann unter ſich.“

„Und?“

„Und man jeut.“

„Oh!“

„Sprechen Sie nicht weiter darüber.“

„Ich verſtehe.“

„Sie können enorm gewinnen ... Es bleibt alſo dabei: Sie kommen?“

„Ich komme.“

Noch vor ſehr kurzer Zeit würde Marco die Aufforderung: die Dienstagabende der Marcheſa zu beſuchen, mit Entſchiedenheit abgelehnt haben. Erſtens ſollte er arbeiten; zweitens hatte er beſchloſſen, Richards Junge nach Möglichkeit zu ſein und zu bleiben; drittens ... Und drittens der Ton und das Lächeln, mit dem Marco vorhin von den Frauen ſprach und das von den jungen Leuten ſo gut verſtanden worden war, gehörte zu jenem dunklen Etwas in ſeiner Seele, daran er ſo viel denken und dagegen er ſich ſo ſtark wehren mußte. Und vor allem: er mußte ſich endlich dazu aufraffen, das ihm von Sor Riccardo übergebene Kapital in einer möglichſt angenehmen Weiſe um

ein Beträchtliches zu vergrößern. So geſchah es, daß das ‚Ja‘, mit dem er ſeinen erſten Eintritt in die Welt der römiſchen Salons zuſagte, wie ein reiflich überlegter, unabänderlicher Entſchluß klang.

— — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem verhängnisvollen Faſchingsdienstage hatte Marco keine Vergnügungen mehr aufgeſucht; und jetzt war es bereits Anfang Mai. Im Frack, mit weißer Krawatte, trat er den nächſten Dienstagabend in die ſtille Studierſtube des Profeſſors, der erſtaunt von ſeiner Arbeit aufſah.

„Du haſt Dich ja heute wunderſchön gemacht!“

„Ich bin eingeladen: bei der Marcheſa ...“

Und er nannte den Namen eines der älteſten und edelſten römiſchen Adelsgeſchlechter.

„Ich wußte gar nicht, daß Du die Marcheſa kennſt.“

„Schon ſeit dem Karneval. Du liebſt es ja nicht, wenn ich Dir von meinem Verkehr mit jenen Leuten erzähle.“

„Wenn es Dir Freude macht —“

„In jeder neuen Bekanntſchaft witterſt Du womöglich gleich einen Treubruch gegen Dich.“

„Vielleicht nicht immer einen Glücksfall für Dich. Alle guten Freuden der Jugend und des Lebens gönne ich Dir von Herzen.“

„Nur daß Du auf jedes Gute, welches mir nicht von Dir kommt, eiferſüchtig biſt.“

Sofort bereute Marco ſein hartes Wort, das er im herben Tone, mit ſeinem unguten Lächeln ſagte. Den ſchmerzlichen Blick Richard Hilles bemerkend, rief er voll aufrichtiger Reue: „Anſtatt dankbar zu ſein, daß einem Menſchen auf Erden daran gelegen iſt, von mir geliebt zu werden, rechne ich Dir Deine Liebe zu mir womöglich als Unrecht gegen mich an.“

Mit leiſer Stimme bat der Buoniſſimo: „Wenn Du mir nur immer alles ſagen, mir nur ſtets in allem vertrauen wollteſt.“

„Das kann ich nicht! Einfach — ich kann nicht! Ich bin ein junger Menſch. Du verſtehſt nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Das ſoll kein Vorwurf ſein; denn wie ſollteſt Du das verſtehen können? Und es gibt ſo viele Dinge, die ich Dir nicht ſagen, Dir nicht anvertrauen kann — wie Du's nennſt. Jeder junge Mann hat in ſeinem Leben ſolche Dinge. Auch der Beſte, der Reinlichſte. Du mußt Dich daran gewöhnen, mich meine eigenen Wege gehen zu laſſen."

Von allem hatte Richard Hille nur das eine gehört: er verſtand nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Und Marco war jung! Er war gewiſſermaßen die perſonifizierte Jugend mit allen ihren heißen Hoffnungen und wilden Wünſchen, allen ihren goldenen Träumen, davon das beginnende Alter nichts wußte, denen es fremd und feindſelig gegenüberſtand. Ja wohl: feindſelig! Wenn auch ohne es ſelbſt zu wiſſen oder gar zu wollen. Richard Hille, der Alternde, verſtand nicht, mit jungen Leuten umzugehen! ... Richard Hilles Wahlſohn klagte ſich zwar ſelbſt des Unrechts gegen ſeinen Freund an; aber — der junge Mann hatte mit ſeiner Anklage — denn eine ſolche war es — nur zu ſehr recht. Mit jungen Leuten umzugehen, verſtand der Gelehrte nicht: wie konnte er ſich dann einbilden, daß dieſer glanzvolle Jüngling ſich bei ihm glücklich fühlte, daß er bei ihm bleiben würde?

Marco nicht immer bei ihm bleiben; Marco einmal von ihm fortgehen? Er ohne ihn älter und älter, einſamer und einſamer werden? Denn einſam, troſtlos einſam würde er alsdann ſein — trotz Tante Dora und Paoluccia, trotz ſeiner hehren Wiſſenſchaft und geliebten Antike.

Er eines Tages ohne ſeinen Jungen ſein müſſen —

Zum erſten Male durchzuckte ihn dieſer Gedanke, während Marco neben ihm ſtand: im Frack, mit weißer Krawatte, ein junger Gott aus jener Welt, von der Richard Hille genau ſo wenig wußte wie von allen den Dingen, deren ein junger Mann bedurfte, um ſein Leben voll zu

genießen. Unter dieſen Genüſſen war manches, war vieles, was der junge Mann ſeinem beſten Freunde nicht anvertrauen konnte; deshalb nicht anvertrauen, weil derſelbe ein Alternder und Unwiſſender war.

Sein Junge einmal nicht mehr bei ihm —

Ein Glück, daß ihm dieſer Gedanke gekommen war! Er hätte ſonſt in den Tag hinein gelebt, ohne an jene Möglichkeit überhaupt nur zu denken. Das war notwendig. Er mußte ſich an die Vorſtellung gewöhnen, daß der Tag kommen konnte — kommen mußte, an dem Marco von ihm ging.

Es war ſein Sohn, ſein ‚Wahlſohn'. Jeder Vater mußte ſeinen Sohn einmal hingeben. Das war eine Naturnotwendigkeit. Weshalb ſollte er von der Regel eine Ausnahme machen? Welches Recht beanſpruchte er für ſich? So wenig wie jeder andere Vater beſaß er ein Recht, ſeinen Sohn für ſich zu behalten. Oder glaubte er etwa, er beſäße dadurch ein Recht auf ausſchließlichen Beſitz ſeines Jungen, weil er ihn aus den Fluten eines reißenden Stromes geriſſen hatte: in das Leben zurück, an ſein Herz, in ſeine Seele, wo der arme Knabe geborgen bleiben ſollte, vor jeder verderblichen Sturmflut des Lebens bewahrt?

Es koſtete dem Gelehrten Überwindung, mit möglichſt ruhiger Stimme, möglichſt heiterer Miene zu ſagen: „Jetzt habe ich Dich noch, jetzt! ... Es iſt jedoch höchſte Zeit, in Deine Geſellſchaft zu gehen. Schon Zehn vorüber!"

Marco belehrte ihn: „Es iſt ein rout. Zu einem rout kann man kommen, ſo ſpät man will."

„Denke an Deine Arbeit morgen. Du biſt jetzt immer ſo wundervoll früh daran."

„Ja, ja. Ich danke Dir, daß Du mich daran erinnerſt. Auch morgen werde ich wundervoll früh bei der Arbeit ſein. Verlaß Dich darauf ... Sei nicht traurig, wenn Du jetzt allein biſt. Du weißt, ich rede oft Dummheiten; heute war es offenkundiger Unſinn. Morgen denke ich nicht mehr daran."

Richard Hille ſtand auf, ging zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „Bisweilen kannſt Du denjenigen, die Dich lieben, wehe tun, recht ſehr wehe. Durch ihre allzu große Liebe zu Dir ſind ſie wehrlos. Daran denke. Du biſt ja doch ein feiner Menſch.“

Heftig rief Marco: „Du ſollſt mich nicht ſo nennen! Nicht heute! Ich will es nicht!“

„Ich werde Dich immer ſo nennen. Auch dann, wenn Du einmal von mir fortgehen ſollteſt: deshalb von mir fortgehen, weil ich nicht verſtehe, mit jungen Leuten umzugehen. Ein feiner Menſch und mein guter Junge biſt Du und bleibſt Du.“

„Du willſt es nicht anders haben; ich kann Dir alſo nicht helfen. Es iſt nicht meine Schuld, wenn ... Gute Nacht!“

„Gute Nacht. Es wird gewiß meine Schuld ſein, einzig und allein die meine, wenn ich Dich einmal verlieren ſollte.“

Aber Marco war bereits hinausgeeilt. Der Profeſſor hörte ihn auf der Treppe aus ‚Carmen‘ ſummen.

Seine Schuld mußte es ſein, wenn ſein Junge eines Tages nicht mehr — ſein Junge ſein ſollte.

III

Der Palaſt der Marcheſa lag in dem Quartier zwiſchen Via Giulia und dem Corſo Vittorio Emanuele. Zu derſelben großen Zeit wie der Palazzo Venezia entſtanden, war auch dieſes Haus von einem berühmten Architekten aus den gewaltigen Travertinquadern des Koloſſeums erbaut: mit einem quadratiſchen Hof, den ringsum in einer Höhe von drei Stockwerken ſchöne, von antiken Säulen geſtützte Loggien umſchloſſen. Ein Muſeum von Statuen, Sarkophagen, Gebälkſtücken und Inſchrifttafeln war in dieſen offenen Galerien aufgeſtellt. Das edle Gebäude führte den Namen des erlauchten Geſchlechts und ſtieß mit ſeiner Faſſade an einen winkligen, von altertümlichem Mauerwerk eingefaßten Platz, den der nämliche ſtolze Patriziername bezeichnete.

Als Marco in ſeiner elenden Droſchke in die gewölbte hallenähnliche Einfahrt einfuhr, ſtand der Platz voller Equipagen. Die meiſten vornehmen Häuſer ſtellten mit dem Ende des Karnevals ihre Abende ein; aber die Marcheſa hielt ihren Empfang bis in den Sommer hinein: bis die römiſche große Welt aus dem glühenden Käfig der Kapitale in die Meerbäder ſich rettete. Der lang ausgedehnte „ricevemente“ verſtieß daher gegen allen alten Brauch und jede gute Sitte. Für viele war es jedoch angenehm, in der saison morte ein offenes Haus zu haben. Überdies ein Haus, in dem man ſich ausgezeichnet unterhielt. So waren denn die Dienstagabende, oder beſſer geſagt: die Dienstagnächte der Marcheſa ſehr in Mode; freilich nicht bei der erſten und beſten Geſellſchaft.

Umſo ungenierter amüſierte man ſich.

Der Ball in der Argentina, ſo exkluſiv er ſein ſollte,

war immerhin eine Karnevalsunterhaltung gewesen, zu welcher schließlich selbst die Bicetta Zutritt gefunden hatte. Diesmal betrat Marco den Salon einer Frau, die — so vieles man ihr hätte nachsagen können — zur wirklich großen Welt zählte. Ganz Rom wußte, daß der Marchese ein überaus nachsichtiger Gatte war; aber ganz Rom rühmte die Klugheit seiner Frau, die jeden Eklat zu vermeiden verstand. Und so lange es zu keinem Skandal, zu keinem öffentlichen Ärgernis kam, konnte selbst die erste und beste Gesellschaft die Dienstagabende der Marchesa frequentieren. Bis Ende des Karnevals geschah dies auch. Erst dann zogen sich die strengsten Vertreter des Hergebrachten von den angenehmen Festen zurück, um sie mit Beginn des Winters sehr gern wieder zu besuchen.

Die mit kirschroten Teppichen belegte, glänzend erleuchtete Treppe hinaufsteigend, dachte Marco, nach seiner Weise sich beobachtend, und über sich reflektierend: ‚Wie ist Dir? ... Du fühlst Dich nicht im mindesten befangen. Dieses vornehme Haus mit aller seiner Pracht erscheint Dir als etwas durchaus Gewohntes, Deiner Natur Gemäßes. Und es geschieht doch zum ersten Male, daß Du in solcher Umgebung bist! Nimm Dich nur zusammen und begehe nichts Ungeschicktes. Nur nichts Falsches oder gar Lächerliches. Keiner von diesen vornehmen Leuten darf ahnen, daß Du der Sohn des Advokaten Luigi Lippi bist.‘

Er stieg die prächtige Treppe vollends hinauf — auch hier Antiken und Kunstwerke! und wurde im zweiten Stockwerk von Lakaien in rosa Seidenstrümpfen und silberbetreßter mauvefarbener Galalivree empfangen. Sie ließen den Neuling nach tiefer Verneigung in eine Halle treten, der in langer Folge Gemächer und Säle sich anschlossen. Marco sah kassettierte Plafonds, gemalte Friese, Seidentapeten, Gemälde alter Meister, Statuen, vergoldete Möbel, Majoliken und Bronzen. Überall Blumen, Wohlgerüche und Glanz vieler Kerzen.

Die ersten Räume waren leer. Marco durchschritt sie

langſam. An den Spiegeln vorübergehend, betrachtete er ſein Bild. Seine Wangen färbte eine leichte Röte, ſeine Augen glänzten. Er ſah prachtvoll aus. Aber — einen neuen Frackanzug mußte er haben! ... Dann betrat er die Salons, darin die Gäſte ſich aufhielten.

Ihm fiel ſogleich eine Sache auf: es befanden ſich weniger Damen als Herren in der Geſellſchaft. Sie erſchienen in großer Toilette, tief dekolletiert und trugen köſtlichen Schmuck. Berühmte Schönheiten waren darunter. Man ſprach ziemlich laut — etwas zu laut! Marco, der nur von einigen Jünglingen gekannt ward, fiel auf. Eine der Damen lorgnettierte ihn ungeniert und erkundigte ſich, wer er ſei? Er bemerkte es und hatte dabei das Gefühl, daß dieſer Abend für ihn ein Ereignis bedeutete, dem ein neuer Lebensabſchnitt folgen würde. Die Ahnung zukünftiger berauſchender Siege, zukünftiger ungekannter Lebensfreuden überkam ihn. Seine erhobene Empfindung half ihm über jede Verlegenheit hinweg. Er nickte dieſem und jenem ſeiner Bekannten flüchtig zu, bewegte ſich, als ſei er in der fremden Umgebung Habitué, mit den Augen die Wirtin ſuchend. Er fand ſie und ſchritt auf die ſchöne Frau zu, um ſie zu begrüßen. Alles dies tat er tadellos.

Im leichteſten Tone entſchuldigte er ſich, nicht früher gekommen zu ſein, und erhielt für dieſes Vergehen — gleichfalls im leichteſten Ton — Abſolution. Wie angenehm waren dieſe Formen, wie bequem! Jedenfalls war die große Welt ſeine Welt, in der zu leben nicht ſchwer ſein konnte: man brauchte dafür nur Talent zu haben. Was ihn ſelbſt betraf, ſo ſchien ſein Talent auch in dieſer Kunſt geradezu Genie zu ſein, ſo heimiſch fühlte er ſich in dieſem ungewohnten ‚ambiente‘. Er plauderte mit der Marcheſa und den anderen ſchönen eleganten Frauen — nur mit den ſchönſten und eleganteſten! — ohne zu wiſſen, wer ſie waren, ohne ſich darum zu kümmern, erfüllt davon, daß er gefiel, außerordentlich gefiel, ein Bewußtſein, welches auf ihn wie ein Narkotikum wirkte. Er war nicht

nur liebenswürdig, ſondern auch witzig, faſt geiſtvoll. Übrigens waren die Geſpräche herzlich fad: banalſtes Salongeſchwätz. Aber Marco fand auch das ‚herrlich‘. Einmal gedachte er Sor Riccardos; jedoch nur, um zu wünſchen: ‚Wenn der Gute Dich hier ſehen könnte!‘

Richard Hille in den Salons der Marcheſa unter allen dieſen römiſchen Ariſtokratinnen, dieſen Elegants: der kleine verkümmerte Herr mit dem ſchleppenden Fuß, dem welken Geſicht, in einem Koſtüm, wie es auf der ganzen ziviliſierten Welt nur ein Deutſcher tragen konnte, nur ein g e l e h r t e r Deutſcher! Der gute Richard Hille hätte unter dieſen Menſchen eine ſeltſame, geradezu komiſche Figur gemacht.

Da man weder vorgeſtellt ward, noch ſich ſelbſt vorſtellte — alle kannten einander — ſo wurde die Dame des Hauſes häufig nach Marco gefragt. Ihre Antwort lautete regelmäßig: „Ein junger Bildhauer von großem Talent. Ariſtide Minardi ſoll entzückt von ihm ſein. Denken Sie doch: Ariſtide Minardi! Sein Atelier befindet ſich in der Villa Strohl-Fern. Ich glaube, er heißt Lodi oder ... Jedenfalls iſt er jemand, den man empfangen kann. Dabei geradezu wundervoll gewachſen.“

Die Geſellſchaft unterhielt ſich über den Neuling: „Ein genialer Bildhauer... Minardi iſt für ihn begeiſtert... Er heißt Lodi oder ſo ähnlich ... Und wie wundervoll gewachſen er iſt!“ Marco wurde einige Male: „Signor Lodi!“ angeſprochen. Er mußte verbeſſern: „Nicht Lodi, ſondern Lippi.“

Ein vulgärer Name! In dieſer Geſellſchaft doppelt vulgär. Und wenn er gefragt worden wäre: „Sind Sie verwandt mit dem Advokaten Lippi? Sie wiſſen doch?“

Ob er wußte! Hätte man erfahren, daß er der Sohn des Advokaten Lippi ſei, ſo wäre er in dieſer illuſtren Geſellſchaft unmöglich geweſen. Er aber w o l l t e von ihr akzeptiert werden, w o l l t e zu ihr gehören! Nicht durch ſeine Geburt, ſondern durch Neigung, Anlage, Anpaſſungsvermögen. Ihre Formen und Anſichten waren ſeine

Formen und Ansichten. Wie sie, bedurfte auch er dieser vornehmen Umgebung, dieser verfeinerten Kultur, dieses Extraktes von Schönheit in allem, was das Auge sah, die Sinne erregte. Gleichsam durch Offenbarung wurde er sich an diesem Abend seiner ästhetischen, seiner aristokratischen Natur bewußt: an diesem Abend entdeckte Richard Hilles Wahlsohn seine Natur!

Welcher Unterschied zwischen den Menschen aus jener andern Welt und diesen prachtvollen Frauen, diesen distinguierten Männern! Welcher Gegensatz: dieser Palast und das Haus in der Via Rasella — von der trostlosen Straße jenseits des Tibers gar nicht zu reden. Was konnte er für seine Empfindung? Es war die eines Künstlers, für den die Schönheit als höchste Gottheit galt. Und Vornehmheit, Eleganz, Pracht — wahrhaft vornehme Eleganz und Pracht — war Schönheit! Wenn das Wohlbehagen, das er in dieser Umgebung empfand, Treubruch und Verrat an seiner Vergangenheit sowohl wie an seiner Gegenwart war, so trug seine Künstlernatur daran die Schuld.

‚Das ist meine Welt! Ich muß in meiner Welt Platz finden, muß sie zu der meinen machen!‘ dachte er beständig, mehr und mehr fühlend, wie sehr er gefiel. In seinen Augen, seinen Mienen strahlte sein Triumph. Über die banalsten Dinge plauderte er so brillant, daß ihm sogar eine Prinzessin zuhörte, die mit dem königlichen Hause von Savoyen verwandt war. Sich immer sicherer fühlend, wagte er einige Cynismen, die das Glück hatten, diskret belächelt zu werden. Aber — einen neuen perfekt sitzenden Frackanzug mußte er unverzüglich haben!

Einer seiner Bekannten von Café Aragno gratulierte ihm zu seinem stupenden succès. Diesen höflichen Herrn ersuchte er, ihm die Namen der Damen zu nennen, bei denen er, der gesellschaftlichen Sitte gemäß, im Laufe der nächsten drei Tage Karten abwerfen mußte. Er setzte eine förmliche Liste auf und nahm sich vor, Visitenkarten anfertigen zu lassen:

Marco Lippi-Hille.
Scultore.
Villa Strohl-Fern.

Der Doppelname würde Sor Riccardo freuen. Überdies klang es weniger plebejiſch als nur: ‚Lippi‘.

Nach Mitternacht brachen die meiſten auf. Auch Marco wollte ſich entfernen. Ein Herr ſprach ihn an, den Marco völlig überſehen hatte. Er war ältlich und etwas allzu künſtlich friſiert, trug gefärbte Mouſtaches und Monocle. Im übrigen war er von großer Diſtinktion; doch kümmerte ſich keine Seele um ihn.

„Sie wollen ſchon gehen?“

„Es iſt ſpät.“

„Bleiben Sie doch.“

„Sie ſind ſehr liebenswürdig.“

Marco wollte ſich kühl abwenden, als er bemerkte, was für einen ausgezeichnet gemachten Frack der Herr trug; ſeines ſüperben Frackes willen hätte der diſtinguierte Herr dem jungen Manne gleich auffallen müſſen.

„Würden Sie mir einen Gefallen erweiſen?“

„Mit Vergnügen.“

„Und mir die Adreſſe Ihres Schneiders geben?“

Der diſtinguierte Herr nannte ſie.

„Danke ... Verzeihen Sie, ich muß mich jedoch von der Marcheſa verabſchieden.“

„Meine Frau wird bedauern, daß Sie ſchon aufbrechen wollen.“

Der ältliche Herr mit dem gefärbten Schnurrbart, um den keine Seele ſich kümmerte, war der Hausherr. Marco hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß es in dieſem Hauſe überhaupt einen Hausherrn gäbe. Als dieſer ſich ihm auf ſolche Weiſe vorſtellte, unterließ der Gaſt, ſich für ſeine Gedankenloſigkeit zu entſchuldigen.

Marco blieb. Der kleine Kreis von Intimen, zu denen jetzt auch Marco zählte, begab ſich in das Boudoir der Marcheſa, einen kleinen entzückenden Raum, ganz aus Gold, Marmor und Spiegelſcheiben, mit Roſenfeſtons und

flatternden Amoretten bemalt. Es wurde Sekt serviert und die Stimmung sehr animiert. Ein Herr — es war nicht der Hausherr — schlug vor, zu jeuen. Man akzeptierte die Anregung, und der Marchese übernahm die Bank.

Marco beteiligte sich an diesem Vergnügen lediglich als Zuschauer. Als er zu dem rout der Marchesa ging, wollte er von dem Gelde — das zwar sein Eigentum war, das jedoch Sor Riccardo gehören sollte — einige Kassenscheine zu sich stecken. Schließlich unterließ er es, was ihn jetzt reute. Übrigens forderte ihn niemand auf, mitzuhalten.

Mit wachsender Erregung sah er zu.

In dem kleinen entzückenden Boudoir der Marchesa wurde sehr hoch gespielt. (Die Dame des Hauses hatte die Lakaien fortgeschickt, und die Herren selbst bedienten.) Mehr noch als der Champagner stieg allen der Rausch des hohen Spieles zu Kopf. Marco bebte und brannte. Mit heißem Atem und Herzschlag sah er zu, wie bedeutende Summen verloren und gewonnen wurden: ganze Vermögen verloren und gewonnen!

Noch immer kümmerte sich niemand um ihn. Nur die Marchesa sah bisweilen zu ihm hinüber: flüchtig scheinbar und doch mit einem tiefen bedeutungsvollen Blick. Mit ihren schlanken weißen Fingern, die von Brillanten und Edelsteinen funkelten, wühlte sie in dem Haufen Gold, der vor ihr lag.

Sie hatte viel Glück im Spiel, die Marchesa!

Das nächste Mal: am nächsten Empfangsabend der schönen Frau, also bereits am nächsten Dienstagabend, würde auch er —

Bedeutende Summen, ganze Vermögen wollte er gewinnen, um Sor Riccardo seine Schuld zurückzuzahlen: zehnfach, dreißigfach.

Wenn er dadurch mit Richard Hille quitt werden könnte!

IV

„Ich komme, um Sie zu bitten, sich wieder einmal bei uns sehen zu lassen. Alle würden sich freuen. Auch — Lella. Die Abende auf Tante Doras Terrasse sind jetzt wundervoll: man sitzt förmlich eingehüllt in Rosen. Das ist etwas für Sie! Nicht wahr: Sie kommen? Heute abend schon! Gerade heute würde es prächtig passen. Bitte, kommen Sie!"

Eigens um Minardi selbst zu bitten, ging Marco zu ihm; und es freute ihn, daß er gegangen war: er hatte damit einer edlen Regung nachgegeben. Besonders in letzter Zeit tat es ihm wohl, wenn er sich sagen durfte: ‚Das war von Dir schön empfunden!' Und schön von ihm empfunden war, daß er selbst kam, um Minardi zu bitten. Dieser sollte erkennen: ‚Er ist doch ein nobler Bursch, dieser junge Mann! Obwohl er weiß, daß Du die kleine Elfe —. Er aber kommt selbst und bittet Dich!'

Minardi war denn auch sichtlich erfreut: es gab also Menschen, die sich um ihn kümmerten, die ihn gerne bei sich sehen würden, die versuchten, ihn seiner Kaisergruft zu entreißen? In früherer Zeit hätte er solche guten Freunde für seine Feinde gehalten, wäre er wild geworden, wenn jemand gewagt hätte, ihn bei seiner Arbeit zu stören; früher hatte er von keinen ‚guten Freunden' wissen wollen. Auch nicht von einem ‚Feenwesen'. Von einem solchen am wenigsten. Aber seit einiger Zeit: seitdem ein letzter, allerletzter Entwurf entstanden war und er sich täglich zu dem Entschluß aufraffen wollte, die Besichtigung seines Werks durch eine Kommission zu verlangen — seitdem fing er an, unruhig zu werden. Täglich wuchs seine Aufregung und mit dieser das Gefühl seiner Einsamkeit.

Eine ungeheure Angſt ergriff ihn ſeit einiger Zeit. Angſt wovor? Vor einem Unglück? Welches Unglück konnte ihn treffen, da er ſicher war, felſenfeſt davon überzeugt, daß er dieſesmal mit ſeinem Königsdenkmal ſeiner Nation ein nationales Werk ſchenkte?

Trotzdem zauderte er von Tag zu Tag, den bedeutungsvollen Brief zu ſchreiben oder ſelbſt zum Miniſter zu gehen. Und beſtändig in ihm dieſe Unruhe, Aufregung, Angſt.

Angſt vor einem Schickſal ... Das war das richtige Wort!

In ſolcher Gemütsverfaſſung ertrug er das Alleinſein nicht mehr. Aus Furcht vor demſelben kam es jetzt vor, daß er manchen Tag gar nicht in ſeinem Studio erſchien. Auch in ſeiner Wohnung hielt er es nicht aus. Er lief durch die Stadt. Halbe Tage lang, halbe Nächte lang trieb er ſich umher. Der menſchenſcheue Mann ſuchte plötzlich das Gewühl, ſtürzte ſich hinein, begrub ſich förmlich darin. Oder er lief von Monument zu Monument: vom Denkmal Garibaldis auf dem Janiculus zum Marc Aurel auf dem Kapitol. Vor dem Reiterſtandbild des großen Nationalhelden hob ſich Minardis Selbſtgefühl mächtig; aber auch vor der berühmten Antike auf dem feierlichſten Platz der Welt ſchwand dieſes nicht: ſein König von Italien konnte ſich dem römiſchen Kaiſer getroſt zur Seite ſtellen.

Erſt Marcos Stimme erinnerte ihn wieder an des jungen Mannes Gegenwart. Wieder hörte er ſich dringend gebeten: „Sie kommen doch heute abend? Bitte, bitte!“

Von Minardis einſamem Leben waren ſeine Abende das Einſamſte, Odeſte — einſam und öd, wenn er ſich auch mitten im Gewühl befand. Sie waren ſo einſam, daß er einige Male nach der Via Raſella unterwegs geweſen war, um jedesmal voller Scham über ſeine Schwäche umzukehren. Wenn er der Einladung Folge leiſtete, ſo brauchte er ſich nicht zu ſchämen, ſeinem heimlichen Verlangen nach der Geſellſchaft dieſer guten Menſchen — nach dem Anblick des holdſeligen Kindes — nachgegeben zu haben.

Würde dieſer Anblick ihn nicht an die Gruppe der drei erinnern? ... Er hatte ſie zertrümmert, er: der Entſagende. Und ſo antwortete er denn dem Bittenden: „Es iſt ſehr freundlich von Ihnen. Ich bin ſolche Freundlichkeit gar nicht gewöhnt. Wenn mein Beſuch jedoch keinerlei Störung verurſachen und ich Ihrer Familie wirklich willkommen ſein ſollte — Ich komme nämlich ſehr gern."

„Das iſt prächtig! Sie werden ſelbſt ſehen, wie alle ſich freuen. Am behaglichſten wäre, wenn Sie zum Abendbrot kämen. Sie ſollen unter einem Purpurbaldachin von Roſen ſitzen, ganz Rom zu Ihren Füßen. Paoluccia wird ſelig ſein, Ihnen ihre famoſen, mit jungen Erbſen gedämpften Wachteln vorſetzen zu dürfen. Alſo: es bleibt bei heute abend!"

Marcos Geſicht war ein einziges Lachen und Leuchten. Und wie liebenswürdig der hübſche Bengel bitten konnte! Unmöglich, ſeine Bitte abzuſchlagen; ſelbſt für ſolchen mürriſchen Einſiedler unmöglich. Minardis Verſprechen: ſchon zur cena zu kommen, war ein Erfolg ſeines Beſuches, darauf er nicht gehofft hatte. Zu Hauſe würden ſie Augen machen!

Er konnte nicht erwarten, fortzukommen, ſagte haſtig lebewohl, nahm in der Via Ripetta einen Wagen und beſchloß, mit den Seinen heute einen Feſtabend zu feiern, zu dem er ſelbſt die Einkäufe machte. Zunächſt fuhr er nach Piazza S. S. Apoſtoli zu Latour, der für gewiſſe kleine Torten, für Fondants und Schokoladen berühmt war. In einer großen Weinhandlung kaufte er Aſti ſpumante und in der Via Tritone nicht nur Früchte — es war die Zeit der Erdbeeren vom Remiſee! —, ſondern auch Wachteln und junge Erbſen. Außerdem Lachsforellen, die, in Lattichblätter gewickelt, friſch von Tivoli eingetroffen waren, in dem nämlichen Bergfluß gefiſcht, darin Kaiſer Nero den köſtlichen Fiſch bei Geſang und Lautenſpiel in goldenen Netzen gefangen hatte.

Den Wagen voll guter Dinge, befahl Marco dem Kutſcher, in die Via Raſella zu fahren. Tante Dora

würde mit seinen Einkäufen natürlich nicht zufrieden sein. Für Tante Dora gab es nämlich in Rom nur eine Persönlichkeit, die herrlich einkaufen konnte: Paoluccia! Und zu welchen Spottpreisen! Alle Händler von Gemüsen und Früchten, sämtliche Verkäufer von Fleisch und Fischen, von Geflügel und Wildbret fürchteten daher die stattliche Erscheinung von Tante Doras Allergetreuester. Denn diese suchte sich die frischesten Fische, die fettesten Enten, den stärksten Spargel, die saftigsten Orangen einfach aus den Vorräten aus, nahm sie einfach mit, um dafür wahre Spottpreise zu zahlen und sie im Triumph nach Hause zur Herrin zu tragen, der sie mit Heuchlermiene klagte: „Heute bekam ich rein gar nichts!"

Und sie hielt einen Riesenragusta oder eine junge fette Schnepfe oder einen Staatskapaun in die Höhe. Dann fragte sie tiefbetrübten Tons: „Wieviel kostet es wohl?"

„Ach, Paolucc', gewiß furchtbar teuer?"

„Furchtbar!"

Paolucc' sprach dieses Wort in dem geliebten Deutsch ihrer Signora, mit dem Pathos einer echten Römerin, und nannte darauf für die erhandelte köstliche Ware einen Spottpreis, an dem Staunen ihrer Herrin sich weidend. Dieser Auftritt wiederholte sich in der Via Rasella jeden Vormittag, eine Szene, der weder Herrin noch Dienerin überdrüssig wurden. Heute nun hatte Marco eingekauft, ohne einen Centesimo abzuhandeln, also unerhört teuer. Sicher waren die Anioforellen nicht frisch, waren die Wachteln von Nettuno zum Erbarmen mager!

Tante Doras Gesicht sich vorstellend, lachte Marco im Wagen hell auf. Seltsam! So recht von Herzen lachen konnte er nur in der Via Rasella: nur in dem durchaus nicht eleganten ‚Milieu' der beiden Alten, die beide doch ganz und gar nicht distinguiert waren, nach dem Kodex der Welt, die fortan Marcos Welt werden sollte, sogar höchst undistinguiert.

Wie Marco dem erwarteten Gast vorausgesagt hatte, freuten sich alle auf Minardi. Und daß der einsame Mann

ſogar die cena mit ihnen nehmen wollte! Dieſes Wunder konnte in Rom nur einer vollbringen: der junge feine Herr, der ſeit kurzem auf ſeiner Viſitenkarte den Italien und Deutſchland verbindenden Doppelnamen führte — nicht ſo ganz zur ſtolzen Freude des alten Germanen, wie Marco Lippi-Hille erwartet hatte. Und er hatte es doch n Grund genommen lediglich ſeinem Mentor zur Liebe tan.

Tante Dora war über Minardis Kommen ſo glücklich, ſie den von Marco für die Abendtafel eingekauften n Dingen ungeteilten Beifall zollte, die Wachteln die Forellen köſtlich fand und völlig vergaß, nach Preiſe zu fragen oder Paoluccias Meiſterſchaft im ufen zu rühmen. Sie kramte ihr beſtes Damaſt- hervor — es ſtammte noch von Frau Medizinalrat rſen her — und einen Tafelaufſatz, den ihre Groß- n zur ſilbernen Hochzeit bekommen hatten. Marco te den Tafeldecker. Er fand das Prachtſtück des s Peterſen entſetzlich geſchmacklos, wollte jedoch Tante die Kränkung erſparen und verhüllte das altmodiſche euer von Silbergeſtell mit Ranken blühender Roſen.

dieſen hochragenden feſtlichen Mittelpunkt ließ er gemein kunſtvoll ausgeführtes ‚nur in Rom mög- Roſenwunder erſtehen, ein Miniatur Roſen-Eden llend: einem Kreiſe ſchneeweißer Knoſpen, die dicht anander ſich drängten, folgten in ſanft anſteigenden en Reihen roſiger Blüten. Mit jeder neuen Blumen- färbte ſich in ſorgfältig abgetönten Schattierungen Roſengarten dunkler und dunkler, bis der reizvolle au in einer Korona von ſchwärzlichem Purpur ſieg- h abſchloß. Ein Roſenbaldachin überglänzte die kleine elrunde; ein Roſenteppich bedeckte den Boden, und Roſenkrone ſollte zu Ehren des Künſtlerfürſten das aphlein tragen.

Gleich nach dem Aveläuten erſchien der Gaſt, Paoluccia ete ihm, ohne ihr fragendes: „chi è?“ gerufen zu haben, ihn begrüßend, als ob er der ‚Buoniſſimo‘ in eigener

Person wäre. Dann stürmte Marco herbei, herbei eilten Tante Dora und Sor Riccardo, alle mit solchen frohen Gesichtern, solchen lebhaften Ausrufen der Freude, daß es dem Ankömmling wunderlich zu Mute ward. In seiner vereinsamten und umdunkelten Künstlerseele erwachten längst verklungene Melodien aus der Kinderzeit.

„Wie lange Sie uns nicht besuchten! Gerade, als ob Sie sich von uns vermissen lassen wollten. Wenn das Ihre Absicht war, so haben Sie sie erreicht. Aber es ist gar nicht hübsch von Ihnen."

Tante Dora hielt diese Strafpredigt, zu deren strengem Ton das freundliche Gesicht und die leuchtenden Augen, die heute besonders tiefblau waren, gar nicht recht paßten. Die gute Dame trug ihr Festgewand aus dunkelbraunem Seidenrips — sogar das hatte der junge Herr, der die casa Hille-Petersen tyrannisierte, durchgesetzt — sah daher höchst feierlich aus, was von Minardi nicht einmal bemerkt wurde. Richard Hille war ganz Glanz und Glück, und Marco prangte sich selbst zu Ehren in einer Weste aus perlgrauem Samt, nach einem Schnitt eigener Erfindung, dessen ‚Genialität' seinen Schneider — es war der Komponist jenes süperben Frackanzuges des Marchese — in helles Staunen versetzte.

„Wo ist denn Lella?"

Niemand wußte es. Marco, der die Abwesenheit des jungen Mädchens sogleich an Minardis Gesicht bemerkte, stellte seine stillen Betrachtungen an: ‚Wir andern sind ihm vollständig gleichgültig. Nur an das Hexlein denkt er — wie er lediglich des hübschen Dinges willen kam. Und er kam, weil er es vor Sehnsucht nach Paoluccias Töchterlein nicht länger aushielt ... Wo steckt die kleine Kokette? Es war wirklich nett von mir, ihn herzuschaffen, bin nur neugierig, was daraus wird? ... Nun, ich gönne sie ihm; denn ich ... Was geht sie mich an!'

Seinen Gedankenmonolog unterbrach die fröhliche Stimme Tante Doras, die dem aus der Kaisergruft Ent-

ſtiegenen zurief: „Kommen Sie gleich auf die Terraſſe; denn Sie müſſen gleich meine Roſen ſehen!“

Auf der Terraſſe war Lella, an der umrankten Brüſtung lehnend. In den Umriſſen einer Pſyche hob ſich die feine Geſtalt gegen den Abendhimmel ab. Sie trug ein Kleid aus dünnem mattgelbem Stoff und hatte einen Kranz dunkelroter blattloſer Roſen im Haar.

„Da biſt Du ja, Kind! ... Aber dieſer Abendhimmel! Und das Kind mit dem Roſenkranz! Das ſollte einer malen können! Ich kann's nicht ... Lieber Minardi, was ſagen Sie dazu?“

Minardi ſagte nichts. Er ſchaute auf das bekränzte junge Mädchen, wie es von den Flammen des Sonnenuntergangs umloht wurde, und blieb ſtumm.

Als man zu Tiſch ging, mußte die Bekränzte den Ehrengaſt an ſeinen Platz führen, was Sor Riccardo zu der halblaut gemachten Bemerkung veranlaßte: „Es iſt, als ob unſern lieben Künſtler ſeine Muſe bei der Hand nimmt!“ Auch Marco war von der Gruppe begeiſtert; und er war es in aller Aufrichtigkeit, nicht daran denkend, daß er auf den ſo lieblich Geleiteten noch vor kurzem eiferſüchtig geweſen. So ſetzte ſich denn die kleine Geſellſchaft in beſter Stimmung, ohne daß Minardi gegen die anmutigen Ehrenbezeigungen proteſtiert hätte.

Paoluccia hatte ſich heute ſelbſt übertroffen! Kaiſer Nero hatte ſolche Anioforellen in ſolcher Kräutertunke niemals geſpeiſt; von den jungen, in Speck gewickelten und in zarten Erbſen gedämpften Wachteln gar nicht zu reden. Zu den Erdbeeren vom wunderſchönen Nemiſee gab es ‚crema battuta‘ — ‚Schlagſahne‘, wie Richard Hille gänzlich unrömiſch noch immer ſagte, was ihm von Tante Dora allen Ernſtes übelgenommen wurde. Die Fruchttorten und das Konfekt von Latour hatte Marco wie für eines Königs Tafel gewählt. Darauf verſtand ſich der Junge!

Als Sekt diente der Aſti ſpumante. Als der ſüße Trunk in den Kelchgläſern ſchäumte, holte Marco die

wackere Paoluccia, die mit lautem Applaus empfangen wurde. Ein glanzvoller Sternenhimmel leuchtete zum Nachtisch, und die Schönheit der römischen Mainacht, die die Farben der Rosen nicht auslöschen konnte, löste die Seelen der kleinen Gesellschaft. Glühwürmer begannen in Tante Doras ‚hängendem Garten' zu schwärmen. Die schwebenden Funken verfingen sich in dem blühenden Gerank, durch welches hier und dort ein Stern funkelte. Marco haschte eine Handvoll der tanzenden Flämmlein und streute sie Lella in die Rosenkrone und in ihr dunkles Haar. Jetzt glich das Nymphlein vollends einem Märchenwesen.

Jeder tat das Seine, um die Stunden köstlich zu machen. Marco holte die Guitarre und sang zu seinem Spiele sehnsüchtige Liebeslieder, wobei er mehr als je einem modernen Apoll glich. Nach diesem etwas elegischen Konzert mußte Paoluccia auf allgemeines Verlangen eine ihrer famosen Marktszenen im römischen Dialekt vortragen. Da begab sich denn das Außerordentliche, daß Aristide Minardi hell auflachte.

Wahr und wahrhaftig: der Mann, den kein menschliches Auge jemals hatte lachen sehen, lachte wie ein lustiger Schulknabe. Es war des Festes Höhepunkt.

Das weitere Programm des Abends brachte Schilderungen der Cervaragrottenfeste deutscher Künstler aus dem ehemaligen ‚alten Rom' von Richard Hille und einige der unvergleichlichen Kindergeschichten Tante Doras. Jetzt sollte auch Minardi erzählen.

Aristide Minardi und erzählen! ... Das sollte der Mann! Irgend etwas aus seiner Jugend, seiner Heimat.

Eine lange Weile, während alle stumm blieben, saß der nach diesen köstlichsten Erinnerungen eines Menschen Befragte in tiefes Sinnen versunken. Dann begann er zu reden, als hätte er seine Umgebung vergessen und spräche von seiner Jugend, seiner Heimat zu sich selbst:

— — — — — — — — — — — — —

„Meine Eltern waren nämlich Bauern, müssen Sie

wiſſen: gewöhnliche Bauern, hoch droben in den umbriſchen Felſenbergen. Dort iſt es heute genau ebenſo, wie es vor Jahrtauſenden war: Fels, nichts als Fels! Und in der Tiefe Steineichen, gleich Urwald ſo hoch und dicht. Auf dem Fels wächſt kein Halm. In kleinen Körben muß der Bauer aus dem Walde die Erde hinaufſchaffen, die ihm ſein Korn tragen ſoll, davon er ſein Brot eſſen will. Und er muß die Scholle an geſchützten Stellen der Felswände förmlich befeſtigen, auf daß der Sturm ſie nicht herunterreißt. In winzigen Büſcheln ſammelt er die köſtlichſten Spenden von Mutter Erde, damit das Wort des Herrn erfüllt werde und der Menſch ſein Feld im Schweiße ſeines Angeſichts baue.

Das iſt eine Sorge, ehe die Saat aufgeht; das iſt eine Angſt, ehe die magere Scholle Frucht trägt und die Frucht reift! Jeder Halm iſt eine Koſtbarkeit. Um jeden Halm wird der Himmel angefleht, für jeden Halm dem Himmel gedankt. Trotz dieſer heißen Bitt- und Dankgebete gab uns der Himmel oft nicht genug Ähren, um uns ſatt zu machen. Am meiſten hungerte meine Mutter, damit wir Kinder am wenigſten hungern ſollten. Sie tat es ſo heimlich, daß wir es erſt nach ihrem Tode erfuhren. Bevor ſie ſich zu ihrem ſchweren Sterben niederlegte, buk ſie ihren Kindern noch das letzte Brot ...

Ich hütete die drei Ziegen, die uns zu unſerm Brote Milch geben ſollten. Unter den Steineichen wuchs kein Gräslein und auf den Felſen auch nicht. Ich mußte daher meine Geißen vom Hauſe weit fort treiben: dorthin, wo es in der Wildnis Geſträuch und Geſtrüpp gab.

Es war ein mühſeliges Leben; aber ſchön war es doch!

Schön war der rauhe Fels, ſchön der ſchwarze Wald, daran keine Axt rührte; ſchön der Himmel, an welchem die goldene Sonne ſtand, Mond und Sterne hinzogen und Tag und Nacht die Wolken. Die Wolken waren das Allerſchönſte! Aus den Wolken machte ich mir Geſtalten, mächtige, herrliche. Den ganzen Himmel ſchuf ich mir davon voll, tauchte ſie in Sonnengold und in Mondesſilber,

ließ sie in Morgenröte erglühen und umkleidete sie mit der Pracht des Sonnenuntergangs. Zog ein Gewitter über die Gipfel, trieb der Sturm schwarze Dunstmassen vor sich her, so saß ich kleiner Knabe, und beim Leuchten der Blitze, beim Heulen der Windsbraut schuf ich und schuf ...

Auf unserem hohen Berge währte der Winter lange und war grimmig kalt. Unser Haus war aus rohen Felsstücken aufgemauert, einer künstlichen Höhle gleich. Es hatte keine Fenster. Wenn auf dem Herde ein Feuer brannte, mußte der Rauch durch die offene Tür hinausziehen. Oft stürmte es tagelang, wochenlang. Dann konnten wir kein Feuer haben; denn wir mußten die Türe geschlossen halten. Also kauerten wir im Finstern, hörten auf den Sturm, und die Mutter erzählte uns Geschichten ...

Es war schauerlich, und doch war es schön! Solche Einsamkeit, solche Wildnis, solche Größe, solche stolze königliche Welt! Im Sommer brannte die Sonne, als ob sie Wald und Fels in Flammen setzen wollte. Des Futters wegen mußte ich mit meinen Ziegen noch höher klettern, immer höher, bis ich hoch über allem war, bis die ganze Welt tief unter mir lag. Und die ganze Welt dort oben war Felsgipfel an Felsgipfel.

Auf einem solchen Gipfel wollte ich leben! Immer höher und höher und höher wollte ich hinauf! Hinauf auf den Gipfel des Lebens! Und war doch niedriger Leute Kind.

Einige Male im Jahre stiegen wir von unserem Fels tief hinab durch den Steineichenwald nach der Stadt Spoleto. Dieses geschah an des Jahres großen Festtagen. Dort unten, in der Tiefe, sah ich Menschen. Und ich sah Menschenwohnungen, Menschenwerke. Sie erschienen mir wunderlich. Ich sah Häuser, Paläste und Kirchen. Und in den Kirchen sah ich die ersten Kunstwerke.

Es waren Bilder und Statuen. Statuen aus Marmor und Erz. Sie erschienen mir wunderbar. Ich begriff nicht, daß Menschenhand dergleichen schaffen konnte. Aber das, was meine Phantasie aus den Wolken schuf

und was meine Seele an Gestalten in sich trug, war noch viel wunderbarer, unirdischer, herrlicher.

Im Dom zu Spoleto betete ich die Gottheit an; aber droben auf den Gipfeln, in der Einsamkeit und Öde offenbarte sich mir die Gottheit: die Gottheit der Kunst, meine Gottheit!

Als ich größer ward, wollte ich nicht mehr aus Wolken Gestalten und Angesichter schaffen. Ich nahm meines Vaters Axt und schlug damit in das Gestein: in das Gestein meiner Heimat meißelte ich mein erstes Werk.

Es war ein gewaltige Gestalt: wie ich mir die Gottheit dachte, wenn sie im Sturme über Felsengipfel dahinfährt und hinabschaut auf die Erde, wo ihre Menschen sind, die geboren werden, um zu leiden, zu entsagen, zu sterben.

Die gewaltige Gestalt meines Gottes hatte ein todtrauriges Antlitz: deshalb todtraurig, weil er seine Menschen schuf, um leben und leiden, um entsagen und sterben zu müssen.

Leiden und entsagen wollte auch ich; aber ich wollte zugleich anderes: aus den Leiden wollte ich mich emporringen, aus den dunklen Tiefen der Entsagung wollte ich zu Felsgipfeln hinansteigen. Klimmen und klettern wollte ich, sollte ich mir auch Hände und Füße blutig reißen, mir blutig reißen die Seele ..."

Minardi schwieg. Auch von den anderen sprach niemand. Erst jetzt bemerkte Marco, daß Lella, während Minardi sprach, aufgestanden und zu ihm gegangen war. Als müßte sie dem Manne, der mit blutender Seele klimmen und klettern wollte, wie ein Schutzgeist, ein Genius zur Seite sein, stand sie neben ihm und schaute ihn an.

Doch von allen am tiefsten ergriffen war Marco. Eine Empfindung bemächtigte sich seiner, wie niemals zuvor: Begeisterung und Ehrfurcht, Schmerz und Scham — Sehnsucht. Solche tiefe Scham, solche wütende Sehnsucht!

„Weiter! Sprechen Sie weiter!"

Er stieß die Worte mit erstickter Stimme hervor, von

der Gewalt seiner Empfindungen wie von Fieberschauern geschüttelt.

Minardi sprach weiter. Er bemerkte nicht die Ergriffenheit seiner Zuhörer, sah nicht die junge rosenbekränzte Gestalt an seiner Seite, schaute tief, tief in sich hinein, erblickte in sich Bild auf Bild. Und jedes Bild war eine Station seines Leidenswegs.

— — — — — — — — — — — — —

„Meine Mutter war tot. Tot war die große Liebe meines Lebens. Ich habe seitdem nie wieder geliebt ...

Als meine Mutter gestorben war, saß ich noch den ganzen Winter über in der aufgemauerten Felsenhöhle bei den Meinen, für die keine zärtliche Hand mehr das Brot buk. Durch Wochen heulte der Sturm Tag und Nacht. Da meine Mutter uns nicht mehr Geschichten erzählen konnte, so saß ich in dem dunklen eiskalten Raum, auf den Sturm lauschend. Und ich lauschte auf die Stimme in meinem Innern.

Sie raunte mir zu, daß ich fort müßte: hinaus aus dem verödeten Elternhaus und hinab in die Tiefe, um aus der Tiefe von neuem emporzusteigen. In einer Felsenhöhle weiter leben und weiter hungern wäre nicht sonderlich schwer gewesen — ich mußte Schwereres vollbringen.

Wir wurden in diesem Winter nach meiner Mutter Tod so arm, daß wir unsere Ziegen schlachten mußten. Also hätte ich im Sommer nicht mehr hüten können.

Das Fleisch der geschlachteten Tiere schnitten wir zu schmalen Streifen und dörrten es über dem Herdfeuer, dessen Rauch uns fast erstickte. Zu dem getrockneten Ziegenfleisch gab es Brot aus dem Mehle wilder Kastanien, die meine Geschwister in den Tälern auflasen. Nur die anderen verspürten den grimmigen Hunger. Ich dachte stets an die Speise, die meine Seele bekommen würde, wenn sie erst auf dem hohen Gipfel stand und Menschen schuf: Menschen aus Fels!

Menschen aus meinem Geiste ...

Im Frühling also ging ich fort: hinaus aus unserer

Steinhöhle, hinunter von unſerem Berg. Ich kam in die Stadt und fragte irgend jemand: ‚Wo geht's nach Rom?‘ Der Irgendjemand wies mir den Weg. Ich ging und ging. Wenn mich hungerte, trat ich in irgend ein Haus am Wege und ſagte: ‚Gebt mir ein Stück Brot. Ich muß nach Rom!‘ Die Leute gaben mir immer das, um was ich bat; und immer ſahen ſie mich erſtaunt an. Denn ſolcher Knirps wollte nach Rom! Die Frauen waren voll Mitleids. Sie hatten alle etwas Mütterliches gegen mich; und alle wollten wiſſen, weshalb ich nach Rom ging? Ob ich in Rom ein Gelöbnis erfüllen wolle? Das könne ja doch nicht ſein, da ich faſt noch ein Kind ſei ... Ich wußte, was ich in Rom wollte; aber ſagen konnte ich's den guten Frauen nicht.

Ich ging Tag und Nacht, ging, bis ich todmüde war. Dann legte ich mich irgendwo am Wege nieder und ſchlief. Hernach war ich wieder ausgeruht. Wer einen großen Glauben in ſich trägt, iſt geweiht! Ich hatte den ſtärkſten Glauben, den ein Menſch haben kann: den Glauben an ſich ſelbſt.

An einer Stelle führte die Straße einen Hügel hinan, der war weiß von der Blüte des Schlehdorns. Hinter dem weißen Hügel wölbte ſich etwas Blauendes, wie die Kuppe eines fernen Felſenberges. Es war jedoch die Peterskuppel! Es war Rom!

In Rom wollte ich noch höher als die Peterskuppel! Auf die höchſten Höhen des Lebens, auf den Gipfel der Kunſt.

Ich kam an in Rom ...

‚Wo wohnt der Mann, der aus Steinen Menſchen macht?‘

Ich fragte und fragte. Es dauerte lange, bis ich jemand fand, der meine Frage verſtand. Dieſer freundliche Jemand wollte mir den Menſchenmacher zeigen. Ich ſagte ihm: ‚Es muß aber ein Mann ſein, der auf einem hohen Berge wohnt und deſſen Steinmenſchen Leben haben.‘

Der freundliche Jemand lachte, und lachend zeigte er mir den Weg zu dem Manne, zu dem ich wollte.

Er wohnte in einem gewaltigen Hause, und auf dem Hofe vor seiner Tür lag es weiß und schimmernd: Stein an Stein, Felsblock an Felsblock, Marmor an Marmor.

Ein ganzes Geschlecht konnte der Mann aus den Steinen hervorgehen lassen.

Menschen und Götter!

An die Tür klopfte ich, und zu dem, der mir öffnete, sagte ich: ‚Ich will zu dem Manne, der aus den Steinen dort draußen Menschen macht.‘

Der, zu dem ich so sprach, ließ mich stehen und machte die Tür wieder zu. Vor der geschlossenen Tür stand ich und wartete. Nachdem ich lange gewartet hatte, wurde die Tür ein zweites Mal geöffnet, und ein Mann stand vor mir, der hatte einen Blick wie ein Adler. Mit seinem Adlerblick sah er den zerlumpten Bauernknaben an: er sah ihm steif ins Gesicht.

‚Was willst Du von mir?‘

‚Ich will lernen, Menschen schaffen.‘

‚Künstler willst Du werden?‘

‚Menschen schaffen will ich!‘

‚Komm herein!‘

Und ich ging hinein ...

Ich trat in einen weiten Saal. Darin waren Steine, Steine, Steine, weiß und schimmernd. Jeder der weißen schimmernden Steine stellte einen Menschen dar. Es waren herrliche Gebilde; aber unter allen befand sich keine einzige Gestalt, der gleich, die ich in mir trug und die ich aus mir hervorholen wollte: nicht ein einziger von dieser ganzen Schar Geschaffener war das Geschöpf eines göttlichen Geistes!

Der Mann, der mich eintreten ließ und der mir mit seinem Adlerblick noch immer steif ins Gesicht sah, sprach jetzt: ‚Dort liegt Ton. Nimm davon und schaffe Menschen!‘

Ich nahm den Ton, der sich weich und feucht anfühlte. Lange Zeit stand ich und hielt die weiche feuchte Erde in

der Hand. Und ich dachte an den ersten Menschen, welchen Gott, der Schöpfer, aus solcher weichen feuchten Masse geschaffen hatte ... Während ich noch dachte, begann meine Hand zu kneten und zu formen.

Ich stand und wußte kaum, was meine Hand tat.

Mein Geist war nicht auf der Erde! Er war emporgehoben.

Und ich fuhr fort zu kneten und zu formen ... Der Mann, der die steinernen Menschen schuf, stand neben einem gewaltigen Marmorblock, hielt in der einen Hand Stemmeisen und Meißel und schlug in den Marmor hinein. Es tönte aus dem Stein wie Musik. Der Mann mit dem Meißel kümmerte sich nicht um mich, und ich kümmerte mich nicht um ihn: ich hörte nur immer, wie es aus dem Marmor zu mir herüberklang. Während des Klingens knetete ich, formte ich und wußte nicht, was ich knetete und formte.

‚Du, Knabe! Wer bist Du?'

Ich sagte es ihm.

‚Woher kommst Du?'

Ich sagte es ihm.

‚Wessen Gesicht ist das, was Du da schaffst?'

‚Das ist das Gesicht, welches ich in mir trage.'

‚Es ist das Antlitz eines Genius ... Weißt Du, was Du bist — was Du werden wirst?'

Ich wußte es nicht.

Da sagte es mir der Mann:

‚Ein Künstler!'

Er sagte mir auch, daß ich bei ihm bleiben könnte, daß er mein Lehrer sein wollte.

Der Mann, der mich bei sich bleiben ließ und der mich lehrte, hieß Monteverde. Dieser Mann wohnte auf einem hohen Berge. Ich mußte jedoch noch höher steigen, viel höher: hoch über allem! ..."

Wiederum schwieg Aristide Minardi, und wiederum drängte Marco mit erstickter Stimme: „Weiter, weiter!"

Und Aristide Minardi erzählte weiter: „Also begann

ich zu steigen. Ich ging durch Disteln und Dornen; ich ging an Abgründen hin und durch schwarzes Nebelgewölk. Aber es tat mir nichts. Über den Abgründen, durch die Nebel leuchtete mir der Gipfel entgegen.

Also stieg ich und stieg.

Oft hungerte ich und fühlte es nicht; meine Füße wurden oft wund, und ich fühlte es nicht; meine Seele wurde blutig gerissen, und — ich fühlte es nicht. Ich lebte unter den vielen Menschen wie in der Öde. Freunde hatte ich nicht, wollte ich nicht haben. Ich hatte keine Zeit für Menschen und Freundschaft; denn ich mußte steigen, steigen — klimmen, klimmen.

Wie ich keine Freunde haben wollte, so wollte ich auch kein Weib lieben: ich w o l l t e nicht!

Ich wollte kein Weib lieben, weil ich steigen und klimmen mußte; wollte kein Weib lieben, weil ich ein allzu einsamer Mensch war mit blutender Seele; denn ich hätte auch das Weib, das ich liebte, mutterseeleneinsam sein lassen und ihre Seele blutig gemacht.

Und jetzt —

Jetzt denkt Ihr gewiß: ich stünde auf einem Gipfel und sähe unter mir die Welt.

Ihr irrt Euch!

Was ich durch Distel und Dornen, mit blutender Seele bis heute erstieg, ist nur ein Hügel. Auf dem Hügel stehe ich und erkenne, daß ich ein einsamer Mensch bin ohne Freund, der meine Einsamkeit teilt; ohne Weib, dessen Seele ich könnte schaffen zu m e i n e r Seele."

Minardi stand auf. Vor sich sah er Lella stehen. Erst jetzt sah er sie! An ihr vorüber wollte er das Zimmer verlassen. Da nahm sich das Kind den Rosenkranz ab und ließ die purpurnen Blüten vor die Füße des Mannes fallen, der kein Weib lieben w o l l t e.

V

Ariſtide Minardis ‚Gipfel‘ war eine andere Höhe als die, zu der Marco Lippi ſich emporſchwingen wollte, um in Sonnennähe hoch über allem zu ſtehen — wie es Richard Hilles heißer Wunſch für ſeinen Jungen war. Aber ſelbſt Ariſtide Minardi befand ſich nach allem ſeine Seele wund reißenden Klimmen und Klettern noch immer erſt am Fuße des Berges, zu dem ſeine Künſtlerſehnſucht hinauf verlangte, ein armer Siſyphus, der den Felsblock wälzte und wälzte. Und aus dieſem den Händen des Künſtlers beſtändig entgleitenden Stein wollte er Menſchen ſchaffen: Menſchen nach *ſeinem* Bilde. —

Marco empfand den Unterſchied zwiſchen ſeiner Lebensauffaſſung und der des einſamen Meiſters aus dem Grabmal des Auguſtus. Der Kontraſt hatte etwas geradezu Schreiendes und gellte durch die Seele des jungen Mannes, die in einem ewigen Auf und Ab zwiſchen Gut und Böſe ſchwankte. Daß er den Gegenſatz überhaupt fühlen konnte, dankte er nicht ſich ſelbſt, ſondern einem anderen. Und er war ſich deſſen vollkommen bewußt: „Das haſt Du an mir vollbracht: Du haſt mein Seelenleben geweckt. Als ich meiner Mutter willen ſterben wollte, geſchah es in einem dumpfen Drang, mich aus dem Leben zu flüchten. Es geſchah aus Angſt vor dem Leben! Vor jenem Leben, das ich in mir trage. Jede Willensregung zum Starken und Guten war bereits in mir erſtorben, als ich ſterben wollte. Da kamſt Du, und Deine Seele rührte an die meine und weckte ſie. Dir dank' ich mein Menſchentum! Früher wußte ich nicht, was es bedeutet, Menſch zu ſein. Es iſt ſo ſchwer. Oft ergreift mich Entſetzen, wenn ich bedenke, *wie* ſchwer es iſt. Für mich wenigſtens! Du

wirſt es nicht glauben; aber ich arbeite beſtändig an mir, um meinen von Dir zum Leben erweckten inneren Menſchen am Leben zu erhalten. Nicht nur am Leben, ſondern im Sonnenlicht, auf Bergeshöhen."

„Du mußt beſtändig an Dir arbeiten?"

„Du weißt ja doch! Von meinen vielen dunklen Stunden weißt Du. Ich machte Dir daraus niemals ein Hehl. Du kannſt mir alſo niemals einen Vorwurf machen."

„Das werde ich niemals. Und worüber einen Vorwurf?"

„Man weiß nicht, was geſchieht. Kein Menſch kennt ſich ſelbſt. Alſo kann kein Menſch für ſich einſtehen."

„Wir können dafür einſtehen, jederzeit und in allem als anſtändige Menſchen zu handeln."

„Wenn Du's für Dich kannſt — für mich kann ich's nicht."

„Dann ſteh' ich für Dich ein!"

„Nimm Dich mit Deiner Bürgſchaft in acht!"

Trotz dieſer mit leidenſchaftlicher Heftigkeit geäußerten Warnung wiederholte Richard Hille ſo feierlich, als leiſtete er ein Gelübde: „Ich ſtehe für Dich ein!"

— — — — — — — — — — — — — —

Seiner Natur gemäß ſtand Marco einige Zeit ganz unter dem Eindruck von Minardis Erzählung und deſſen machtvoller Perſönlichkeit. Während dieſer Periode — ſie dauerte nicht lange, was auch ſeiner Natur gemäß war — beſuchte er ſogar nicht die Dienstagabende der Marcheſa, obgleich er in dieſem exkluſiven Kreiſe in aller Form unter die ‚Intimen' aufgenommen war und bereits angefangen hatte, ſein kleines Kapital mit wechſelndem Glück für Sor Riccardo anzulegen: im heimlichen verbotenen Spiel, am grünen Tiſch!

Inzwiſchen trat eine andere und größere Gefahr in ſein Leben, das an ‚dunklen Stunden' reicher war als an hellen, allen ehrlich gemeinten Verſuchen zum Trotz, den Berg zu erklimmen, und ſollte dabei ſeine junge Seele zerriſſen werden und bluten müſſen.

Früher, wenn Marco von ſeiner Wohnung nach ſeinem Atelier ging, nahm er den Weg durch die Via Siſtina und über den Monte Pincio hinunter zur Piazza del Popolo. Seit einiger Zeit ſchlug er meiſtens einen anderen Weg ein. Wegen dieſes anderen Weges kämpfte er jeden Tag mit ſich. Bisweilen brachte er es fertig, über ſich zu ſiegen. Dann triumphierte er, fühlte ſich kraftvoll und ſeiner ſicher, um ſehr bald eine neue Niederlage zu erleiden, derentwillen er ſich von neuem mit leidenſchaftlichen Vorwürfen überhäufte, der Schwäche und Feigheit ſich zeihend. Dieſer häufig wiederkehrende Vorgang konnte indeſſen nicht verhindern, daß der Niederlagen mehr und mehr wurden.

Alſo ſtieg Marco jetzt zumeiſt von Trinità de' Monti die ſpaniſche Treppe hinab, ſchlenderte über den Platz, bog in die Via Babuino ein, um durch dieſe zur Piazza del Popolo zu gelangen.

„Denn Du wirſt zu mir kommen ...“

Als die Bicetta ihm dieſe Worte nächtlicherweile unter der Breſche von Porta Pia zuraunte, lachte Marco ihr mit kaltem Hohn ins Geſicht, ſich verächtlich von ihr wendend. Voller Hohn und Verachtung wiederholte er ſich ſelbſt während der erſten Zeit, die jener unvergeßlichen Nacht folgte, ihren dämoniſchen Ausſpruch. Es gewährte ihm eine faſt wilde Luſtempfindung, zu denken, wie ſie wartete und wartete — vergeblich wartete! Gewiß ſaß ſie in ihrer Wohnung in der Via Babuino wie ein Raubtier in der Höhle, um ihrer Beute, ihrem Opfer aufzulauern; denn ihre Beute, ihr Opfer würde er ſein, *wenn* er kam. Sobald er ihre Schwelle überſchritt, würde ſie ſich auf ihn ſtürzen, ihn umklammern und ihm das Blut ausſaugen: ſein Lebensblut. Es gab für ihn keine Hilfe und Rettung — ſobald er nur ein einziges Mal kam.

Er kam jedoch nicht.

Darin durfte er ſich ſtark fühlen und ſeiner Kraft vertrauen. Wenigſtens in dieſem einen, einzigen durfte er das.

Es kamen Tage, wo er ſich ihr vergebliches Warten

beſtändig vorſtellen mußte: während ſeiner Arbeit, während er zu Hauſe im Kreiſe der Seinen war, während er in den Salons der Marcheſa jenen Höhen zuſtrebte, die ihn in die große Welt führen ſollten: in jene Welt, der er ſich in ganz anderer Weiſe wahlverwandt fühlte als dem Manne, deſſen Wahlſohn er ſo gerne und ſo freudig ſich nannte. In ſeinen ſchlafloſen Nächten, ſeinen fiebernden Träumen vernahm er ihre teufliſchen Worte: „Denn Du wirſt zu mir kommen ...“ Oft ſchreckte er mit einem Schrei empor, oder er hörte ſich ſelbſt mit lauter Stimme der Verſucherin antworten: „Ich komme nicht!“

Eines Tages war das Wetter kalt und ſtürmiſch, ſo daß Marco ohne jedes Beſinnen den kürzeſten Weg nach ſeinem Studio einſchlug. Dieſer kürzeſte Weg von der Via Raſella zur Piazza del Popolo führte über den ſpaniſchen Platz und durch die Via Babuino. Erſt als er ſich bereits in dieſer Straße befand, merkte er, welchen Weg er heute nahm. Ein fröſtelndes unangenehmes Gefühl beſchlich ihn plötzlich: jener kalte Schauer, der — einem alten Aberglauben zur Folge — den Menſchen befällt, wenn „jemand über ſein Grab ſchreitet“.

Marco fiel das Sprichwort ein, und er monologiſierte: ‚Jetzt ſchreitet jemand über mein Grab. Sollte es die Vicetta ſein, welche ... Richtig, die Vicetta! Sie wohnt in dieſer Straße. Wenn ich jetzt zu ihr ginge, könnte es leicht geſchehen, daß — Ich brächte ſie ſicher eines Tages um. Dann könnte ſie nicht über mein Grab gehen ... Jetzt phantaſierſt Du wieder einmal, ohne das Fieber zu haben. Oder fieberſt Du etwa bei dem bloßen Gedanken an die Vicetta? ... Du ſollteſt umkehren und durch die Via Croce in den Korſo gehen. Dann brauchteſt Du nicht an ihrem Hauſe vorbei ... Welche Nummer wohnt ſie doch gleich? Ich glaube Nummer 86. Das muß ganz in der Nähe ſein ... Ich möchte mir das Haus wenigſtens anſehen.‘

Er ging weiter und kam zu dem Hauſe Nummer 86. ‚Ein merkwürdig geſittetes Haus für eine wie dieſe

Vicetta! Es ſcheinen darin lauter ſolide Leute zu wohnen. Sie lebt bei einer Marini oder Martini ... Sollte ſie wirklich einen anſtändigen Lebenswandel führen? Und das nur, weil ſie mich liebt! Ich wußte nicht, daß ein Weib ſo lieben kann ... Unſinn! Wie ein Tier liebt ſie mich! Wie ein beutelüſternes blutgieriges Raubtier ... Sie weiß, daß ich mich auch dann nicht um ſie kümmern würde, ſie auch dann vergeblich warten müßte, wenn ſie mich in anderer, in edlerer Weiſe lieben ſollte ... Ob ſie jetzt wohl in ihrem Zimmer iſt? Ihre Witwe wohnt im dritten Stock. Gewiß iſt ſie am Fenſter ... Ich darf nicht hinaufſehen!'

Ohne hinaufzuſehen, ging er vorüber, tief Atem holend, als wäre er glücklich einer Gefahr entronnen ... Als ob es für ihn eine Gefahr bedeutet hätte, nur an ihrem Hauſe vorüber zu gehen!

Wenn ſie aber ausgegangen wäre und ihm jetzt begegnen würde? Gerade heute!

Das Blut ſtieg ihm heiß zu Kopf. Weshalb hatte er auch gerade heute dieſen Weg eingeſchlagen? ... Begegnen konnte ſie ihm übrigens jeden Tag, zu jeder Zeit. Sie brauchte ihm durchaus nicht aufzulauern. Merkwürdig, daß ſie's nicht tat ... Das war nur eine von ihren infamen Liſten: um ihn deſto ſicherer anzulocken, ihn unentrinnbar in ihre Schlingen und ſein Verderben zu ziehen.

Marco beſchleunigte ſeine Schritte, um möglichſt ſchnell aus der dämoniſchen Nähe fortzukommen. Auf Piazza del Popolo ging er hart an dem Obelisken vorbei, den waſſerſpeienden antiken Leuen vergnügt zunickend, als hätte er von eines Löwen Rachen verſchlungen werden ſollen.

Trotz des trüben Wetters ſollte es gerade heute ein prächtiger Arbeitstag werden!

Es wurde jedoch ein ſehr ſchlechter. Denn ſeine Gedanken weilten beſtändig bei der Vorſtellung einer Begegnung mit der Vicetta. Wie würde ſie ſich dabei wohl

benommen haben? Natürlich hätte er sie gar nicht beachtet ... Wenn sie ihn nun eines Tages auf der Straße anredete? Das wagte sie nicht ... Immerhin war das Haus Nummer 86 sehr anständig, und daß sie ihm nicht mehr auflauerte, war jedenfalls merkwürdig.

In den nächsten Tagen ging er standhaft über Monte Pincio.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann hatte er bei einem Marmorarbeiter zu tun, der zugleich ein vortrefflicher formatore war. Des Mannes Geschäft lag in der Via Babuino und der fatalen Nummer 86 gerade gegenüber.

Marco suchte den Mann auf, besorgte seine Angelegenheit, geriet mit dem Manne ins Schwatzen. Es war jemand, mit dem es sich vortrefflich plaudern ließ; sogar über Kunst. Also auch über Modelle. Marco klagte dem Manne, der in seiner Art auch ein Künstler war, seine Künstlernot um ein Modell.

„Ich brauche etwas ganz Besonderes. Nichts von der Straße! Es muß etwas geradezu Vollkommenes sein."

„Nichts von der Straße? Sollte Ihnen das schwer fallen? Sie haben doch gewiß die Auswahl."

Nicht ohne sich geschmeichelt zu fühlen, belehrte der Adonis von der Via Rasella den klugen Römer: „Es handelt sich nicht um einen Frauenakt; denn wenn es mir um solchen zu tun wäre —. Es muß ein junges Mädchen sein, fast noch ein Kind, rein und unschuldig, das Urbild aller Jungfräulichkeit, dabei fein und zart, wie ein Lilienstengel, wie die Psyche von Neapel. Sie begreifen, daß es schwer hält, selbst für —" Er brach ab.

Lächelnd ergänzte der Mann, der als echter Römer Witz besaß und überdies seinen Kunden sofort erkannte: „Selbst für Sie. Und das will viel sagen! Also werden Sie sich wohl oder übel mit einem Berufsmodell behelfen müssen."

„Das will ich nicht."

„Müssen Sie."

„Sie kennen mich ſchlecht.“

Marco ging, kehrte wieder um, ſagte in leichtem Ton: „Da fällt mir ein —“

„Ein Modell für Ihre Pſyche?“

„Es iſt keine Pſyche. Allerdings etwas Ähnliches ... Was ich ſagen wollte: kürzlich begegnete ich in Ihrer Straße einem jungen Mädchen. Sie müſſen es kennen.“

„Muß ich?“

„Es wohnt Ihnen gerade gegenüber. Wenigſtens kam ſie dort drüben aus dem Hauſe. Ein merkwürdiges Geſchöpf!“

Der Mann kannte es: „Gelbes Haar, weißes Geſicht, ſchwarze Augen und eine Geſtalt, zart und fein wie ein Lilienſtengel?“

„Sie iſt es! Sollte dieſe nicht — Was meinen Sie? Sie werden es ſicher wiſſen.“

„Ich weiß von ihr nicht mehr, als was man ſo hört.“

„Und was hört man von ihr? Daß ſie einen Liebhaber hat?“

„Sie hat keinen ... Wollen Sie ſie kennen lernen?“

„O, ich ... Ich will ſie nicht kennen lernen!“

„Ich glaubte, Sie wollten es wegen ihrer Figur und weil Sie ſicher die beſte Hoffnung haben dürften.“

Marco lachte gezwungen und ſagte: „Wenn das Mädchen ſo anſtändig iſt, wie Sie ſagen, hätte ich ſicher nicht die geringſte Hoffnung auf Erfolg ... Wohnt ſie allein?“

„Bei der Witwe Marini. Das iſt eine ſolide Frau. Sie würde das Mädchen nicht eine Stunde im Hauſe behalten, wenn es nicht auch ſolid wäre.“

„Sie ſehen alſo: nicht die mindeſte Hoffnung für mich! Auch nicht als Modell für meine Plaſtik.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich Marco. Der kluge Römer ſah ihm nach und murmelte: „Du haſt mich nicht ohne Abſicht ausgefragt.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatte ihn wahrhaftig nicht belogen! Bei einer anſtändigen Frau wohnend, führte ſie ein anſtändiges

Leben. Sie führte es, weil sie ihn liebte und weil sie auf ihn wartete; denn: „Du wirst zu mir kommen!“

Es mochte ihr schwer genug fallen, ein anständiges Leben zu führen. Wie leidenschaftlich mußte sie ihn lieben, mit welcher Angst auf ihn warten: Tag für Tag! Und Tag für Tag vergeblich. Ihr geschah recht. Alles, was ihr an Unglück und Jammer geschehen konnte, war gerechte Strafe für das Unglück und den Jammer, den sie über seine Mutter gebracht hatte.

Die gerechte Strafe des Schicksals war's!

Ob sein Vater sie immer noch suchte? Oder ob er sie bereits gefunden hatte? Dann war er gewiß bei ihr gewesen ... Was mochte zwischen diesen beiden leidenschaftlichen Menschen vorgefallen sein?

Jedenfalls war sie zu seinem Vater nicht wieder zurückgekehrt. Auch nicht, um ihn zu quälen. Sie wußte allerdings, daß des Mannes Qual zur Marter wurde, wenn er sie gefunden hatte und sie sich trotzdem weigerte, mit ihm zu gehen.

Diese Vorstellung bereitete Marco neue Unruhe: ob sein Vater die Bicetta gefunden hatte? Er würde dann viel in der Via Babuino sein und vor ihrem Hause Wache stehen. Besonders spät abends.

So kam es, daß Marco häufiger und immer häufiger durch die Via Babuino zu seinem Atelier ging. Und das nicht nur bei Tage, wenn ihn sein nächster Weg durch die Straße führte, sondern auch zu Zeiten, wo er dort nichts zu tun hatte. Besonders spät abends. Er lauerte dann, ob sein Vater ihr auflauerte: ihr, der Bicetta!

Und eines späten Abends erfuhr Marco, daß der Advokat sie gefunden hatte.

In einem Augenblick, da er gar nicht daran dachte — er kam aus der Via Condotti und wollte sich direkt nach Hause begeben — tauchte die hohe, schlanke Gestalt vor ihm auf, die er so gut kannte.

‚Mein Vater! Wohin geht er? Gewiß in die Via Babuino! Ich muß ihm nachgehen!‘

Marcos Vermutung bewahrheitete sich. Der Advokat — sein Sohn gewahrte zum ersten Male, daß der Mann anfing zu altern — kam aus der Via due Macelli, ging an dem rauschenden Wasserbecken vorüber und der Nordseite des Platzes zu. Er ging in die Via Babuino, gelangte zu dem Hause Nummer 86, blieb davor stehen, schien zu zaudern, schien einen Entschluß zu fassen, trat in das Haus ... Wenige Augenblicke später folgte sein Sohn.

‚Was tu' ich nur? Das hat ja gar keinen Zweck! Geh also nicht weiter! Es könnte ein Unglück geben. Was kümmern dich diese beiden Menschen? Dieser Mann, der dich für Geld einem Fremden überließ, und dieses satanische Weib. Kehre um!'

Dieses denkend, stand er bereits in dem matt erleuchteten Flur.

Er wollte allen Ernstes umkehren, hörte den Advokaten die steinerne Treppe hinaufsteigen — stieg ihm nach: lautlos, wie schleichend, als befände er sich auf verbotenem Wege ... Angekommen im zweiten Stockwerk, hörte er den, der vor ihm hinaufstieg, über sich mit dem metallenen Klopfer gegen die Tür schlagen.

‚Ob er wohl zum ersten Male kommt? Das werde ich gleich erfahren. Wenn die Witwe Marini ihn ohne weiteres eintreten läßt, so kommt er als alter Bekannter. Aber die Witwe Marini gilt als anständige Frau, die nur anständige Mieterinnen bei sich wohnen läßt ... Was soll dieses alles? Zu töricht von Dir, nicht sofort umgekehrt zu sein. Wenn Sor Riccardo das wüßte!'

Daß er bei allem immer gleich an Richard Hille denken mußte! Auch bei Gelegenheiten, wo er gar nicht an ihn denken wollte. Dann gerade! Es geschah wohl, weil er fühlte: ‚Er ist Dein bester, Dein einziger Freund; Du wirst niemals einen besseren besitzen'... Dazu das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu tun, sobald er seinem besten und einzigen Freunde den Rücken kehrte. Das Bewußtsein seines Unrechts hatte er stets; aber begehen mußte er das-

ſelbe trotzdem. Es war wie ein innerer Zwang, dem er untertan war und dem er erlag.

Was alles in einer Menſchenſeele vorgehen konnte!

Jetzt hörte er von oben herab durch die verſchloſſene Türe des dritten Stockwerks von einer lauten Frauenſtimme dem ſpäten Beſucher die übliche Frage ſtellen, hörte die bekannte Stimme die übliche Antwort geben.

Seit ſeiner Mutter Tod hatte Marco dieſe Stimme nicht mehr gehört. Es war die Stimme, deren harter Ton auf ſeine Kindheit und erſte Jugend wie der Schlag eines Eiſenhammers gefallen war, das Glück ſeiner Kindheit zermalmend. Die nämliche Stimme war's, die zu ſeiner Mutter geſprochen, welche ſich gleich glühenden Nadeln in das Hirn und Herz der armen Frau gebohrt und ſie ihrem Todesſturz zugetrieben hatte. Seit ſeinem frühſten Erinnern hatte Marco dieſe mörderiſche Stimme gehaßt.

Jetzt redeten ſie oben zuſammen.

„Iſt die Bicetta zu Hauſe?"

„Wer ſind Sie?"

„Das geht Sie nichts an."

„Ich bin die Wirtin."

„Ich wünſche die Bicetta zu ſprechen."

„Was wollen Sie von ihr?"

Jetzt wußte es Marco: ſein Vater kam heute zum erſten Male!

Die Wirtin ſchien die Tür ſchließen zu wollen und der Advokat die Frau daran zu hindern.

Mit erhobener Stimme tat ſie ihre Frage noch einmal: „Was wollen Sie von der Bicetta?"

„Das werde ich ihr ſelbſt ſagen."

„Kommen Sie morgen wieder."

„Ich muß die Bicetta heute noch ſprechen."

Aus dem Innern der Wohnung rief die Stimme der Bicetta: „Der iſt es? Den laſſen Sie nur herein!"

Der Eindringling ſchien die Frau, die zu ſpäter Stunde einem Unbekannten den Eintritt verwehrte, einfach bei-

seite zu schieben und einzutreten. Marco hörte die Frau heftig schelten. Dann schloß sie die Tür.

Jetzt war sein Vater bei der Bicetta, jetzt sprachen die beiden miteinander. Was? Würde der Advokat lange bei dem Mädchen bleiben? Und wenn er wieder heraus kam — Dann fand er seinen Sohn auf der Treppe. Das durfte nicht sein.

Aber anstatt das Haus sogleich zu verlassen, stieg Marco bis in das dritte Stockwerk hinauf und noch einige Stufen höher. Hier stand er, drückte sich gegen die Wand, horchte und spähte hinab ... Wenn sein Vater die Wohnung der Witwe Marini wieder verließ, konnte er sein von dem matten Schimmer der Ollampe beleuchtetes Gesicht sehen. Mit welchem Gesicht würde der Mann hinweggehen?

Unten blieb alles still ... Was erwartete Marco eigentlich? Von seinem Posten aus die beiden in der Wohnung reden zu hören? Als ob sie schreien würden.

Die Bicetta um Hilfe schreien, um Hilfe gegen seinen Vater ... Welche tolle Phantasien! Sie wirkten gefährlich. Er besaß eine kranke Einbildungskraft. Daraus entsprang das, was er seine dunklen Stunden nannte. Das wußte er, der sich beständig mit sich selbst beschäftigte, sehr genau.

Jetzt!

Die Tür der Wohnung der Witwe Marini wurde aufgerissen, und der Advokat trat heraus.

Wie sah der Mann aus!

Wie ein Gemordeter! Nicht doch: wie jemand, der morden wollte. Zu einem Wesen mit solchem Gesicht konnte die Leidenschaft den Menschen machen! ... Zum ersten Male, daß dem Jüngling die Ahnung davon kam, was Leidenschaft war und welchen Gewalten der Mensch untertan. Wie er seinem Vater in das entstellte fahle Gesicht schaute, grauste ihm.

Zu der Padrona, die Marco nicht sehen konnte, sagte der Advokat:

„Ich komme wieder. Es ist vergeblich, mich nicht hineinlassen zu wollen. Ich werde immer wieder kommen, so lange bis — Das ist meine Sache. Aber besser, Sie versuchen erst gar nicht, mich auszuschließen. Es würde Ihnen nichts helfen. Was ich will, das will ich. Hüten Sie sich also."

Mit seinem weißen verzerrten Gesicht, seinen stieren Augen stand der Sprecher in der offenen Tür und stieß jedes Wort mühsam hervor. Dabei sprach er sehr langsam, sehr deutlich, damit die Frau jedes Wort gut verstand.

Die Witwe Marini rief wütend: „Sie mögen sein, wer Sie wollen. Jedenfalls sind Sie ein Unverschämter, ein Verrückter. Unterstehen Sie sich nicht, wieder zu kommen."

„Ich werde mich unterstehen."

Aus dem Innern der Wohnung drang ein Hohnlachen. Darauf die Stimme der Vicetta: „Kommen Sie nur! Ich werde Ihnen, so oft Sie kommen, von Ihrem Sohn erzählen. Hören Sie wohl? Von Ihrem Sohn, den ich liebe. Denn ich liebe ihn, liebe ihn!"

Und wieder ein Lachen, wie die Sünde lacht, die schöne satanische Sünde.

Dem Lauscher auf der Treppe stockte der Atem. Jetzt mußte sich unter ihm etwas ereignen! Etwas Furchtbares. Der Verhöhnte würde einen Revolver oder ein Dolchmesser ziehen — trug er doch die eine oder die andere Waffe stets bei sich — würde zurückstürzen in die Wohnung, und Marco würde sogleich einen gräßlichen Schrei vernehmen, einen Hilfeschrei, einen Sterbeschrei. Ehe das nicht geschah, würde die lachende höhnende Frauenstimme nicht still sein: sie mußte gewaltsam stumm gemacht werden.

Wie konnte Marco das so genau wissen? Seine kranke Einbildungskraft führte ihn bis zur Verrücktheit. Er erhielt auch umgehend den Beweis, wie töricht seine Phantastereien waren: nichts als Hirngespinste! Der Advokat

ließ die Vicetta ihn beſchimpfen, ließ ſie ſpotten und hohnlachen, griff weder nach Dolch noch nach Revolver, ſtürzte auch nicht wieder zurück, ſondern trat vollends heraus und ſtieg, ohne ein Wort der Entgegnung, die Treppe hinunter.

Aber — mit welchem Geſicht!

Oft, oft ſollte Richard Hilles Wahlſohn an dieſes Geſicht ſeines Vaters denken müſſen.

VI

„Denn Du wirſt zu mir kommen ..."

Marco mochte ſich wehren, wie er nur konnte: er bekam die Worte der ſchönen Teufelin nicht aus dem Sinn. Seitdem er, auf der dunklen Treppe ſtehend und ſeinem Vater in das entſtellte Geſicht blickend, ihre Stimme wieder vernommen hatte, hörte er dieſe beſtändig zu ihm ſagen: „Denn Du wirſt zu mir kommen ..."

In ſeinem Innern ſprach Vicettas Stimme die wenigen Worte langſam und leiſe, ruhig und zuverſichtlich wie etwas Vorausbeſtimmtes, dem der Menſch nicht entgehen kann, dem er verfallen iſt, ohne Hoffnung auf Rettung. Die mit unumſtößlicher Gewißheit leiſe und ruhig geſprochenen Worte wurden Marco in den Tagen, die jenem Abend folgten, zu einem Orakelſpruch, der ſich erfüllen mußte. Nur auf eines kam es an: auf das Wann der Erfüllung. Einmal unter dem Banne dieſer Zwangsvorſtellung bedurfte er ſeiner ganzen Kraft, um dieſes verhängnisvolle Wann nach Möglichkeit hinauszuſchieben.

In ſeiner Angſt vor ſich ſelbſt, vor den dunklen Gewalten ſeiner Seele, arbeitete er in dieſer qualvollen Zeit fieberhaft an ſeiner ‚Sehnſucht'. Da er noch immer keine ‚Pſyche' gefunden hatte, ſo modellierte er einſtweilen nach irgend einem Berufsmodell lediglich für Poſe und Proportionen.

Es war eine freudloſe Arbeit; und ſie ſollte doch ſeine erſte große feierliche Lebensfreude werden! Nicht nur die ſeine — mehr noch die ſeines grauen Freundes, der mit faſt andächtiger Erwartung des Tages harrte, an dem ihm Marco von ſeiner Idee ſprechen und die Tür ſeines Heiligtums öffnen würde: war doch für Sor Riccardo jede

Künſtlerwerkſtatt geweihte Stätte! Wenn der gute Herr von des jungen Künſtlers Gedanken gewußt hätte, die dieſem nicht aus dem Kopfe wollten: ‚Da geſtalte ich nun meine Sehnſucht. Sie ſoll etwas von der Erde Fortſtrebendes, zum Himmel Aufſteigendes ſein: der höchſte Flug einer Menſchenſeele. Und was iſt meine Sehnſucht in Wahrheit? Wildes Verlangen nach einer Macht, die den Menſchen in Abgründe hinabzieht, ihn gewaltſam hinabreißt; wütende Gier nach dem Niedrigſten und Unheiligſten. Anſtatt meine Sehnſucht zu bilden, ſollte ich meine Begierde darſtellen; anſtatt ein göttliches Geſchöpf mit Seraphsſchwingen ein Weib mit Geierskrallen und dem Blick eines hungrigen Raubtiers.‘

Es lag nicht in Marcos Natur, ſich ſelbſt zu verklären. Im Gegenteil! Bei jeder Gelegenheit verfolgte er ſich ſelbſt mit den ſchwerſten Anklagen, dem bitterſten Hohn, den Stachel einer unerbittlichen Selbſtkritik ſich wie einen Dolch in die Seele ſtoßend. Es tat ihm jedoch nicht weh. Anſtatt heftiger Schmerzen empfand er bei dieſer grauſamen Selbſtverſtümmelung ein entſchiedenes Luſtgefühl, ſogar die Qual genießend.

In ſolcher Gemütsverfaſſung begann der junge Mann ſeine Wahlverwandten möglichſt zu meiden, als Vorwand für ſeine Iſolierung ſeine Arbeit nehmend. Er brauchte dieſes Wort nur auszuſprechen, um für alles, was er tat und nicht tat, die begeiſterte Billigung der beiden vereinigten Haushaltungen zu finden. Es war gleichſam ein Zauberwort, das ihn in ein Gewölk einhüllte und aus der Via Raſella forttrug. Trotz der langen Tage gab er an: es ſtöre ihn bei der Arbeit, wenn er Nachmittags zum Speiſen nach Hauſe müſſe.

Das verſtanden Tante Dora und Richard Hille ſehr gut — ſo ſtill ihre Mahlzeiten jetzt ausfielen, ſo laut Paoluccia jetzt jammerte, nicht des Signorinos Lieblingsſpeiſen bereiten zu können. Um ſich durch die weiten Nachhauſewege nicht mitten in ſeiner Arbeit ‚ſtören‘ zu laſſen, ſpeiſte Marco fortan in den der Villa Strohl-Fern

nahe gelegenen Tre re. Dieſe heiligen Drei Könige waren eine wegen ihres risotto und ihrer maccaroni al sugo hoch berühmte Künſtlertrattorie; und jeden Mittag ertappte ſich jetzt Sor Riccardo dabei, daß es ihm zu Hauſe nicht mehr ſchmeckte — an Tante Doras Tiſch, bei Paoluccias Küche nicht mehr ſchmeckte! Seine alte Sehnſucht nach einer römiſchen Trattorie: einer trattoria romana antica überkam ihn jetzt häufig mit ſolchem Ungeſtüm, daß er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, derartige ‚dunkle Gewalten' in ſich zu tragen und dagegen ankämpfen zu müſſen. Natürlich unterwarf er ſich nicht. Wie ſchön wäre es jedoch geweſen, wenn Marco ihn eines Tages aufgefordert hätte: „Speiſe doch heute mit mir in den ‚Drei Königen'. Ich ſitze dort ſo allein. Es wäre ſo gemütlich, wenn Du einmal kämſt. Und welche Makkaroni! Das darfſt Du aber Tante Dora nicht ſagen."

Wie ein Grab hätte der Profeſſor geſchwiegen ... Leider bekam er keine Gelegenheit, ſeine Verſchwiegenheit auf die Probe zu ſtellen; denn Marco forderte ihn niemals auf, ihm bei ſeinen einſamen Mahlzeiten Geſellſchaft zu leiſten.

Übrigens waren dieſe ſtillen Tafelfreuden ſehr unterhaltend. Sämtliche Künſtler der Villa Strohl-Fern ſpeiſten in den Tre re und waren ſo luſtig, wie nur Künſtler das ſein können, dieſe Auserwählten des Herrn für Erdenfreude und Daſeinsluſt.

Die meiſten waren Landsleute von Richard Hille. Aber ſie waren Neu-Römer; alſo Menſchen, die nicht ahnten, was das alte Rom geweſen war. Darunter hatte man jedoch nicht das Rom Kaiſer Neros und Domitians zu verſtehen; nicht das Rom Michel Angelos und Raffaels; auch nicht das Rom Goethes und der frommen Nazarener, ſondern das Rom Anſelm Feuerbachs und Hans von Marés, Ferdinand Gregorovius' und Joſeph Kopfs. Alle dieſe bedauernswerten ‚Neuen' ahnten nicht, was es hieß, mit dem Vetturin durch Porta del Popolo einzufahren, auf den Prati dei Caſtelli und dem Monte Teſtaccio Wein-

leſe zu feiern und im Frühling das Künſtlerfeſt in den Cervaragrotten.

Merkwürdig, daß ſie trotzdem glücklich waren, in Rom zu ſein, von römiſcher Sonne ſich beſcheinen zu laſſen, römiſchen Wein zu trinken und römiſche Frauen zu küſſen: Gifte, an denen dieſe Knaben natürlich zu Grunde gehen würden; und das, ohne von dem wahren Rom auch nur eine Ahnung gehabt zu haben! Auch nicht von Michel Angelo und Raffael.

Denn dieſen Modernen fiel es ſelbſtverſtändlich nicht ein, den Gott der Siſtina anzubeten und in den Stanzen Adoration zu halten ...

In ſeiner aufgeregten Stimmung befand ſich Marco unter dem luſtigen Künſtlervölklein ſehr behaglich, ſich nicht ſchämend, die Genüſſe der heiligen Drei Könige den Gerichten von Tante Doras Tafel bei weitem vorzuziehen. Immerhin machte es Eindruck auf ihn, als er entdeckte, daß er ſich ohne ſeine Wahlfamilie wohler fühlte als mit derſelben. Er hatte ſich vorgenommen, den jungen Leuten zu gefallen, gefiel ihnen alſo; gefiel ihnen ſogar derartig, daß ſie, ohne eine Probe ſeines Könnens geſehen zu haben, von dieſem überzeugt waren: hatte er doch das Leuchten des Genius in ſeinen Augen! Überdies war er ein Schüler des wunderlichen Heiligen aus der Gruft weiland Seiner Majeſtät des Kaiſers Auguſtus. Seinen Mangel an Kenntniſſen geſtand er mit entzückendem Freimut ein, was ihm die Herzen vollends gewann, ſo daß ihm ſelbſt ſeine mehr als gewählte Kleidung verziehen wurde. Der hübſche Junge war ja auch kein Germane! Ein Römer durfte ſolche brillante Weſten, wunderbare Krawatten, weiße Koſtüme, zierliche Schuhe und niedliche Spazierſtöcke tragen.

Eines Tages wurde Marco folgendermaßen angeredet: „Sie ſind ja wohl eine Art Adoptivſohn jenes närriſchen Kauzes?“

„Wen meinen Sie?“

„Den Profeſſor Richard Hille. Er ſoll ein furchtbar

gelehrtes Tier sein. Wie kamen Sie denn zu dem? Gerade Sie!“

„Er rettete mir das Leben.“

Marcos Stimme klang gepreßt; er war bleich geworden.

„Wie geschah das?“

„Das werde ich Ihnen ein andermal erzählen.“

„Ihr Lebensretter also? Nett von dem Mann! Das hätten wir dem Alten gar nicht zugetraut.“

„Bitte, sprechen Sie nicht in solchem Tone von meinem Freunde!“

„Unser Ton soll Sie nicht beleidigen. Übrigens ist es hübsch von Ihnen.“

„Was ist hübsch?“

„Daß Sie dankbar sind.“

„Ich verdanke Richard Hille alles.“

„Sie sind ein anständiger junger Mann. Bei aller Dankbarkeit muß es aber doch tödlich langweilig für Sie sein.“

„Was soll für mich tödlich langweilig sein?“

„Beständig mit solchem gelehrten alten Haus zu leben.“

„Ich fühle mich dabei sehr glücklich.“

„Ach was, glücklich. Sie sind jung! Jugend gehört zu Jugend. Mit allem Respekt vor ihrem alten Herrn ist er doch ein schnöder Egoist. Wie darf der Mann Sie bei sich behalten? Frei soll er Sie lassen! Jugend muß frei sein! Da sitzen Sie bei diesem Professor Hille unter lauter verstaubten Büchern und grauer Gelehrsamkeit und sehen zu, wie andere frische Jungen — Sie wollen schon aufbrechen?“

„Ich muß arbeiten.“

„Wir alle sind nämlich der Meinung, daß es schade um Sie ist.“

„Ich danke Ihnen allen.“

„Machen Sie, daß Sie von Ihrem ehrwürdigen Egoisten fortkommen. Und das bald! Ein Mensch wie Sie ... Werden Sie heute vor Ponte Molle im Tiber mit uns baden?“

„Ich glaube nicht."

„Erlaubt es Ihr Mentor nicht?"

Der junge Deutſche lachte; die anderen ſtimmten mit ein. Das Lachen war ſo wenig böſe gemeint wie die Worte. Aber auf Marco machte beides tiefen Eindruck. Er grüßte kurz und ging.

Er hatte ſich ‚anſtändig' benommen. Auch in dieſer Sache anſtändig (er gedachte des Vorfalls in der Argentina), durfte alſo mit ſich zufrieden ſein. Weshalb war er es nicht? Wenigſtens war er nicht ganz mit ſich zufrieden. Er hatte ſeinen beſten Freund in Schutz genommen, hatte, als man ihm zumutete, Richard Hille zu verlaſſen, dagegen proteſtiert ... Nein, das hatte er nicht! Er wollte es tun und hatte es unterlaſſen. Jedenfalls war es ſeine Abſicht geweſen; alſo brauchte er ſich keine Vorwürfe zu machen.

Im Grunde genommen war er weniger über ſein eigenes Verhalten verſtimmt als darüber, daß Sor Riccardo Leute, die ihn nicht kannten, durch ſeine vielen bizarren Eigentümlichkeiten zu ſolchem Gerede herausforderte. Ja wohl: geradezu herausforderte! Sie ſollten Richard Hille kennen, dann würden ſie anders ſprechen. Niemand kannte ihn ſo gut wie er; alſo konnte ihn auf der ganzen Welt niemand ſo gut verteidigen wie er. Weshalb hatte er es heute unterlaſſen?

Als Marco von den Drei Königen aufbrach, beabſichtigte er, ſich ſogleich wieder zurück in ſein Atelier und an ſeine Arbeit zu begeben. Dieſe war ihm jedoch durch das Geſchwätz der luſtigen jungen Leute für heute verleidet. Eigentlich waren es rohe Burſchen, dieſe Deutſchen! Viel Talent und wenig Lebensart. Dabei ein erſchreckender Mangel an Grazie. Aber Deutſche und Grazie! Es war ein Glück, kein Deutſcher, ſondern ein Römer zu ſein. Marco wußte, daß jeder dieſer Germanen — w i e waren ſie angezogen! — mehr Talent beſaß als er; von Kenntniſſen gar nicht zu reden. Dennoch fühlte er ſich, wollte er aufrichtig ſein, über ſie hoch erhaben.

Trotz allen Könnens und allen Wissens blieben es eben — Barbaren.

Anstatt den Hügel bei der Villa Borgheſe hinaufzusteigen, nahm er sich vor Porta del Popolo mit plötzlichem Entschlusse einen Wagen und ließ sich in die Via Rasella fahren, dem Kutscher zurufend: „Über den Pincio!“

Das war nett von ihm, daß er sogleich die guten Leute in der Via Rasella aufsuchte! Ihm war zu Mute, als müßte er an Sor Riccardo etwas gut machen. Hatte er denn an ihm etwas verbrochen? Selbst die lustigen jungen Leute in den lächerlichen Kostümen, mit der schlechten Lebensart waren der Meinung: er hätte sich höchst anständig benommen.

‚Immerhin muß es für Sie tödlich langweilig sein... Sie sind jung! Jugend gehört zu Jugend! Der Alte ist ein schnöder Egoist ... Wie darf der Mann Sie bei sich behalten? Frei muß er Sie lassen! Jugend muß frei sein! Da sitzen Sie nun bei diesem Professor Hille, diesem verstaubten Bücherwurm, und sehen zu, wie andere frische Jungen ...‘ Wort für Wort hatte Marco ihre Reden behalten, und Wort für Wort wiederholte er sie sich jetzt. Ein brennendes Gefühl stieg plötzlich in ihm auf. Schmerz war es nicht. Auch nicht Liebe: *Mitleid* war es.

Mitleid mit dem Manne, der ein schnöder Egoist war und ihn an sich kettete: das welkende, dem Leben absterbende Alter die unsterbliche göttliche Jugend!

Sein Mitleid mit Richard Hille war es, das ihn jetzt zu diesem trieb; sein Mitleid mit Richard Hille würde es sein, das ihn bei diesem bleiben ließ, an diesen ihn „kettete“: Mitleid mit dem Einsamen, der in ihm nicht die Jugend, sondern das Leben selbst liebte: alles das, was im Menschen gut und rein, edel und köstlich war ... Wenn Marco Lippis Mitleid mit Richard Hille ihn einmal nicht länger bei diesem bleiben ließ, wenn seine gefesselte sehnsüchtige Jugend eines Tags die Ketten sprengte und er sich gewaltsam frei machte, so — würde es nicht *das* sein, was Richard Hille alsdann vernichtete: nicht die Trennung von

ſeinem lieben Jungen, ſondern der Schmerz um ſeinen Jungen! Denn Richard Hille würde mit ihm ſeinen Glauben an das Wahre und Gute, an das Schöne und Reine im Leben verlieren; ſein Glaube an die Menſchheit würde durch dieſen Treubruch mitleidslos zerſtört werden, zerſtampft und zertreten. Und da Marco dies wußte, ſo würde ſein Treubruch eine Judastat ſein.

Was war das wieder? ... Und wieder entſetzte ſich Marco vor ſich ſelbſt, plötzlich entdeckend, daß er Angſt vor ſich ſelbſt hatte. Wie war dieſe Angſt möglich, da ſeine Seele doch ein edles ſchönes Mitleid erfüllte?

— — — — — — — — — — — — — —

Die kleine Familie ſaß noch bei der colazione, als Marco auf die Terraſſe geſtürmt kam, mit dem Ruf: „Mir iſt nichts geſchehen! Plötzlich bekam ich ſolche Sehnſucht nach Euch, daß ich's nicht aushielt. Da bin ich alſo! ... Wie Ihr Euch freut, Ihr guten Menſchen! Und worüber? Weil ich ſo gnädig bin, mich nach Euch zu ſehnen. Ich glaube, Paoluccia möchte mir um den Hals fallen. Bitte, Signora, genieren Sie ſich nicht! Sogar das Nymphlein lächelt mich an. Wißt Ihr, was Ihr ſeid! Viel zu gute Menſchen! Viel zu gut für ſolchen dummen Jungen und für die Welt überhaupt ... Bekomme ich noch etwas zu eſſen? Ich möchte es mir wieder einmal ſchmecken laſſen!“

Paoluccia lief, Tante Dora und Lella liefen, um den Liebling des Hauſes zu bedienen und ihm des Hauſes Beſtes vorzuſetzen. Ein kleines Feſtmahl wurde improviſiert, als wäre der verlorene Sohn wiedergekehrt.

„Heute bleiben wir zuſammen! Ich lade Euch zu einer Spazierfahrt ein: in einem Landauer! Scheußlich protzig, nicht wahr? Aber — ich bin ein reicher Mann. Wodurch ich das geworden bin, verrate ich nicht. Während ich den Wagen beſorge, packt Ihr ein; denn wir machen heute Merenda ... Wohin wollt Ihr fahren? Ich ſchlage die Via Caſſia vor, zum Grabmal Neros. Dort wollen wir ſchlemmen. Eigentlich habe ich etwas Neroniſches ...

Ich bin nämlich anders, als Ihr glaubt: ein Teufel bin ich. Ich kann furchtbar ſein, eben einfach neroniſch. Oder nicht?"

Er lachte ſie mit Lippen und Augen an, ſo unwiderſtehlich, daß es eine ausgelaſſene Heiterkeit gab. Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen ſie in dem bequemſten Wagen, den Marco auf dem ſpaniſchen Platz auftreiben konnte: Tante Dora und Paoluccia lehnten im Vorderſitz, Sor Riccardo ſaß mit dem Nymphlein gegenüber, während der Jüngling neben dem Kutſcher thronte, unter ſeinen Füßen Paoluccias Wunderkorb.

Gleich anfangs wurde Marco die Fahrt durch einen häßlichen Zufall verdorben. Und daß dieſer gerade heute geſchehen mußte! Endlich einmal dachte er nicht an die Via Babuino, vergaß daher, den Kutſcher anzuweiſen, über den Pincio zu fahren. So fuhr denn der Mann den kürzeſten Weg nach Piazza del Popolo.

Die Bicetta!

In demſelben Augenblick, da der Wagen an Nummer 86 vorüberrollte, trat ſie aus dem Haus: in einem beſcheidenen dunklen Kleide, ohne Hut, ein ſchwarzes Spitzentuch um die Schulter. Sie erkannte Marco ſofort, beachtete ihn jedoch nicht — würdigte ihn keines Blicks, ſondern ſah an ihm vorüber ſteif in den Wagen. Sie ſah Lella, blieb mitten auf dem Trottoir ſtehen und ſtarrte Paoluccias liebreizendes Töchterlein an; ſtand und ſtarrte dem Wagen nach ...

Von denen, die im Wagen ſaßen, bemerkten ſowohl Sor Riccardo wie Lella den ſeltſamen Vorgang.

Das war ja die Gelbhaarige! Wie ſieht das Geſchöpf aus! Schön wie die Schlange der Verführung und mit ebenſolchem ſataniſchen Blick. Schrecklich, daß es ſolche Weiber gibt! Ich darf mir nichts anmerken laſſen, würde ſonſt allen den ſchönen Tag verderben. Wenn nur Marco ſie nicht ſah ... „Was haſt Du, Kleine?" Das letztere flüſterte der Profeſſor Lella zu, die leiſe zurückfragte: „Sahſt Du nicht?"

„Was ſoll ich geſehen haben?“

„Vorhin, das ſchöne Mädchen.“

„Ich weiß nicht, was Du meinſt.“

„Sie ſtand da und ... Sie muß den böſen Blick haben! Mit ihrem böſen Blick ſah ſie mich an.“

„Welche Einbildung!“

„Nein, ach nein! Sie hat mich mit dem böſen Blick angeſehen!“

Sie ſprachen ſo leiſe, als teilten ſie ſich ein Geheimnis mit. Weder Tante Dora noch Paoluccia beachteten ſie, da die beiden gerade lebhaft darüber debattierten, ob ſie auch „wirklich“ genug zum Eſſen mitgenommen hätten? Paoluccia hatte nicht an den Kutſcher gedacht, eine Vergeßlichkeit, die für ſie eigentlich zu den unmöglichen Dingen gehörte.

Richard Hille war im geheimen außer ſich: ſie waren der Bicetta begegnet, und dieſe hatte das ſüße Lellakind ſo feindſelig angeſtarrt, daß die Erſchrockene von dem kraſſen Aberglauben des ‚malocchio‘ befallen wurde. Hätte Marcos Nymphlein gewußt, von w e m es ſo haßerfüllt angeblickt worden war! Da die ſchöne Fahrt keinesfalls geſtört werden durfte, ſo bemühte ſich der gute Herr auf das eifrigſte und zugleich zarteſte, das bleiche Kind an ſeiner Seite über den häßlichen Eindruck hinwegzubringen. Ein mattes Lächeln dankte ihm.

Marco ſaß da mit zuſammengepreßten Lippen, Wut und Haß im Herzen. Denn zur Wut war ſeine Begierde, zum Haß ſeine Leidenſchaft für jenes Geſchöpf geworden. Das fühlte er plötzlich; und dieſes Gefühl ließ ihn ebenſo jäh den Entſchluß faſſen: ‚Jetzt m u ß ich zu ihr! Denn ich muß mit ihr reden, damit ſie ſich dergleichen nicht wieder unterſteht. Was erfrechte ſie ſich? Als ob ſie ein Recht beſäße, ſo dazuſtehen, mit ſ o l c h e m Blick ... Sie iſt eiferſüchtig auf die arme Kleine; ſie wagt es, eiferſüchtig zu ſein! ... Wie ſie das Kind anſah! Als wollte ſie es mit ihren Blicken ermorden!‘

Er rief denen im Wagen über ſeine Schultern hinweg

etwas Luſtiges zu, ſaß dann wieder, vor ſich ſtarrend und hinbrütend: ‚Sie behält alſo recht; denn ich werde zu ihr kommen! Freilich wird es anders ausfallen, als ſie glaubt.‘

Er ballte unwillkürlich die Hand, hob ſie, ließ ſeine geballte Hand ſchwer niederfallen ... Dieſes Geſchöpf konnte ihn zum Mörder machen!

‚Wann willſt Du zu ihr gehen? Noch heute! ... Warte lieber noch.‘ Und nach einer Weile:

‚Nein, nein! Es muß ſogleich geſchehen. Wenigſtens bald ... Ich glaube, ich fürchte mich, habe Angſt vor dem Weibe.‘

Er atmete ſo mühſam und ſchwer, daß es wie ein erſtickter Seufzer klang.

Sie fuhren durch die Via Flaminia zum Ponte Molle, unter deſſen uralter brauner Wölbung mit leiſem raunenden Rauſchen der Tiber ſeine gelben Wogen dem Meere zuwälzte.

‚Der Tiber bei Ponte Molle in das Weichbild Roms einſtrömend ... Die Bildſäule der Weltgeſchichte ſollte an dieſem Strande aufgerichtet werden: eine gewaltige Frauengeſtalt, auf mächtigem Felsſockel thronend, mit dreifacher Lorbeerkrone gekrönt, den Fuß auf den beſiegten Erdkreis ſetzend, in der Rechten das triumphierende Kreuz gleich einem emporgereckten flammenden Schlachtſchwert ...‘

Richard Hille dachte es. Aber er wandte ſich ab von dem Fluſſe, über den er ſeinen grünen deutſchen Rhein vergeſſen hatte: ſeitdem der Sohn des Advokaten Luigi Lippi im Tiber den Tod geſucht, graute dem Gelehrten vor dem für ihn bedeutſamſten Strome der Welt, der die Majeſtät der alten Roma umſpült hatte.

An Vignen und Villen vorüber durchſchnitt die Straße das Pouſſintal, eine Waldſchlucht, die eine Galerie echter ‚Pouſſins‘ war, und ſtieg darauf durch eine Landſchaft von wahrhaft tragiſcher Größe zu der Hochebene des alten geheimnisvollen Etruriens hinan. Halbwegs von Veji,

bei einem antiken Grabmal, welches das römiſche Volk durchaus als die Gruft ſeines dämoniſchen Lieblingskaiſers anſehen wollte, ließ Marco den Wagen halten. Auf einer von dunkelroten Orchideen gefärbten Wieſe, daß es war, „als umflute das Grab des Muttermörders all' das durch ihn vergoſſene Blut" — wie Tante Dora pathetiſch ſich ausdrückte — wurde Merenda, auf gut Deutſch: Picknick gemacht.

‚Was ſie nur haben? Zu Hauſe waren ſie doch ſo vergnügt. Der junge Herr hat gewiß wieder einmal ſeine Stimmung gewechſelt! Das tut er ja jede Stunde. Aber was fehlt meinem alten Sor Riccardo? ... Dieſer Mann hängt freilich von ſeinem Jungen ab wie das Barometer vom Wetter. Und das Lellakind? ... Was fällt mir plötzlich ein! Das Nymphlein iſt doch nicht etwa in den Adonis verliebt? Das wäre, das iſt ... Zu dumm iſt es von mir, mir das erſt jetzt einfallen zu laſſen. Das Kind wäre ja doch kein richtiges Frauenzimmer, wenn es ſich in den hübſchen Bengel nicht vergaffen würde. Wenn das nur kein Unglück gibt! ... Ach was, Unglück! Solche erſte Liebe, das iſt ja — Das muß ja — Etwas Göttliches muß es drum ſein, direkt vom Himmel auf ein armes irdiſches Menſchenkind herabfallend ... Soll ſich das Kind alſo in Gottes Namen verlieben — wenn auch nichts daraus wird, wie man ſagt. Natürlich wird nichts daraus! Aus ſolcher erſten Liebe wird niemals etwas! Schadet auch gar nichts! Schadet ſelbſt dann nichts, wenn meinem geliebten Lellakinde dadurch Herzweh entſtehen ſollte. Iſt doch ſelbſt eine ſogenannte unglückliche Liebe etwas Wunderſames, Wonniges, Herrliches ... Was weißt denn Du davon? Du kannſt gar nichts davon wiſſen! Biſt eine alte Jungfer! Und ſolche alte Jungfer ahnt nicht einmal, wie es ſolchem ſüßen Kinde um das Herzchen iſt, wenn darin die erſte Liebe einzieht wie ein Frühlingslied.'

Bei dieſem Gedankenmonologe wurde es der alten Dame ſelbſt frühlingsfreudig um das Herz. Voll mütterlicher Zärtlichkeit nickte ſie dem Nymphlein zu, immer

wieder und wieder, ohne eine Regung von Reue darüber zu empfinden, daß sie mit den Leiden einer ersten unglücklichen Liebe — denn d a s würde daraus werden! — nicht das mindeste Mitleid verspürte. Am liebsten hätte sie Paoluccias Töchterlein gerührt in ihre Arme geschlossen und ihm allerlei zugeflüstert; sie wußte freilich selbst nicht recht, was. Eben etwas Zärtliches, Mütterliches. Marco dagegen hätte sie für ihr Leben gern beim Wickel genommen und tüchtig geschüttelt: ‚Weil der Bengel ganz und gar nicht verliebt zu sein scheint; also ganz und gar nicht begreift, welch holdes Göttergeschenk an ihn verschwendet wird!‘

Tante Doras Seligkeit über den wundervollen Frühlingstag, das purpurfarbene Orchideenfeld und das antike Grabmal, ihr Entzücken über den Lerchengesang in den Lüften und den Ausblick auf Etrurien, auf ganz Rom bis zu den Volskerbergen — kurzum: Tante Doras junge Seele rettete die Situation. Lella vergaß schließlich den bösen Blick jenes unheimlichen schönen Geschöpfes; Marco vergaß, daß er die Bicetta nun doch ein letztes Mal wiedersehen würde, und Sor Riccardo vergaß, daß es für seinen lieben Jungen feindselige dunkle Gewalten gab, die dieser beständig bekämpfen mußte. Bei der allgemeinen festlichen Freudigkeit beobachtete Paoluccia heute nicht, daß ihre Tochter „wieder einmal etwas so Besonderes“ im Blicke hatte, wie es — so glaubte Paoluccia — ihre Mutter gehabt haben mußte, als diese Frau ihr Kind verließ, um ihrem Schatz nachzulaufen. Tante Dora fuhr eben fort, als gute Fee zu figurieren, die mit ihrem Zauberstabe die Seelen der vier Menschen berührte und sie von ihren heimlichen Schmerzen befreite. Wenigstens geschah dieses für einige Stunden.

Auf der Heimfahrt erregte jedes Gespann silbergrauer Ochsen, jeder bunte, unter schrillem Schellengerassel die Straße dahinziehende Karren die Begeisterung der beiden alten Römer. Und wie der junge Ochsenknecht neben seinen mächtig gehörnten Tieren einherschritt, der junge

Kärrner unter seinem blauen Zeltdache hingestreckt lag: Zoll für Zoll ein echter ‚Robert'! Ein echter ‚Böcklin' dagegen war der fellumgürtete Hirte, der unter einer Steineiche ruhte und wie ein antiker Faun die Flöte blies; ein echter ‚Feuerbach' das junge Weib, das mit der Haltung und dem Gange einer Königin von dem braunen Brunnenbecken kam und mit dem gefüllten Kupfergefäß auf dem Haupt ihrer Rohrhütte zuschritt ...

„Können Sie sich vorstellen, wie Anselm Feuerbach und Arnold Böcklin in der Kunst jemals ein überwundener Standpunkt sein werden?"

Richard Hille tat diese Frage. Statt aller Antwort warf ihm Tante Dora einen Blick zorniger Verachtung zu: ihr alter Freund schwatze bisweilen wie ein alter Tor! Sie, Tante Dora, sollte sich vorstellen, was kein Mensch mit gesundem Menschenverstande und fünf Sinnen sich vorstellen konnte!

Als sie auf dem Platz vor Ponte Molle anlangten, schallte ihnen von der Brücke her Gesang entgegen.

„Das sind ja Deutsche! Hören Sie doch, Sor Riccardo! Gewiß sind es deutsche Künstler! Es ist doch ein liebes lustiges Volk! Und es sind junge Leute! Hören Sie nur! Sie singen unsern Viktor Scheffel!"

‚Ponte Molle, du treffliche Bruck ...' klang es den Heimkehrenden fröhlich entgegen bis zu dem ‚den Eingang zu Roms Toren sperrenden Ochsenhaufen'. Es war jedoch nicht dieses klassische Hindernis, welches den Wagen der Picknicker plötzlich anhalten ließ — gerade bei der Statue des heiligen Johannes, der sein Taufwasser über die ganze Flaminische Straße nach dem Heiland hinüberspritzte. Es war der städtische Steuerbeamte, der Tante Dora beargwohnte, Tabak in Rom einschmuggeln zu wollen.

Während der Wagen hielt, zogen die Sänger vorbei. Es waren Marcos Bekannte aus der Villa Strohl-Fern und den biederen Drei Königen. Sie grüßten ihren

Kollegen mit Händewinken und Lachen, ihm zurufend: „Wir gehen baden. Kommen Sie mit?“

„Du kennſt die jungen Leute?“

„Ja... Weißt Du was? Wir beide wollen ausſteigen und mit ihnen gehen. Ich möchte, daß ſie Dich kennen lernen. Vielmehr: daß Du ſie kennen lernſt. Es ſind ja doch Deine Landsleute, und Du tuſt mir damit einen Gefallen. Die Damen werden verzeihen, wenn ihre Kavaliere ſie ſchnöde verlaſſen. Wir jungen Leute baden im Tiber, und Du ſollſt zuſehen.“

Er war bereits vom Bock heruntergeſprungen, gab jetzt dem Kutſcher überreich ſeine Bezahlung und rief den jungen luſtigen Leuten nach, ſie möchten einen Augenblick warten.

„Wenn ich Dir damit einen Gefallen tun kann, ſo begleite ich dich ſelbſtverſtändlich. Aber Du weißt ja doch — dieſe jungen modernen Leute... Wenn es auch meine lieben Landsleute und gewiß ſehr talentierte Künſtler ſind. Ich verſtehe jedoch ſo gar nicht, mit jungen Leuten umzugehen; obgleich im Grunde genommen —“

Bitterböſe unterbrach Tante Dora den ängſtlich Zaudernden: „Obgleich Sie im Grunde genommen ſelbſt ein junges Leut ſind! Alſo begeben Sie ſich gefälligſt ohne Widerrede mit Ihrem Jungen zu Ihresgleichen und ſeien Sie einmal nach Herzensluſt fröhlich.“

Schweigend gehorchte der Gelehrte dieſem Befehl. Wenn Tante Dora ihre Herrſchermiene aufſetzte und in ihrem Feldherrnton ſprach, gab es keinen Widerſtand. Alſo führte Marco ſeinen ehrwürdigen Freund ſeinen luſtigen Bekannten zu, dabei denkend: ‚Sie ſollen ihn kennen kernen, ſollen erkennen, was für ein famoſer Menſch der Alte iſt. Einſehen ſollen ſie, daß ich bei ihm nicht als Sklave an der Kette liege; Abbitte ſollen ſie tun: ihm ſowohl wie mir; ſchämen ſollen ſie ſich über ihr törichtes Gerede von heute mittag.‘

Es war ſehr anſtändig von Richards Jungen gedacht.

Aber auch jetzt wieder der heimliche Kampf mit ganz anderen Gedanken: daß die jungen Leute im Grunde genommen doch recht hätten und er sich früher oder später werde freimachen müssen.

Sich freimachen von seinem besten Freunde auf der Welt, für den er, Marco Lippi, der einzige Mensch auf der Welt war.

VII

„Meine Herren, das ist mein väterlicher Freund, Professor Richard Hille."

„Ich freue mich, die Herren kennen zu lernen. Marco sagte mir soeben, Sie wären alle sehr freundlich zu ihm. Das ist für mich eine große Freude. Sie müssen nämlich wissen, daß er mein Wahlsohn ist. Gewiß werden Sie da verstehen —"

Die jungen Leute schienen wirklich zu verstehen, daß dieser graue Gelehrte — grau war auch heute alles an ihm — die leuchtende Jünglingsgestalt an seiner Seite sehr lieb hatte. Vielleicht hätten sie es nicht so gut verstanden, wäre Richard Hilles Stimme nicht so ernsthaft und zugleich so herzlich, sein Lächeln nicht so strahlend und zugleich so schwermütig gewesen; sein Blick, selbst durch die trüben Brillengläser, nicht so voller Güte und zugleich voll kindlichen Vertrauens und Glaubens.

Allen, die so ‚sehr freundlich' gegen Marco waren, kräftig die Hand schüttelnd und jeden dankbar anlächelnd, machte Sor Riccardo vor Ponte Molle die Bekanntschaft des jungen Künstlervolks, während die drei Damen lebhaft winkend unter dem Wasserstrahl von Berninis San Giovanni über die ehrwürdige Brücke davonfuhren.

‚Hoffentlich nahm der Mann zu seiner Taufe Tiberwasser' — dachte Tante Dora, zu dem hageren Prediger in der Wüste etwas unsicher aufblickend.

Gewöhnlich, wenn Richard Hille Fremden gegenüber von seinem ‚Wahlsohn' sprach, freute sich Marco, diesen Namen zu hören: von dem Ehrenmanne ihm gegeben, schien es ihm ein Ehrenname zu sein. Als der Professor ihn auch vor den jungen lustigen Leuten so nannte, emp-

fand es Marco unangenehm. Es kam ihm ſentimental und zugleich geſucht vor. So hatte ſich denn ſein guter Sor Riccardo vor den jungen Leuten, die ihn wahrſcheinlich ohnedies als komiſche Figur auffaßten, gleich anfangs lächerlich gemacht! Das hatte er von ſeiner Impulſivität, die — nach Richard Hilles Anſicht — etwas ſehr Schönes und echt Künſtleriſches ſein ſollte und die ihn ſtets in falſche Situationen brachte.

Zu ſeiner Überraſchung bemerkte er, daß ſeine Bekannten von den heiligen Drei Königen ſehr nett zu dem ‚alten Herrn‘ waren. Etwas nachſichtig und herablaſſend vielleicht; aber im Grunde genommen wirklich ſehr nett. Der Profeſſor mußte ihnen alſo gefallen, wenn ſie ſich nicht aus Rückſicht für Richard Hilles Wahlſohn ſo liebenswürdig gegen ihn benahmen. Es waren doch gutmütige Menſchen, dieſe Deutſchen!

Sie, die Gutmütigen, nahmen Sor Riccardo in ihre Mitte, und nun ging es plaudernd und lachend ſtromaufwärts am Tiber entlang, unmittelbar über den in der Farbe von Goldbronze leuchtenden Fluten, auf dem goldbraunen, wild zerriſſenen Uferrande. Jenſeits des majeſtätiſchen Stromes weitete ſich die frühlingsgrüne Campagna als ein einziges Gartengefilde blutroten Mohns, durch welches der Tiber gleich einer goldenen Rieſenſchlange ſich wand. Über den Ruinen antiker Villen und mit Kaſtellen des Mittelalters gekrönten Hügeln ſtieg aus der roten Prärie das bereits abendlich blaue Felſengebirge auf.

Der Acqua Acetoſa gerade gegenüber ſäumte das ſteile Ufer wildes Olivengebüſch, deſſen ſilbernes Graugrün von dem goldenen Waſſer überaus prächtig ſich abhob. Die jungen Leute machten einander auf jede maleriſche Wirkung in der Landſchaft aufmerkſam, was ihnen, zuſammen mit ihrer Freundlichkeit und Luſtigkeit, Richard Hilles Herz im Fluge gewann. Sie waren gar nicht ſo ſchlimm, dieſe Jungen und Modernen, wie der Profeſſor immer gehört und mit ſchmerzlichem Bedauern über die

‚Entartung der Jugend‘ geglaubt hatte. Auch sie sahen das Schöne; also waren auch sie berechtigt, in Rom zu sein! Ein Glück, welches Tante Dora und Richard Hille allen mißgönnten, die nicht mit schönheitsdurstigen Augen, nicht mit die Schönheit anbetender Seele nach Rom kamen; vielmehr nach Rom wallfahrten. Indem er diese freundliche fröhliche Jugend beobachtete, fiel es dem Professor schwer auf das Herz, ungerecht gewesen zu sein. Aber die Erkenntnis eines Unrechts machte ihn seltsamerweise stets seelenvergnügt: war es doch schön, im Unrecht zu sein und leise und laut Abbitte tun zu dürfen! Er nahm sich vor, in allen seinen Urteilen immer milder, immer gerechter zu werden.

Hinter den Gebüschen der Oliven streiften die Jünglinge ihre Kleider ab, und da ringsum kein Mensch zu erblicken war, so benahmen sie sich in der schönen Wildnis wie Wilde. Um sich von dem weiten Wege, der sie erhitzt hatte, abzukühlen, kletterten sie die steilen Böschungen hinan und warfen sich splitternackt in das rote Meer der Mohnblüte. Doch blieben sie nicht lange ruhig. Sie sprangen bald wieder auf die Füße, stürmten über das rote Gefilde, rissen mit beiden Händen Mohnblumen ab, mit denen sie lachend und jauchzend einander bewarfen und überschütteten. Zuletzt tobten sie wie ein Schwarm von Bacchanten, trunken von ihrer Jugend, ihrem Lebensgefühl, berauscht von der Schönheit der Welt und römischer Herrlichkeit.

Die sinkende Sonne überflutete mit ihrem dunklen Golde das rote Feld und die leidenschaftlich bewegten jugendlichen Gestalten. Die Campagna loderte auf in himmlischer Lohe, daß die Jünglingsschar einem Zuge seliger Gottheiten glich: zu ihren leuchtenden Gliedern leckte die rubinrote Flamme des Mohnes empor, ohne sie zu verzehren. Dann — mit lautem Jubelschrei — rasten sie über das Feld, den tiefen Abhang hinunter und hinein in die vom Abendrot entzündete Flut. Sie tauchten unter, tauchten auf, tummelten sich wie Tritone, hätten

am liebſten Jagd auf junge weißgliedrige Najaden gemacht.

Und dieſes Bild von Daſeinswonne unter einem in Purpur, Orange und Goldgrün erglühenden Himmel, als Hintergrund das in tiefem Azur dunkelnde Felſengebirge ...

‚Daß Tante Dora das nicht mitanſehen kann! Es iſt ja eine wahre Herrlichkeit: junge Menſchenſchönheit in dieſer Natur, bei dieſem Lichtglanz! Und mein Junge iſt der Schönſte! Ein Hellene unter... Nun ja! Doch wohl unter Barbaren, wenn es auch meine eigenen lieben Landsleute ſind. Jede ſeiner Bewegungen iſt lebendige Plaſtik. Die anderen ſehen das auch, freuen ſich auch ſeiner. Hoffentlich machen ſie ihn nicht eitel. Erſt machen? Hoffentlich machen ſie ihn nicht noch eitler. ... Über meiner Freude vergaß ich ganz, daß es der Tiber iſt... Sei kein Tor, Richard Hille! Der Tiber bekam ihn ja nicht. Freue Dich, daß Du hier ſtehen und zuſehen kannſt, wie er ſein Leben genießt, Dir und allen Menſchen zur Freude. Sei darüber glücklich, dafür dankbar, alter Geſelle!‘

Erſt bei Anbruch der Nacht entſchloſſen ſich die Badenden, ans Land zu ſteigen. Sie ließen ſich von der warmen Abendluft trocknen, kleideten ſich behaglich an und zogen, Richard Hille wie im Triumph in ihrer Mitte führend und deutſche Lieder ſingend, ſtromabwärts, nach Ponte Molle wieder zurück. Alle verſpürten Hunger und Durſt — gewaltigen Hunger, unauslöſchlichen Durſt! In einem der volkstümlichen Speiſehäuſer vor der Brücke wurde eingekehrt, auf der Terraſſe ein langer Tiſch beſetzt, Speiſe und Trank beſtellt — des Trankes ſo viel, um ſelbſt den unlöſchlichen Durſt germaniſcher Kehlen zu löſchen.

Um die fröhliche deutſche Jugend ſaßen, mäßig ſchmauſend und noch mäßiger trinkend, Römer und Römerinnen, nicht minder fröhlich als jene. Einige junge Romulusenkel hatten ihre Guitarren mitgebracht, ſpielten und ſangen verliebte Lieder. Über der Peterskuppel leuchtete

an dem noch immer in Gluten ſtehenden Himmel der Abendſtern ...

Held des Abends wäre unfehlbar Marco geweſen, wenn er es hätte ſein wollen. Er wollte jedoch nicht. In ſich gekehrt, ſaß er unter den Luſtigen. Das Blumenbacchanal auf dem Mohnfelde und das darauffolgende Wellenſpiel hatten auf ihn tiefen Eindruck gemacht. Er wußte, daß er ſchön war; aber erſt heute kam ihm voll zu Bewußtſein, daß ſeine Wohlgeſtalt ein Geſchenk gütiger Götter, alſo etwas Göttliches ſei. Die bewundernden Blicke der Künſtler, ihre lauten Ausrufe unverhohlener Begeiſterung hatten es ihm heute offenbart; und das in ganz anderer Weiſe als das kindliche Glück ſeines würdigen Freundes über ſeinen ‚ſchönen Jungen‘ oder als die brennenden Blicke, die aus Frauenaugen ihn trafen. Dieſes Mal fühlte er ſich nicht in ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt: eine beſſere Empfindung erfüllte ihn und veranlaßte ihn zu ernſten Gedanken ... War es nicht wunderſam, daß ein Menſch eine Wirkung ausüben konnte, die derjenigen eines Kunſtwerks nahe kam? War ſolcher Menſch nicht ein Begnadeter? Mußte der vollkommen ſchöne Menſch des Göttergeſchenks ſich nicht würdig erweiſen? Wodurch würdig? Dadurch, daß er verſuchte, beſtändig und unermüdlich verſuchte, ſein Inneres zu ſeinem Äußeren möglichſt in Harmonie zu bringen. War nicht das allein eine hohe und herrliche Aufgabe, ein Lebensziel und zugleich ein Lebensglück?

Der Aufgabe war er ſich bewußt. Aber — würde er ſie erfüllen können, ſie erfüllen *wollen*?

Er ſtellte ſich dieſe Frage, fand keine Antwort und wurde dadurch tief nachdenklich geſtimmt. Inmitten der heiteren Künſtlerſchar fühlte er ſich einſam und traurig.

Dagegen feierte Richard Hille eine große Stunde. War ſeines Jungen Triumph nicht auch der ſeine? Die Freude, die er darüber empfand, machte ihn redſelig. Er begann zu erzählen — natürlich von Rom: von dem Rom Feuerbachs und Gregorovius', welches die armen

jungen Leute nicht kannten. Wahre Wunderdinge wußte der alte Römer davon zu berichten, daß die jungen Leute staunend zuhörten ... Das waren Zeiten gewesen: damals, als Sor Riccardo blutjung und bettelarm nach Rom kam und seine römischen Wanderungen begann. Mit einem halben Dutzend Orangen in der Tasche wurde frühmorgens aufgebrochen, aus irgend einem der vielen römischen Tore hinaus wurde gewandert und gewandert! Mittags unter einer einsamen Steineiche inmitten der Campagna sich niedergestreckt, das halbe Dutzend Orangen verspeist, wieder gewandert und gewandert, bis er am späten Abend zu einem anderen Tor in Rom wieder einzog. Und so durch Monate und Monate. Bei solchem Leben lernte der Mensch kennen, was Roms Campagna war: das erhabenste Gefilde der Welt! Richard Hille schilderte mit geröteten Wangen, leuchtenden Blickes; und immer aufrichtiger, immer wärmer wurde die Teilnahme seiner Zuhörer.

Dann begannen auch sie zu erzählen: wie sie in Rom lebten. Dabei kam es denn heraus! Auch diese neuen Römer, diese armen Modernen, machten weite Wanderungen durch die Campagna bis nach Tivoli und Frascati, bis nach Olevano und Subiaco. Auch diese Künstler gingen in den Vatikan und auf das Kapitol, waren in der Sistina und in den Stanzen gewesen und sprachen selbst von Raffael gar nicht so geringschätzig, wie Tante Dora und Richard Hille immer gehört hatten.

Und wie liebenswürdig benahmen sie sich gegen ihn, der doch so schlecht verstand, mit jungen Leuten umzugehen. Sie hatten sogar die Güte, ihn aufzufordern, in den Drei Königen mit ihnen zu speisen, tranken ihm zu, brachten ihm ein schallendes Evviva und riefen Marco über den ganzen Tisch zu: sein alter Herr sei ein ganz famoser alter Herr! Eine Anerkennung der netten jungen Leute, die Richard Hille eine feine Röte in das Gesicht trieb. Aber um Marcos willen freute sie ihn doch. Jetzt erst bemerkte er, wie stumm dieser dasaß. Wie war es

möglich, daß er das erſt jetzt bemerken konnte! Sogleich war es mit aller Freude für ihn vorbei. Er ſtand haſtig auf, die anderen bittend, durch ſeinen frühen Aufbruch ſich in ihrer Freude nicht ſtören zu laſſen: er ſei eben kein junger Mann mehr und dieſes für ihn ein ganz ungewohntes Feſt. Dabei ſah er ungewiß zu Marco hinüber, ob er nicht bleiben wollte?

Aber Marco wollte nicht bleiben.

„Ich kann nämlich wirklich ſehr gut allein nach Hauſe. Bleibe doch noch. Es macht Dir gewiß Freude.“

„Ich begleite Dich.“

Richard Hilles Abſchied von den jungen Leuten geſtaltete ſich ſo herzlich, daß es faſt den Anſchein hatte, als ob dieſe nicht allein Marcos willen ſo liebenswürdig zu dem alten Herrn geweſen wären, der für ſie doch eigentlich ein komiſcher alter Herr ſein mußte.

— — — — — — — — — — — — — —

In der ſchönen Nacht wäre der Profeſſor am liebſten zu Fuß nach Hauſe gegangen. Vor der Trattorie ſtand jedoch zufällig ein freier Wagen, und ſo wollte Marco denn fahren.

„Fehlt Dir etwas? Du wurdeſt plötzlich ſo ſtill.“

„Fandeſt Du?“

„Es tat mir ſo leid ... Auch Dir hätte es gut getan, zu Fuße nach Hauſe zu gehen.“

„Ich möchte fahren.“

Er ſtieg ein, lehnte ſich zurück, ſchloß die Augen, dem Profeſſor überlaſſend, den Kutſcher anzuweiſen, in die Via Raſella zu fahren. Langſam trottete der abgetriebene Gaul auf dem ſchlechten Pflaſter der Flaminiſchen Straße der Stadt zu.

Plötzlich wußte Richard Hille, was Marco hatte: ‚Er ſah heute Mittag die Vicetta und nahm ſich mir zuliebe möglichſt lange zuſammen, um mir den ſchönen Tag nicht zu verderben; nahm ſich ſo lange zuſammen, als es eben ging. Jetzt ſitzt er und denkt an ſie. Der arme Junge! Welch Unglück für ihn!‘

Um Marco von seinen schweren Gedanken abzubringen, begann er trotz dessen Teilnahmlosigkeit ein Gespräch: „Das war ein köstlicher Abend, den ich Dir verdanke. Denn hättest Du mich mit den jungen Leuten nicht bekannt gemacht, würde ich diesen schönen Abend nicht erlebt haben. Ich wußte gar nichts von Deinen Bekannten, war daher sehr überrascht. Weshalb erzähltest Du uns eigentlich niemals von ihnen? Wir hätten uns gefreut, Dich in Deinem Gasthof in so guter Gesellschaft zu wissen."

Mit geschlossenen Augen erklärte Marco: „Ich wußte nicht, daß Ihr Euch über dergleichen freuen würdet."

„Wir freuen uns über jeden netten Menschen, mit dem Du umgehst. Denn auf den Umgang kommt es an. Besonders für Dich."

„Weshalb besonders für mich? Bei mir ist alles immer ‚besonders'. Wenigstens Deiner Meinung nach."

„Schade, daß Dich der reizende Abend nicht in bessere Stimmung bringen konnte."

„Gar so reizend fand ich ihn nicht. Eigentlich sind es herzlich fade Burschen."

„Aber nein!"

„Ich passe entschieden nicht zu ihnen."

„Zu wem passest Du eigentlich?"

„Jedenfalls zu einer ganz anderen Gattung von Menschen."

„Das tut mir leid. Diese jungen Leute sind eine vorzügliche Gattung von Menschen — die beste. Besonders für Dich, wie ich wieder sagen muß."

„Sie waren scharmant gegen Dich."

„Nicht wahr? Furchtbar nett? Ich bin ihnen sehr dankbar."

„Das brauchst Du nicht zu sein."

Eifrig behauptete Sor Riccardo: „Doch, doch! Du weißt ja, daß ich leider nicht verstehe, mit jungen Leuten umzugehen; da hat es mich denn wirklich herzlich gefreut, daß gerade Deine Bekannten so sehr nett gegen mich waren."

„Alles Lüge und Heuchelei!“

„Wie kannſt Du nur ... Das iſt ſehr unrecht von Dir.“

„Erſt dieſen Vormittag rieten ſie mir, ich ſollte mich frei von Dir machen.“

Kaum hatte Marco es ausgeſprochen, ſo erſchrak er. Es tat ihm jedoch nicht leid. Er konnte ſeinem guten Sor Riccardo nicht helfen! Einmal mußte dieſer erfahren, wie die anderen darüber dachten: darüber, daß der Alternde ſein junges friſches Leben an ſich feſſelte. Geſpannt wartete er auf die Wirkung ſeiner Worte.

„Erſt dieſen Vormittag ſagten ſie Dir, Du ſollteſt Dich von mir frei machen?“

Richard Hille ſchien den Sinn der Worte nicht recht zu faſſen, ſchien ſich beſinnen zu müſſen, was Marco eigentlich meinte.

„Das rieten Dir die jungen Leute, die ſo ſehr nett zu mir waren?“

„Du ſiehſt alſo —“

„Freilich, freilich. Mehr und mehr ſehe ich ein, welch großes Opfer Du mir bringſt.“

„Von einem Opfer iſt nicht die Rede.“

„Es wird doch wohl ſo ſein. Das ſchlimmſte iſt, daß ich es gar nicht ſo recht verſtehen kann; daß ich mir immer wieder einbilde, es müßte nicht nur für mich ein Unglück ſein, wenn wir einmal auseinandergehen ſollten. Ich ſcheine immer nur an mich ſelbſt zu denken.“

„Nimm es Dir nicht zu Herzen.“

„Und daß ich mir ſo gar nicht vorſtellen kann, wie es wäre, wenn ich das Opfer Deines Lebens, Deines Zuſammenſeins mit mir nicht mehr annehmen würde.“

„Wie es ſein würde, wenn ich von Dir ginge?“

„Gewiß ſehr traurig für mich. Aber daran darf ich nicht denken. Du auch nicht.“

„Ich gehe ja nicht von Dir fort.“

„Mein guter Junge!“

„Eben war ich Dein ſchlechter Junge. Ich bin es oft.“

„Nur in Deinen dunklen Stunden, Du weißt. Und

dann biſt Du nicht gegen mich ſchlecht, ſondern gegen Dich ſelbſt. Ganz grauſam biſt Du dann gegen Dich ſelbſt! Es iſt ja Deiner vielen dunklen Stunden willen, daß ich ſo gern — Aber vielleicht iſt das nur ein Vorwand, damit ich Dich bei mir behalten kann. Wir kennen uns ſelbſt ſo wenig — wie Du ganz richtig ſagteſt. Ich muß mich wieder einmal ordentlich hernehmen und mir den Kopf tüchtig zurechtſetzen. Denn das geht ja doch nicht, daß ich Dir Schaden bringe."

Marco wollte etwas Beruhigendes, etwas Freundliches erwidern: er wollte Sor Riccardo verſichern, daß das Gerede der jungen Leute nur Geſchwätz war; daß ſie jetzt, da ſie ihn kennen lernten, ſicher ganz anders urteilten. Er wollte gut und liebevoll gegen den Mann ſein, den ſchon die bloße Vorſtellung ſeines Fortgehens von ihm faſſungslos machte. Aber ſie fuhren gerade durch die Via Babuino, und da kam es von neuem über Marco: ſein Dämon, der ihn innerlich verſteinerte und ihn zwang, anſtatt eines guten Wortes ein bitterböſes zu ſagen.

„Heute ſagte ich Dir ſchon einmal, daß ich ein ganz anderer bin als der, für den Du mich hältſt."

„Was wärſt Du?"

„Du wirſt es erfahren."

„Gott behüte Dich davor!"

„Du ſollteſt beten, daß Gott D i c h behüten möge, den anderen Marco, der in mir ſteckt, jemals kennen zu lernen."

„Mein lieber Sohn —"

Leidenſchaftlich unterbrach ihn Marco: „Weißt Du, was Dein lieber Sohn jetzt tun wird? Er wird den Wagen halten laſſen und Dich bitten, allein nach Hauſe zu fahren ... Halt, Kutſcher!"

Auf dem ſpaniſchen Platze, nahe der Siegesſäule der Immaculata, hielt der Wagen. Marco ſprang heraus.

„Gute Nacht! ... Fahr zu, Kutſcher!"

„Warte! Ich ſteige auch aus!"

Richard Hille tat es. Er wurde gefragt: „Weshalb fährst Du nicht nach Hause?“

„Weil ich bei Dir bleiben will.“

„Ich bitte Dich jedoch, nicht bei mir bleiben zu wollen.“

„Bleiben werde ich trotzdem.“

„Ich möchte jetzt allein sein.“

„Trotzdem bleibe ich bei Dir.“

„Oho!“

Marco tat diesen Ausruf in einem Tone, der Richard Hille zusammenfahren machte. Es war ein Ton, wie jenes unvergeßliche Lachen in der Nacht nach dem Balle in der Argentina. Er verließ Marco. Ohne recht zu wissen, wohin er ging, schritt er über den Platz, schritt am Albergo d'Europa vorüber und die schmale steile Treppe hinauf, die zur Trinità de' Monti emporführte. Marcos Ton scheuchte Richard Hille von diesem fort, daß er nicht bei ihm bleiben durfte, daß er ihn seines Weges gehen lassen mußte, daß ihm war, als hätte er einen Schlag empfangen: einen Schlag ins Gesicht von seinem Jungen, von seinem geliebten Sohn.

Auf dem ersten Treppenabsatz holte Marco ihn ein. Richard Hille fühlte sich jedoch von dem empfangenen Schlag wie betäubt, so daß Marcos Worte wie aus der Ferne zu ihm drangen.

„Verzeih, ich war roh. Aber Du bist selbst schuld daran. Weshalb ließest Du mich nicht allein, wenn ich Dir doch sagte, daß ich allein sein wollte? Weshalb bewachst Du mich beständig, jeden meiner Schritte belauernd, als beginge ich eine Missetat, sobald ich mich nur für eine Stunde von Dir entferne? Wie oft soll ich Dir sagen, daß ich ein junger Mensch bin? Ein junger Mensch besitzt das Recht der Jugend. Das nimmst Du mir! Jeder junge Mensch hat Wege, die er seinem besten Freund verschweigt.“

In seiner Betäubung erwiderte Richard Hille mit Anstrengung: „Gewiß hat jeder junge Mensch solche Wege. Aber der Weg, den Du heute gehen willst, führt zu Deinem Verderben; denn Du willst zur Bicetta gehen.“

„Das will ich!“

„Und da forderſt Du von mir, ich ſoll Dich dieſen Weg gehen laſſen?“

„Ich fordere von Dir, mir die Freiheit meines Handelns zu laſſen.“

„Auch wenn Dein Handeln ein ſchlechtes iſt?“

„Das geht Dich nichts an.“

„Wenn es mich nichts angeht, ſo fordere ich nicht, ſondern bitte ... Marco, lieber Sohn — ich bitte dich: geh nicht zu dem argen Weibe.“

„Du kannſt mich nicht hindern.“

„Nicht durch meine flehentliche Bitte?“

„Nein.“

„Nicht durch meine angſtvolle Liebe?“

„Nein.“

„Alſo geh!“

Und Marco ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille ſtieg die ſchmale ſteile Treppe weiter hinauf. Kaum konnte er ſich aufrecht halten. Er mußte ſich an der Brüſtung feſthalten, daran ſich förmlich hinaufziehen. Während er ſtieg und ſtieg, lauſchte er, ob er hinter ſich nicht einen jungen ſchnellen Schritt hörte? Es war ja doch nicht möglich, daß er Marco nicht zurückhalten konnte von dieſem Wege in ſein Verderben, daß ſeine angſtvolle Liebe machtlos ſein ſollte.

Aber er hörte nichts.

Wie ſchwach ſeine Arme waren, die ſich ſo ſtark gezeigt hatten, als es gegolten, den Ertrinkenden aus den Wirbeln des Stromes zu ziehen und von dem Ufer fort nach ſeinem hohen Hauſe zu tragen: den Tarpejiſchen Hügel hinauf, die fünf Stockwerke hinauf. Und jetzt konnten ſie den Geretteten nicht davon abhalten, in ſein Verderben zu gehen!

Er mußte hinter ſich auf der Treppe die jungen eiligen Schritte hören; Marco mußte zurückkehren!

Er blieb ſtehen, angelehnt, angeklammert an die

Brüſtung. Er lauſchte. Von dem ſpaniſchen Platz herauf vernahm er das ſchnelle Rollen eines Wagens. Sonſt nichts. Und er mußte doch eine helle Stimme ihm zurufen hören: „Da bin ich! Und ich bleibe bei Dir! Laß zwiſchen uns alles wieder beim alten ſein!“

Vorhin im Wagen hatte er ihm ja doch geſagt, daß er bei ihm bleiben wollte; um gleich darauf von ihm fortzugehen — zur Bicetta!

Fort von ihm gehen ſollte er ja auch eines Tags: zur Arbeit, zum Erfolg, zum Glück! Aber nicht zur Bicetta in ſein Verderben ...

Sie hatten recht, die netten jungen Leute: er war ein alter Mann, von dem die Jugend ſich gewaltſam losreißen mußte.

Das hatte ſie getan.

VIII

Wie befreit von einem dumpfen Druck, der seit langem auf seiner Seele gelastet, stieg Marco tief aufatmend die Treppe wieder hinab. Er tat es in solcher Eile, als fürchtete er, von einer flehenden beschwörenden Stimme zurückgerufen zu werden. Er würde darauf nicht gehört haben; aber der klagende Ton hätte in ihm nachgeklungen, und er mußte auf eine andere Stimme horchen, die in ihm war, die in ihm lockte und rief: „Denn Du w i r st zu mir kommen!"

Er kam. Bereits war er unterwegs. In zehn, in fünf Minuten schon war er bei ihr.

Wie würde es werden?... Unterwegs zu ihr stellte er es sich vor: Er trat in das Haus, stieg die Treppe bis in das dritte Stockwerk hinauf, klopfte an die Tür der Witwe Marini, die eine anständige Frau war und nur anständige Mieterinnen bei sich wohnen ließ. Ihm wurde auf sein Klopfen geöffnet... Was er so spät noch wollte? Ein junger Mann von solchem Aussehen!... Die Bicetta wollte er sprechen... Das ging nicht... Nur fünf Minuten wollte er sie sprechen. Die Witwe Marini durfte zuhören, was er der Bicetta zu sagen hatte. Also ließ sie ihn eintreten.

Was weiter?

Marco stellte sich auf seinem Wege nach der Via Babuino vor, was weiter geschehen würde.

Er trat in ihr Zimmer. Sie saß vor dem Spiegel, hatte ihr Haar aufgelöst und kämmte es. Wie ein gelber Schleier hüllte es sie ein, bis zu den Füßen herab. Sie sah nicht auf, als er eintrat, sagte nur: „Du bist's?"

„Ich bin's!"

„Alſo kommſt Du doch!“
„Da bin ich!“
„Ich wußte, daß Du kommen würdeſt.“
„Weißt Du auch, was ich Dir ſagen werde?“
„Nichts wirſt Du mir ſagen.“
„Meinſt Du?“
„Sagen wirſt Du überhaupt nichts.“
„Sondern?“
„Mich küſſen wirſt Du.“

Die Witwe Marini hörte alles mit an. Doch die Bicetta in ihrem gelben Haarſchleier kümmerte ſich nicht darum. Sie ſtand auf, ging zu dem jungen Manne: langſam, ganz langſam; ſah ihn an: feſt und tief, unlöslich feſt und abgrundtief, ihm gerade in die Augen. Marco wollte von ihr zurückweichen, wollte ſie von ſich ſtoßen, wie er andere Male getan; aber — dieſes Mal tat er es nicht.

Dieſes Mal ließ er ſich von der Bicetta umſchlingen, ließ ſich in ihr gelbes Haar hüllen, und hinter dieſem Schleier küßte ſie ihn. Wund von ihren Küſſen wurde er ein Verlorener.

Ein Verlorener für ſeine Kunſt, ein Verlorener für ſeine Freunde, ein Verlorener für das Gute, für alles Gute im Leben. Er wurde es, weil er ſich auch dieſes Mal von dem ſataniſchen Weibe küſſen ließ.

So würde es geſchehen, wenn er in der Via Babuino weiterging, bis zu dem Hauſe, darin ſie wohnte; ſo würde es geſchehen, wenn er in das Haus trat, die Treppe hinaufſtieg, höher und höher.

Er ging in der Straße weiter, trat in das Haus, ſtieg in das erſte, ſtieg in das zweite Stockwerk hinauf.

— — — — — — — — — — — — — —

„Zu Hilfe! Mörder! Hilfe!“

Welche gräßlichen Rufe! Hilfeſchreie, ſchrill und gellend von einer Frauenſtimme ausgeſtoßen und aus der Wohnung dringend, an deren verſchloſſene Tür der junge Mann gerade pochen wollte.

Die Stimme der Bicetta ... „Hilfe!“ ſchrie ſie; „Mörder!“ ſchrie ſie.

Die Bicetta, die ihn im nächſten Augenblick küſſen würde; die ihn, der ſoeben bei ihr anklopfte, zum Mörder machen konnte — dieſe nämliche Bicetta wurde hinter der geſchloſſenen Tür ermordet.

Er mußte es träumen! Dieſen ganzen Gang mußte er in einem Traumzuſtande getan haben: von dem Augenblick an, da er Sor Riccardo auf der hohen ſteilen Treppe hatte ſtehen laſſen, mußte für ihn das Leben zu einer einzigen Fieberphantaſie geworden ſein, in welcher er jetzt den gräßlichen Ruf vernahm: „Mörder!“

Er wollte ſchreien: auch um Hilfe; wollte rufen: drinnen würde jemand ermordet! Die Bicetta! Aber über ſeine Lippen kam kein Laut. Er wollte pochen, mit den Füßen gegen die Tür ſchlagen, wollte die Tür aufbrechen. Da, im nämlichen Augenblick, wurde die Tür — nicht etwa aufgeriſſen, ſondern ohne jede Haſt und Eile geöffnet. Der Mann, der ohne jede Haſt und Eile heraustrat, ſah Marco ſtehen, ſagte: „Du biſt es? Du willſt zur Bicetta? So ſpät noch? Sie erwartet Dich. Geh nur zu ihr hinein. Du triffſt es gut; denn Du triffſt ſie allein.“

„Vater!“

„D a h i n kann der Menſch kommen; d a z u kann er gebracht werden.“

„Vater, Du haſt ... Um Himmels willen, Vater! Etwas angetan haſt Du ihr? Der Bicetta! Du haſt die Bicetta ermordet?“

„Später hätteſt Du's getan.“

Und er zeigte ihm ſeinen Revolver.

„Ich hätte ſie ſpäter umgebracht?!“

„D a h i n k a n n d e r M e n ſ c h k o m m e n! Ich tat es für Dich ... Gute Nacht, junger Lippi!“

„Vater! Rette Dich! Vater!“

Ohne Erwiderung ging der Mörder an ſeinem Sohne,

für den er es getan hatte, vorüber und stieg die Treppe hinunter: ohne jede Hast und Eile, ganz langsam.

Im Hause begannen die Leute zusammenzulaufen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marco stürzte in die offene Wohnung. Er hörte jammervoll stöhnen. Ihre Zimmertür stand weit offen. Er sah sie. Sie lag auf dem Boden, das Gesicht aufwärts, die Augen weit offen. Er sah kein Blut, keine Wunde.

Sie erkannte ihn, schien sprechen zu wollen, vermochte es nicht.

Ihr brechender Blick sagte ihm: ‚Denn Du wirst zu mir kommen . . .‘

Eines der Weiber schrie: „Ein Priester! Holt einen Priester!“

Marco wollte nach einem Arzt rufen. Er hatte jedoch die Sprache verloren, als wäre auch er zu Tode getroffen worden. Sein Blick antwortete der Sterbenden: ‚Ich mußte zu Dir kommen!‘

Aug' in Auge mit ihr, dachte er, was sein Vater, der Mörder, ihm zurief: ‚Hätte ich's nicht getan, so würdest Du's getan haben!‘ Er dachte daran, daß sein Vater diese Mordtat für ihn vollbracht hatte. Wie durch dichte Nebel sah er die Menschen in dem Sterbezimmer, wie aus weiter Ferne vernahm er den wüsten Lärm, das Wehklagen und die Verwünschungen. Plötzlich waren die Carabinieri da. Gleichsam aus weiter Ferne vernahm Marco, wie die Witwe Marini, die eine anständige Frau war, mit gellender Stimme der Polizei berichtete:

‚Ein vornehmer Herr, ein Fürst oder Graf, sei in die Bicetta verliebt gewesen, toll und sinnlos verliebt. Die Bicetta habe ihr gesagt, daß es ein Fürst oder Graf sei. Sie, die Witwe Marini, könne sich nicht genau erinnern, was von den beiden. Der toll verliebte Fürst oder Graf sei immer gekommen und habe der Bicetta Vorwürfe gemacht. Gedroht habe er ihr, sie ermorden zu wollen. Die Bicetta habe dazu nur gelacht und sie habe gesagt: sie sei in seinen Sohn verliebt, er solle ihr seinen

Sohn ſchicken! Dann ſei der Fürſt oder Graf immer wie raſend geworden.

Auch dieſen Abend kam er. Anſtatt wie gewöhnlich toll und ſinnlos zu ſein, war er dieſen Abend ganz ruhig. Ganz ruhig bat er die Witwe Marini, ihn für kurze fünf Minuten mit der Bicetta allein zu laſſen: an dieſem Abend zum letzten Male. Sie war nämlich ſonſt immer dabei, wenn die beiden zuſammen ſprachen; denn ſie war eine anſtändige Frau. Zuerſt wollte ſie auch dieſen Abend dabei bleiben. Aber der Herr Fürſt oder Graf ſagte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich heute das letzte Mal komme, und bitte Sie, mich fünf Minuten mit der Bicetta allein zu laſſen.“ Dabei drückte er ihr einen Zettel in die Hand, den ſie ſpäter als einen Hundertlireſchein erkannte und den ſie jetzt der Polizei zurückgab: denn es ſei Blutgeld. Da der Herr Fürſt oder Graf ſo ruhig war, ließ ſie ihn auch wirklich mit der Bicetta allein, ging ſogar aus ihrer Wohnung zu einer Nachbarin, damit ſie nicht mitanhören mußte, wenn der arme verliebte Herr von der Bicetta Abſchied nahm. Kaum war ſie fort, mußte die Tat geſchehen ſein. So viel wußte ſie. Mehr wußte ſie nicht.

Die Polizei ſtellte die Frage: ob der Witwe Marini der Name des Mörders bekannt wäre?

„Nein.“

Die Gemordete hätte ihr den Namen nicht geſagt?

„Nein.“

Vielleicht konnte die Sterbende den Namen nennen. Nennen mußte ſie ihn!

Erſt jetzt kümmerte man ſich um das Opfer.

Die Bicetta lebte noch immer. Sie ſchien alles zu verſtehen.

Auch daß ſie ſprechen ſollte: den Namen nennen.

Sie ſah Marco an und machte dem Poliziſten ein Zeichen, daß ſie nicht ſprechen konnte.

Nicht ſprechen wollte!

Man brachte einen Bogen Papier, einen Bleiſtift,

legte das Papier zurecht, drückte ihr den Stift in die Hand, wollte ihr die Hand führen.

Die Sterbende sah Marco an und — schrieb den Namen des Mörders n i c h t.

„Der Geistliche!“

Wieder heulten die Weiber auf. Die Karabinieri wollten die Schreienden aus dem Zimmer treiben; aber diese erhoben ihre Stimmen nur noch gellender: sie wollten bleiben, sie wollten das Opfer sterben sehen! Da der Geistliche rechtzeitig erschienen war, so konnte die Bicetta eines bußfertigen, eines christlichen Todes sterben.

Der Ministrant läutete das Glöcklein, die Leute fielen auf ihre Kniee. Nur die Karabinieri blieben stehen; und stehen blieb Marco, der unfähig war, eine Bewegung zu tun.

Der Priester, ein junger Franziskanermönch, kniete bei der Sterbenden nieder. Da sie auch jetzt nichts sprach, sagte er ihr Wort für Wort vor. Er sagte der Bicetta: sie solle ihre Sünden bekennen, ihre Sünden bereuen. Er fragte sie, ob sie bereute? Und da sie ihr Haupt zum Zeichen ihrer Bußfertigkeit und Reue nicht mehr bewegen konnte, so legte der junge Geistliche seine Hand unter der Sterbenden Haupt und neigte dieses vor Gott, ihrem Herrn und Richter.

Die Bicetta achtete nicht des Heilands, der in Gestalt des Priesters zu ihr kam. Sie dachte weder an ihre Sünden noch an eine Vergebung ihrer Schuld; dachte nicht an ein Eingehen in ein ewiges Leben. Weder an Himmel noch an Hölle dachte die Sterbende. Sie sah von allen Dingen der Welt nur das schöne totblasse Gesicht des Geliebten, empfand von allem Irdischen nur, daß er zu ihr gekommen war und daß er bei ihr geblieben wäre — wenn sie jetzt nicht hätte sterben müssen.

Sie wollte leben!

Während der Priester ihr die Hostie in den Mund schob und diese sich in den Leib des auch für die Bicetta am Kreuze gestorbenen Gottessohnes verwandelte, bäumte

ſich in der Sterbenden die Sehnſucht nach dem Leben auf gegen die Unerbittlichkeit des Todes. Ein Kampf begann, den mitanzuſehen Grauen erregte. Marco ſtand daneben und ſah. Er wußte, weshalb ſie nicht ſterben *wollte*: ſeinetwillen nicht, der an ihr früher oder ſpäter dasſelbe getan haben würde, was heute für ihn ſein Vater vollbracht; denn das hatte der Mörder zu ſeinem Sohne geſagt...

Jetzt ſalbte der Prieſter die Vicetta an Haupt, Händen und Füßen mit dem heiligen Öl, ſprach das Sterbegebet, ſegnete die Sterbende, verließ ſie.

Marco blieb bei ihr, bis der ſchreckliche Kampf zu Ende war, bis ihr Blick das letzte Mal zu ihm ſprach: ‚*Und Du warſt zu mir gekommen!*‘

Er drückte der Geſtorbenen die Augen zu, damit ihre toten Augen ihn nicht mehr anſehen konnten, damit ſie nicht mit jener ſchrecklichen ſtummen Sprache in ihrem gebrochenen Blick eingehen ſollte in die ewige Seligkeit, die ohne ihn für die Vicetta ewige Verdammnis ſein würde.

IX

Ein plötzlich gealterter Mann, kehrte Richard Hille in seine ländlich stille Via Rasella und seine friedliche Wohnung zurück, in der es an diesem Abend so einsam war wie nie zuvor; so leer und öde, als könnte darin niemals wieder ein junger Schritt, eine junge Stimme ertönen; so trübselig, als könnte darin nie wieder ein junges Antlitz leuchten, eine junge Seele Lebensreichtum und Glanz über den Einsamen ausschütten. Er machte Licht und setzte sich an seinen Schreibtisch, um zu arbeiten. Es ging jedoch nicht. Wie konnte er gelehrte Sachen zusammenschreiben, während sein Knabe bei dem schändlichen Weibe verweilte, um sich die Seele vergiften zu lassen... Ein wahres Glück, daß er diesen Abend Tante Dora nicht mehr zu sehen brauchte. Wie hätte er ihr in die Augen blicken sollen? Ihr und dem lieben lieblichen Lellakinde! Ihm war zu Mute, als ob Marcos Unrecht seine Schuld sei.

Was sollte er tun? Sollte er aufbleiben und warten? Warten auf Marcos Rückkehr? Wer konnte wissen, wann diese erfolgte.

Aber — daß er überhaupt wiederkam; überhaupt noch einmal für eine Weile bei ihm blieb! Nur für so lange, bis seine Liebe wieder Macht gewann über das Böse, welches sich in seine Seele geschlichen hatte. Einer großen Liebe wohnt Wunderkraft inne. Unmöglich konnte sie unterliegen in dem Kampfe, der jetzt beginnen würde. Es galt seines lieben Jungen Seelenheil. Das Seelenheil eines Menschen retten, war etwas ganz anderes, als eines Menschen Leben aus den Fluten ziehen: war doch jenes des Menschen unsterblicher Teil. Dem Sohne des Pastors Jonathan Hille von der Bremer Heide fiel die

fromme Geſchichte ein, wie Jakob mit dem Engel des Herrn gerungen hatte, den er nicht laſſen wollte: nicht eher laſſen, ‚Du ſegneſt mich denn!‘ Wie Jakob zu dem Engel des Herrn geſprochen hatte, wollte Richard Hille zu ſeinem Jungen ſprechen: „Ich laſſe Dich nicht, Du biſt denn ein guter Menſch!“

Nein — nicht auf Marcos Rückkehr wollte er dieſe Nacht warten ... Da er keinen Schlaf finden konnte und eines Troſtes bedurfte, ſo nahm er ſeine Zuflucht bei dem ewig Schönen auf der Welt: bei ſeinen geliebten Antiken.

Er zündete die Lichter auf ſeinem ſiebenarmigen jüdiſchen Leuchter an — auf Marcos Wunſch waren es Wachskerzen — nahm den Kandelaber, ging damit von Kunſtwerk zu Kunſtwerk, vor jedem ſtille Andacht haltend und ſeine Seele im Anſchauen helleniſcher Herrlichkeit zum Gebete erhebend: daß ſie die Jakobskraft finden möge, den Kampf zu beſtehen und die ihm anvertraute Seele, für die er die Verantwortung übernommen hatte, nicht eher zu laſſen, als bis ſie der Schönheit, alſo der Gottheit, wieder gewonnen war.

Dann ſetzte er ſich und las in Goethes Italieniſcher Reiſe.

So wachte Richard Hille den Morgen eines Tages heran, der auf dem Paſſionswege ſeiner Liebe zu dem von ihm geretteten Jüngling eine Station bedeuten ſollte. Nur e i n e Station zu ſeinem Golgatha! Denn auch in Richard Hilles beſcheidenem Erdenwallen würde es einen Berg der Kreuzigung geben.

— — — — — — — — — — — — — —

„Was iſt Ihnen geſchehen?“

„Erſchrecken Sie nicht, Tante Dora; aber ...“

„Mann, wie ſehen Sie aus!“

„Marco kam nicht nach Hauſe.“

„War er denn geſtern nacht aus? Noch nach Ihrem Spaziergang vor Ponte Molle?“

„Er begleitete mich bis zum ſpaniſchen Platz. Darauf ging er ſeine eigenen Wege.“

„Und kam nicht zurück?“

„Nicht zurück!“

„Und deswegen benehmen Sie sich so? Als ob ein Unglück geschehen wäre? Deshalb erschrecken Sie mich mit Ihrem verstörten Gesicht?“

„Deshalb ...“

„Er wird in einer Stunde zurückkommen. Sie müssen ihn eben seine eigenen Wege gehen lassen.“

„Das muß ich.“

„Sie dürfen in dem jungen Menschen nicht beständig sich selbst sehen. Er ist nun einmal kein Richard Hille, was Sie immer wieder vergessen ... Sie machen mir doch wirklich rechten Kummer.“

„Ja, ja. So ist es! Ich sehe in Marco beständig etwas, was gar nicht in ihm ist.“

„Und begehen damit gegen ihn ein Unrecht. Sehen Sie ihn doch, wie wir ihn sehen. Vielmehr, wie irgend ein anderer den jungen Mann sieht. Denn uns haben Sie mit Ihrer Verhimmelung des Jungen angesteckt. Ich mache mir genug Vorwürfe darüber.“

„Helfen Sie mir lieber, anstatt mich zu schelten.“

„Auch noch helfen soll ich Ihnen? Fällt mir nicht ein! Was wird denn Großes geschehen sein? Marco durchschwärmte die Nacht, schämt sich jetzt, Ihnen unter die Augen zu kommen, und ging gleich in sein Atelier ... Jetzt leben Sie wieder auf! Richard Hille, alter Freund, Sie geben zu sehr Ihr Herz.“

„Kann man das zu sehr geben?“

„Nicht zu sehr seiner Arbeit; nicht zu sehr seiner Kunst; nicht zu sehr seinen Idealen und was sonst unsre höchsten Güter sind. Wohl aber zu sehr den Menschen! Die Menschen wollen nicht unser Herz. Geben wir es ihnen trotzdem und gegen ihren Willen, so nehmen sie es, behalten es eine kleine Weile, werfen es fort — zertreten es. Und das zertretene Herz darf nicht einmal mit einem letzten Schlage aufschreien, daß man an ihm einen Totschlag verübt.“

„Das ist traurig."

„Das ist menschlich, Sie altes Kind."

„Vielleicht ist es doch nicht so, wie Sie sagen. Jedenfalls ist es nicht immer so. Sie, zum Beispiel —"

„Reden Sie gefälligst nicht von mir! Alte Jungfern haben kein Herz zu vergeben. Höchstens ein ganz verkümmertes, verwelktes, eingeschrumpftes, welches niemand haben will, welches zu nichts zu brauchen ist. Wenn sie, die alten Jungfern nämlich, dann lamentieren, daß sie — Aber ich stehe und schwatze. Machen Sie, daß Sie fortkommen! Nehmen Sie den ersten besten Wagen, handeln Sie nach Ihrer römischen Gewohnheit nicht erst lange, sondern setzen Sie sich hinein, fahren Sie für die g a n z e Taxe — und obendrein für ein gutes Trinkgeld — zur Villa Strohl-Fern und holen Sie sich Ihren Ausreißer. Das meine ich nicht! Sie sollen den Signor Scultore vielmehr hübsch bei seiner Arbeit lassen, ihn auch nicht schelten; sollen nur mit eigenen Augen sehen, daß er da ist, gesund und heil, und sollen dann vergnügt zurückkommen, damit ich mich mit Ihnen freuen kann."

Schon jetzt freudestrahlend, rief Sor Riccardo: „Daß er da ist!... Was hat heute Paolucc'?"

Paoluccia brachte den Messaggiero, dieses Leib- und Lieblingsblatt des römischen Volkes. Sie kam von ihren Einkäufen zurück, erschien jedoch weder mit einer fetten Ente, noch mit einem köstlichen Fischgericht, welches sie zu unerhört billigem Preise eingehandelt hatte, sondern brachte den Volksboten ihrer Herrin, die in einem hellgeblümten Morgenkleide unter ihren Blumen am schneeweiß gedeckten Tische beim Kaffee saß und sogleich wußte, daß Paolucc' — Lella war bereits zu den französischen Nonnen gegangen, von denen sie seit einiger Zeit das Goldsticken lernte — daß ihre Getreue heute etwas außergewöhnlich Aufregendes erlebt hatte; zum Glück nur etwas, das in der Zeitung stand.

„Nun, Paolucc', wer ward denn wieder ermordet?"

Paoluccia verwandelte ſich umgehend in Eleonora Duſe und begann ihre große Szene: „Zuerſt konnten ſie die Wunde gar nicht finden! Und als ſie dieſe endlich entdeckten, war es nur ein kleinwinziger Punkt! Dicht unter dem Herzen! Aber nicht ein einziger Blutstropfen! Sie ſoll wie Maria Magdalena ausgeſehen haben! Auch eben ſolch langes gelbes Haar! Dabei war ſie ein Engel an Unſchuld, dieſe arme, arme, arme Bicetta!“

„Eine Bicetta wurde ermordet? Wo? Um Himmels willen, wo?“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, riß Sor Riccardo die Zeitung Paoluccia aus der Hand. Er fand nicht gleich die Stelle, an welcher die Mordtat berichtet wurde: berichtet mit den Überſchriften eines Schauerromans. Vor ſeinen Augen wurde es dunkel; und er mußte doch finden, mußte doch leſen.

Der Mord in der Via Babuino Nummer 86.

‚In dieſer Nacht ereignete ſich —‘

Das Blatt entſank ſeinen zitternden Händen. In der Via Babuino hatte er geſtern die Bicetta geſehen; Bicetta hieß die Ermordete; die Gemordete hatte gerade ſolch gelbes Haar wie die Bicetta; Marco war dieſe Nacht bei ihr geweſen; in dieſer Nacht war die gräßliche Tat geſchehen und Marco nicht zurückgekommen.

Sein Junge ein Mörder...

Bei dem Entſetzen, das ihn packte und faſt zu Boden warf, fühlte er ſeine Liebe zu dem unſeligen Knaben gleich einer Macht von oben herab. Sie rührte ihn an und belebte ihn, gab ihm Ruhe und Kraft.

Im Augenblick war er gefaßt und ſagte zu Tante Dora, die plötzlich alles begriff und totenbleich auf ihren alten Freund zueilte: „Ruhig! Wir müſſen ruhig ſein! Ich begebe mich ſogleich an den Tatort in die Via Babuino Nummer 86. Dort werde ich hören... Ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig. Vor allem ſorgen Sie ſich nicht um mich. Sollte er es getan haben — meine Liebe zu ihm würde ihn mit doppelter Kraft umfaſſen. Beruhigen Sie

nur Paoluccia und kümmern Sie ſich um Lella. Welches Glück, daß das Kind bereits fort iſt ... Ruhig! Nur ganz ruhig!"

„Laſſen Sie mich mit Ihnen gehen."

„Ich muß allein gehen."

Damit entfernte er ſich, bei allem Entſetzen ſeine Liebe zu dem unſeligen Knaben faſt als Glück empfindend.

„Kutſcher, Via Babuino Nummer 86!"

„Was wollen Sie denn dort, Sor Riccardo?"

„Fahr zu! Schnell!"

Der Kutſcher, dem der deutſche Gelehrte ſo bekannt war wie irgend eine andere populäre römiſche Straßenfigur, wandte ſich nach ſeinem Fahrgaſt um, dieſem, während er ſeinen Gaul antrieb, voller Behagen erzählend: „Sie haben dort nämlich dieſe Nacht eine umgebracht. Ich denke mir, es wird wohl nicht ſchad um ſie ſein. Mir tut nur der Mann leid. Ich meine, der Mörder. Hoffentlich bekommen ſie ihn nicht."

„Biſt Du ſicher, daß ſie ihn noch nicht haben?"

Vollkommen ruhig klang die Frage, vollkommen ruhig ſchien die Antwort erwartet zu werden.

„Sie haben ihn noch nicht. Er wird wohl wiſſen, weshalb er es tat, wird wohl nicht ſchuld daran ſein. So iſt es immer: immer ſind die Weiber ſchuld. Gewiß iſt er längſt in Sicherheit."

„In Sicherheit!"

„Denn er iſt natürlich gleich in den Buſchwald gegangen. Im Buſchwald bekommen ſie ihn nicht."

Sie hatten den Mörder noch nicht; und — ſie würden ihn auch nicht bekommen! Im Buſchwald war er in Sicherheit. Sämtliche Räuber und Mörder, die die römiſche Polizei ſuchte, flohen in den Buſchwald: in die Macchia, wo ſie ſo ſicher waren wie in Abrahams Schoß. Die Wildnis längs der Meeresküſte bei Oſtia und Porto d'Anzio war fürchterlich; denn ſie war undurchdringlicher Urwald und Sumpf, todbringendes Fieberland, der Herd der römiſchen Peſt. Dem Räuber und Mörder, den die römiſche Polizei

nicht bekam, wurde der Buſchwald leicht zum Totenland. Aber erſt nach welchen Leiden, welchen Qualen! Starb der Mann nicht am Fieber, ſo kam er um durch Hunger, wenn ſeine Freunde ihn nicht mit Nahrung verſorgten.

Marco im Buſchwald! Und er konnte ihn in der grauenvollen Wildnis nicht auffinden. Aber — er würde ihn ſuchen! Dann würde es ſich erweiſen, ob ſeine Liebe Wunderkraft beſaß.

„Man weiß nicht, wer er iſt. Ein vornehmer Herr ſoll es ſein.“

„Wer?“

„Der Mörder.“

„So, ſo! Ein vornehmer Herr?“

„Ein Fürſt oder Graf. Bereits ein guter Vierziger.“

„Weißt Du das gewiß? Der Mörder iſt nicht etwa ein blutjunger Menſch?“

„Ob ich das weiß? Ich kenne ja doch die Witwe Marini.“

„Wer iſt das?“

„Die Mietsfrau von der Perſon, die der vornehme Herr umgebracht hat.“

„Und die ſagte Dir, er ſei —“

„Ein guter Vierziger: groß und hager, mit ſchwarzem Vollbart und gelbem Geſicht. Die Frau ließ ihn geſtern abend ſelbſt hinein.“

Vollſtändig ruhig blieb Sor Riccardo; und er hätte doch ... Nicht aufatmen, nicht etwa aufjubeln, ſondern aufſchluchzen, weinen, wie ein Kind weinen — beten hätte er mögen: Herr Gott, ich preiſe dich! Herr Gott, ich danke dir!

Nicht Marco war der Mörder!

Aber — wenn er das fürchterliche Verbrechen nicht begangen hatte, warum blieb er die Nacht über aus, weshalb kam er auch jetzt nicht nach Hauſe? ... Wenn Marco der Mörder nicht war, wer konnte es ſonſt ſein? Wer anders als —

Und ſein Sohn wußte es!

In der Via Babuino erfuhr Sor Riccardo die Bestätigung dessen, was der Kutscher ihm erzählte; er erfuhr, daß ein junger, auffallend schöner Mensch der erste war, der in die von dem Täter offen gelassene Wohnung eindrang. Der junge Mensch sei vor Entsetzen wie entgeistert gewesen. Die Polizei hatte ihn noch in der Nacht am Tatort selbst vernommen und dann gehen lassen. Er hieß Marco Lippi und wohnte in den Prati bei Castelli.

D o r t wohnte er?

Richard Hille verließ das Haus, in welchem die gräßliche Tat begangen war: nicht von seinem Jungen; wohl aber von seines Jungen Vater. Gerade gegenüber befand sich das Geschäft eines ihm bekannten Marmorarbeiters. Er ging hinein, bat um Papier und Bleistift und setzte sich, um einige hastige Worte an Tante Dora zu schreiben. Er war jetzt so erschöpft, daß er auf dem Stuhl förmlich zusammenbrach; aber die Worte waren wie ein glückseliges Stammeln: ‚Marco hat es nicht getan. Ich kenne den Mörder, weiß, wo Marco ist. Ich suche ihn, bringe ihn zurück — n a c h H a u s e!‘ Diese Zeilen, in ein Kuvert getan, schickte er durch einen sicheren Boten in die Via Rasella.

Auch der Marmorarbeiter sprach von dem Morde.

„Schön war sie! Schön wie die leibhaftige Sünde. Und wie die leibhaftige Sünde wird sie die Männer verführt haben. Wenn ich denke, daß Ihr junger Herr zu mir von ihr gesprochen hat.“

„Wer hat von ihr gesprochen?“

„Ihr hübscher Signorino. Wo Sie sitzen, stand er und fragte mich nach dem schönen Geschöpf.“

„Er fragte Sie nach der Bicetta?“

„So hieß sie. Freilich fragte er mich nach ihr. Was ich wohl meinte: das wäre eine! Ein Modell für seine Figur. Ich riet ihm noch selbst dazu, es bei ihr zu versuchen.“

„Das taten Sie!“

„Und er versuchte es.“

„Woher wissen Sie das?“

„Sah ich ihn doch selbst in ihr Haus gehen.“

„Wann war das?“

„Schon vor längerer Zeit. Und gestern abend wieder. Ich stand vor meiner Tür, da kam er. Fast gelaufen kam er. Und gleich hinein in das Haus.“

„Nun ja; gestern abend. Er kam, als die Tat bereits geschehen war... Sie wissen doch, daß sie bereits geschehen war?“

„Ich werde Ihren Signorino doch nicht für den Mörder halten!“

„Um Gottes willen!“

„Aber wie leicht könnten die anderen — wenn er auch unschuldig ist. Und wenn die anderen wüßten, daß er sie gern als Modell gehabt hätte, daß er schon einmal bei ihr war. Vielleicht sehr oft bei ihr.“

„Gräßlich, grauenvoll!“

„Ich werde nichts sagen. Eine schlimme Geschichte könnte das werden... Wo ist der junge Herr?“

„Zu Hause. Wo sollte er sonst sein?“

„Richtig, wo sollte er sonst sein? Er kann von Glück sagen, daß er nicht derjenige ist. Denn, wie gesagt: schön wie die Sünde, die einen Mann nicht nur um den Verstand bringen, sondern auch zum Mörder machen kann.“

Schwerfällig erhob sich Richard Hille. Er wollte den Mann bitten: ums Himmels willen anderen nicht zu sagen, was er ihm gesagt hatte, brachte kein Wort über die Lippen, ging mit stummem Gruß hinaus, bestieg seinen Wagen und ließ sich in die Prati bei Castelli fahren: dorthin, wo Marco Lippi jetzt wieder wohnte — jetzt wieder ‚zu Hause‘ war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das hatte Richard Hille nicht für möglich gehalten: daß er sich noch einmal durch diese Straßen nach jenem Hause begeben würde, um daselbst seinen Jungen zu suchen. Wenn er ihn wirklich dort fand, was würde dann geschehen? Würde er jenes Haus allein wieder verlassen müssen? Dann belog er den Mann in der Via Babuino,

dem er ſagte, daß der Signorino zu Hauſe ſei. Denn für dieſen gab es nur das eine zu Hauſe, welches ihm in der Via Raſella bereitet worden war. Nur Richard Hille wußte, mit welcher Liebe.

Der Wagen hielt in der häßlichen Straße vor der Palaſtruine, die wieder in naſſe, zum Trocknen ausgehängte Wäſche gehüllt war. Richard Hille ſtieg aus, trat in den dunklen feuchten Flur, ſtieg die dunkle feuchte Treppe hinauf, kam zu der Tür, vor der er ſchon zweimal geſtanden hatte, zog die Klingelſchnur, wartete, läutete wieder; wartete, läutete ein drittes Mal...

Ihm wurde geöffnet.

„Marco!“

„Du biſt es! Was willſt Du hier? Wen ſuchſt Du hier? Wenn Du hier etwa Richard Hilles Jungen ſuchen ſollteſt —“

„Mein Junge, mein armer Junge, mein geliebter Junge!“

„So nennſt Du mich auch jetzt noch?“

„So werde ich Dich immer nennen. Es kann kein Tag kommen, an dem ich Dich anders nennen werde: weder mit meinem Munde, noch mit meinem Herzen. Glaube mir das. Denke das ſtets. Hörſt Du: ſtets!“

„Nachdem ich Dich geſtern nacht auf der Treppe ſtehen ließ; nachdem ich geſtern von Dir fortging zu ihr, die nicht mehr lebt; nachdem mein Vater —“

„Sprich leiſe! Um Gottes willen!“

„So weißt Du ſchon?“

„Wo iſt er?“

„Komm herein.“

Marco ließ Sor Riccardo eintreten, ſchloß hinter ihm ab, führte ihn in eine dunkle feuchte troſtloſe Kammer, die nach dem dunklen feuchten troſtloſen Hofe hinaus lag. Eine leere Bettſtatt war in dem elenden Raume das einzige Gerät.

Als läge in der leeren Bettſtatt ein Toter aufgebahrt, mit ſolcher Stimme, ſolcher Miene ſagte Marco: „Es iſt

das Zimmer meiner Mutter. In dieſer Höhle lebte ſie, litt ſie. Sie lebte und litt hier ſo lange, bis ſie dort das Fenſter öffnete und — An der Mauer draußen kannſt Du noch die Spuren ſehen, wo ihr Körper im Niederſtürzen aufſchlug. Sie war von ihren Leiden ſo entkräftet, daß ſie gewiß nur mühſam auf die niedrige Brüſtung klettern konnte."

„Mein Junge, mein Junge!"

Es war alles, was Richard Hille ſagen konnte. Aber w i e ſagte es der Mann!

Marco trat an das offene Fenſter, lehnte ſich dagegen, erkundigte ſich mit ſchwacher Stimme: „Woher weißt Du, daß mein Vater es tat, und wie kommſt Du hierher?"

„Ich war in dem Hauſe. Man ſagte mir dort, daß der Mörder nicht gefaßt wurde und daß ein gewiſſer Marco Lippi, der in den Prati bei Caſtelli wohnte, der erſte war, der die Mordtat entdeckte. Die Leute ahnen nicht, daß Du ſein Sohn biſt."

„S e i n S o h n ..."

„Wie Du das ſagſt!"

Beide ſprachen ſo leiſe, als läge in der elenden Kammer, in der leeren Bettſtatt die tote Mutter aufgebahrt, die Selbſtmörderin.

„Es iſt übrigens gleich, wie ich's ſage. Als ſein Sohn zufällig dazukam; als ſein Sohn ihn aus der Tür treten ſah; als er in der offenen Tür mit ſeinem Sohne ſprach — wenn Du d a s erlebt hätteſt! Ganz langſam ging er an ſeinem Sohne vorüber und ſtieg die Treppe hinunter. Sein Sohn begab ſich in die Wohnung, fand die Gemordete, blieb bei ihr, bis er ihr die Augen zugedrückt hatte. Dann kam ſein Sohn hierher, wiſſend, daß er ihn hier finden würde. Es dauerte lange, bis er ſeinen Sohn einließ. Dann waren Vater und Sohn beiſammen."

„Wo iſt er? Doch nicht etwa immer noch hier? ... Ich bitte Dich flehentlich, ſprich nicht in ſolcher Weiſe von Dir."

„Alſo in anderer Weiſe ... Ich war bei meinem

Vater. Dort drüben in ſeinem Zimmer war ich, und ich ſagte zu ihm: ‚Du mußt Dich töten; denn Du darfſt nicht als Mörder verurteilt werden!‘ Er antwortete: ‚Töten will ich mich. Ich töte mich jedoch nicht, weil ich die Bicetta umgebracht habe — denn das mußte ich tun — ſondern weil ich ohne die Bicetta nicht leben kann. Denn *das kann ich nicht*...‘ Nun, mir konnte es einerlei ſein, weshalb er es tat, *wenn* er es nur tat.“

Sor Riccardo ſchlug beide Hände vor das Geſicht und rief aus: „Das iſt ſchrecklich!“

„Hübſch iſt es gerade nicht. Was willſt Du? Das iſt das Leben.“

„Nein, nein, das ſind die Menſchen.“

„Alſo ſind es die Menſchen. Es kommt alles auf eins heraus.“

„Dein Vater hat ſich getötet und liegt jetzt dort drüben?“

Die Stimme verſagte dem Gelehrten vor Entſetzen.

„Mein Vater hat ſich nicht getötet.“

„Dann wird er ſich töten. Vielleicht tötet er ſich gerade in dieſem Augenblick!“

„Mein Vater wird ſich nicht töten.“

„Was geſchah mit ihm?“

„Du wirſt gleich hören... Ich ging aus dem Zimmer, in dem ich mit meinem Vater geſprochen hatte: der Revolver, mit dem er die Bicetta erſchoß, hatte noch eine Kugel für ihn. Ich ging, und er ſchloß hinter mir zu. In dieſe Kammer ging ich, in der meine Mutter lebte und litt, trat an dieſes Fenſter, ſah hinaus, ſah auf die Spuren draußen an der Mauer, ſah in den Hof hinab, wartete... Was willſt Du?“

Richard Hille trat zu ihm, ſchlug beide Arme um ihn, umfaßte ihn, drückte ihn an ſich. Ein Aufſchluchzen erſtickend, ſagte Marco mit tonloſer Stimme: „Ja, ja. So iſt es.“

„Mein Junge, mein Junge!“

„Dein Junge wartete alſo. Doch er hörte nichts:

hörte keinen Schuß. Er wartete also noch länger. Da hörte er, wie die Tür drüben aufgeschlossen wurde. Der Mann, der sich töten wollte, trat drüben heraus und kam hier herein."

„Er konnte sich nicht umbringen?"

„Er war dafür zu feige. Denke doch: dieser Mann war zu feige!"

„Still, still!"

„Meine Mutter war nicht feige!"

Den armen Sohn dieser ärmsten Mutter fest umfaßt haltend, fragte Richard Hille flüsternd: „Was tat der Unglückliche? Gab er sich selbst an?"

„Zu feige!"

„So ist er noch hier? Dort drüben?"

„Zu feige!"

„Also floh er?"

„Ja."

„In den Buschwald?"

„Der und in den Buschwald fliehen!"

„Weißt Du, wohin er sich wandte?"

„Zur Grenze und über die Grenze nach Monte Carlo. Er hat nämlich noch immer etwas von seinem Kaufpreis für mich. Wenn ich die Bicetta erschossen hätte, so wäre ich auch über die Grenze dorthin gegangen: nach Monte Carlo! Und nicht wieder in den Fluß. Auch nicht in den Buschwald. Ich bin im Grunde meines Wesens auch feige. Meine Mutter sagte mir einmal: mein Vater hätte jüdisches Blut in den Adern. Sie haßte ihn deswegen. Ich glaubte es meiner Mutter nicht; denn ich wollte in meinen Adern kein jüdisches Blut haben. Ich fühlte mich dafür zu besonders, zu vornehm. Verstehst Du? Jetzt weiß ich, daß meine Mutter recht hatte. Ich weiß es, seitdem ich meinen Vater feig sah. Die Juden sind nämlich — Und auch sonst. Ich sage Dir ein ander Mal, was die Juden sonst noch sind."

„Was geht das Dich an?"

„Ich habe auch jüdisches Blut in den Adern! Seit

heute weiß ich's. Ich fühl's seit heute. Fühl's an dem Fluch, der auf mir liegt."

„Wenn auf Dir ein Fluch liegen sollte, so wurde er in Segen verwandelt."

„Durch Dich etwa?"

„Durch Dich selbst!"

In der Kammer, darin die leere Bettstatt mit der unsichtbar aufgebahrten Mutter stand, sprach Richard Hille diese Worte laut und feierlich. Obgleich nicht er für seinen Jungen den Fluch in Segen verwandeln konnte, legte er doch unwillkürlich seine Hand auf des armen Knaben Haupt, der in seiner jungen Seele eine dunkle Macht wie einen Fluch fühlte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Niemals erfuhr ein Mensch, wie schwer es Richard Hille wurde, Marco zu bewegen, jene dunkle feuchte trostlose Kammer, deren einziges Fenster auf den dunklen feuchten trostlosen Hof hinausführte, zu verlassen und ihm in die Via Rasella zu folgen, also wieder Richards Junge zu werden.

Es war eben Sor Riccardos machtvolle Liebe, die ihm die Wunderkraft gab, die erstarrte Seele des jungen Mannes neu zu beleben. Seine Angst und Verzweiflung waren es, die seinem Munde Worte verliehen von solcher Glut, daß die eisige Gefühllosigkeit, in die Marcos Gemüt versunken war, allmählich schmolz. Dieses Mal war es ein Kampf ganz anderer und viel grimmigerer Art als jener gewesen, den Richard Hille in den Wirbeln des Tibers um das Leben des Untersinkenden gekämpft hatte. Aber auch dieses Mal siegte der kleine schwächliche Mann, der in Augenblicken höchster Gefahr zum Helden heranwuchs.

Als Marco sich ein zweites Mal seinem Retter ergab, sagte er nur: „Du wirst es bereuen."

„Ich nehme die Reue auf mich."

„Auch die Verantwortung?"

„Auch sie."

„Also komm.“

Und zum zweiten Male verließ der Sohn des Advokaten Luigi Lippi sein Elternhaus, um sich ein anderes Zuhause zu wählen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Treppe und im Flure begegneten den beiden einige Hausbewohner. Sie starrten Marco an, als sähen sie einen Geist, drückten sich scheu an ihm vorüber oder liefen gar vor ihm fort.

Sor Riccardo flüsterte seinem Begleiter zu: „Diese Leute werden Deinen Vater verraten! Alle kennen ihn, alle wissen von seiner Leidenschaft für das unselige Geschöpf, alle werden vermuten, daß er der Täter sei.“

„Alle fürchten ihn. Aus Furcht werden alle schweigen. Jeder weiß, daß sich mein Vater an dem Angeber rächen würde.“

„Was könnten sie fürchten?“

„Daß er eines Tags zurückkommen könnte. Einem Angeber hinterrücks einen Dolchstich zu versetzen oder eine Kugel in das Herz zu jagen, bringt auch ein Feigling fertig.“

Im Wagen sitzend und durch die lärmvollen Straßen fahrend, hatten beide die Empfindung eines wüsten Traumes. Jahre schienen seit gestern vergangen zu sein. Und es waren Jahre gewesen, in denen sich Schicksale erfüllt hatten.

Aber die Finsternis in Richard Hilles Seele durchbrach wie ein Stern der Verheißung das Bewußtsein, daß er auch dieses zweite Mal stark genug sein würde, die Verantwortung auf sich zu nehmen.

X

Sommer in Rom!

Es war die Zeit, während welcher ſich die Stadt mit den dreihundert Kirchen in einen feurigen Ofen verwandelte. Der Himmel glühte, die Erde glühte. Es glühten die Hausmauern und die Pflaſterſteine. Roms Dächer konnte der Unglückliche, der verdammt war, darunter zu atmen, für jene bleigedeckten Folterkammern der bella Venezia halten.

Keine ‚goldene' Sonne leuchtete über der ewigen Stadt. Es war ein faſt weißes Himmelsgeſtirn, welches bisweilen den weißlichen Dunſt der Gluten durchbrach. Dieſe Geſpenſterſonne ſchien unbarmherzig Tag für Tag, eine flammende Geißel des Himmels, von göttlichem Grimm über die ſündige Menſchheit geſchwungen.

Roms herrliche Brunnen rauſchten vergeblich Kühlung; Roms zahlloſe Verkäufer von Eislimonaden und Gefrorenem ſpendeten vergeblich Labſal. Abend und Nacht brachten keine Erquickung. Selbſt dem fröhlichen Meerwind, der jeden Nachmittag wie ein Götterknabe über Rom hinſprang, gelang es nicht, die Stirnen der Römer zu kühlen. Sie ſehnten ſich nach Ovidſchen Metamorphoſen: wie köſtlich mußte es ſein, zu Lazerten oder Zikaden, dieſen Kindern der Sonne, verwandelt zu werden. Vom erſten bis zum letzten Sonnenſtrahl waren in jedem Hauſe ſämtliche Jalouſien geſchloſſen; vor allen Kaufläden, Barbierſtuben, Apotheken, Cafés und Likorien hingen vor den Türen luftige Netze hernieder. Mittags lag die große Stadt wie ausgeſtorben. Nicht nur die Dienſtleute, Kutſcher und Verkäufer hielten Sieſta, ſondern auch die Fliegen und was ſonſt fleucht und kreucht

ſchien zu ſchlummern. Das leichteſte Koſtüm brannte den, der es trug, gleich einem Neſſushemd.

Gegen Abend begann die große tote Stadt ſich geſpenſtig zu beleben. Einige ermattete Spaziergänger und Korſofahrer zeigten ſich. Wer ſich jedoch während dieſer Bleikammerperiode Roms ſelbſt gegen Abend nicht zeigte, das waren die Fremden: das ſommerliche Rom mit der Menge der geſchloſſenen Gaſthöfe war ohne Amerikaner, Engländer, Deutſche. Kein Gewimmel aller Nationen auf dem Pincio und in der Siſtina! Rom war leer von foreſtieri! Da dünkte denn das ſommerliche glühende Rom manchem trotz der großen Sonnenpönitenz ein gar herrliches Rom zu ſein.

Auch keine Deutſchen in Rom?... Das war gelogen! Gerade die deutſchen Künſtler hielten den weißglühenden römiſchen Sommer ohne andere Deutſche, ohne Engländer und Amerikaner für Roms Wunderzeit. Und dieſe Märtyrer ihrer Phantaſie ſchwuren darauf, daß ſie den glühenden Sonnenbrand gar nicht ſpürten, daß es ſich gerade unter dem ſengenden Himmel wundervoll leben ließ. Fragte man ſie jedoch: „Sie können alſo auch d a n n arbeiten?“ — ſo klang die Antwort allerdings etwas zaubernd. Über Tag ſaß man in den verdunkelten Räumen; vielmehr man lag darin. Am ſpäten Nachmittag raffte man ſich auf, kleidete ſich möglichſt notdürftig an, ſchlich hinaus, fuhr vor das Tor an den Tiber, um den heißen Leib in die heißen Wellen zu tauchen; und Nachts konnte man vor Gluten nicht ſchlafen. Aber ‚herrlich‘ war es trotzdem.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Alſo morgen verlaſſen Sie mit Marco Rom?“

„Und Sie wollen mit Paoluccia und Lella wirklich bleiben?“

„Wirklich.“

„In dieſer Hölle!“

„In — wo bleibe ich, lieber Profeſſor?“

„In dieſem herrlichen ſommerlichen Rom.“

„Lella lernt, wie Sie vielleicht wiſſen werden, bei den franzöſiſchen Nonnen das Goldſticken, Paoluccia muß Himbeerſaft und Aprikoſenmarmelade einkochen, und ich möchte meine Terraſſe genießen.“

„Genießen nennen Sie das?... Bitte, werden Sie nicht böſe.“

„Ich bin durchaus nicht böſe.“

„Wenn Sie ſo majeſtätiſch ſind, habe ich förmlich Angſt vor Ihnen.“

Aber trotz ſeiner Angſt vor der majeſtätiſchen Tante Dora lachte Richard Hille ſie an, die im gekränkten Tone jetzt ſagte: „Sie natürlich freuen ſich, aus Rom fortzukommen.“

„Ich geſtehe Ihnen, es jetzt in Rom etwas heiß zu finden. Nur etwas.“

„Sie ſind eben noch immer ein Neu-Römer“... Gleich darauf wurde ſie ernſthaft: „Übrigens war ich gleich der Meinung, daß Sie Ihren Jungen nehmen und fortſchaffen müſſen. Die ſchreckliche Geſchichte hat ihn denn doch gepackt. Wäre auch noch beſſer! Ich glaube, Sie haben vorhin das erſte Mal gelacht — dank meiner ‚Majeſtät‘. In meinem Leben habe ich mich nicht ſo gefreut, einen Menſchen lachen zu hören. Lachen Sie Ihre alte dumme Tante Dora in Gottes Namen aus. Ach was, alte Jungfern ſind dumm!“

Und Sor Riccardos gute Freundin bekam vor Freude über das Lachen des Buoniſſimo feuchte Augen.

Um Tante Dora Freude zu machen, hätte Richard Hille gerne weiter gelacht; die Erwähnung von Marcos Gemütszuſtand ſtimmte ihn jedoch traurig.

Er näherte ſich ſeiner guten Freundin und ſagte flüſternd, als vertraute er ihr ein Geheimnis an: „Er war bei ihrem Begräbnis: der einzige Leidtragende in dem troſtloſen Leichenzuge. Aber er legte keinen Kranz auf ihr Grab. Ich wäre gern mit ihm gegangen; er wollte es mir jedoch nicht erlauben... Arbeiten kann er jetzt wirklich nicht. Wenn er erſt wieder arbeiten kann, wird er ge-

rettet sein. Erst dann! Arbeit ist eben doch unser Bestes. Es ist das einzig wahrhaft Heilende, Helfende, Rettende. Ein Mensch, der nicht arbeiten kann, ist ein verlorener Mensch. Er ist es erst dann! Tausendmal besser, ein toter Mensch sein, als einer, dem diese einzige Hilfe, diese letzte Rettung genommen ward. Wir beide wissen das."

Mit ernstem Kopfnicken stimmte Tante Dora bei. Flüsternd fuhr der Professor fort: „Hoffentlich wird er bald wieder arbeiten können; bei seiner Jugend wird er bald vergessen haben."

„Vielleicht nur zu bald."

Erregt rief Sor Riccardo: „Zweifeln Sie nicht an ihm! Nicht dieses eine Mal! Das gräßliche Ereignis traf ihn ins Herz."

„Ich wünsche ihm Glück dazu."

Etwas unsicher stimmte der alte Herr bei: „Ich verstehe, was Sie meinen, verstehe Ihre weise Güte. Marco ist jemand, der leiden muß: noch viel mehr leiden. Er ist jemand, dessen Irrwege durch Kummer und Trübsal führen müssen: noch viel mehr durch Kummer und Trübsal! Es nur zu denken, ist schrecklich."

„Schrecklich für Sie; denn er — Übrigens, was das Leidenmüssen anbetrifft ... Glauben Sie im Ernst, daß Marco überhaupt leiden kann?"

„Sie sprechen, als hätte er, trotz seiner großen Jugend, nicht bereits das Schwerste gelitten."

„Er hat sich e i n g e b i l d e t, das Schwerste zu leiden. Das waren Wallungen, sogenannte Impulse. Bei ihm ist alles Wallung und Impuls ... Jetzt habe ich Sie wieder verletzt."

„Sie haben mich wieder traurig gemacht."

„Also sprechen wir nicht mehr darüber; denn Sie haben des Traurigen wahrlich genug erlebt ... In Frascati ist für Ihre Ankunft alles vorbereitet?"

„Sonnabend kommen Sie ja heraus, werden also bald selbst sehen. Staunen werden Sie, uns beneiden. Wir werden wie die Fürsten wohnen."

„Da Ihr Junge ein Prinz ist, so gehört sich das."

„Es macht mich glücklich, ihm dieses eine Mal etwas wirklich Schönes bieten zu können. Denken Sie doch: wir wohnen in einem richtigen Palast."

„Welche von Ihren Antiken verkauften Sie, um mit Marco in einem ‚richtigen Palast' wohnen zu können?"

„Gönnen Sie mir doch, einem geliebten Menschen eine Freude zu machen. Was ist dagegen ein Stück Marmor?"

Er sah die alte Dame mit solchen guten Augen an, daß diese ihm nicht nur eine Hand, sondern beide Hände entgegenstreckte, ausrufend: „Ich bin nicht nur eine dumme alte, sondern auch eine eklige alte Jungfer! Ihnen so die Freude zu verderben! Pfui, schäme Dich, Tante Dora! Sie haben recht: es ist so schön, anderen Freude machen zu können, es ist das eigentliche Leben... Und Marco ahnt nichts von der Überraschung?"

Richard Hille klagte: „Ihm ist gegenwärtig alles gleichgültig. Stellen Sie sich doch nur vor: sein Vater ein Mörder!"

„Die Polizei kennt den Täter noch immer nicht?"

„Wir wissen es nicht. Umso größer ist begreiflicherweise die Aufregung, die Angst: Kennt man ihn? Sucht man ihn? Fand man ihn? Und wenn man ihn fand, was dann?"

„Gericht und Gerechtigkeit." Dann das Gespräch von diesem Gegenstand ablenkend: „Bereiteten Sie Ihren Jungen auf seine klassische Villegiatur etwas vor? Denn ohne Vorbereitung tut Ihr gelehrten Herren nichts."

Richard Hille bekannte reumütig: „Wir sind arge Pedanten. Ich erzählte Marco natürlich von Tusculum und Cicero und las ihm vor, was Goethe über Frascati schrieb. Heute kam er mit einer Bitte: er möchte nicht mit der Bahn nach Frascati fahren, sondern wie Goethe zu Wagen."

Tante Dora freute sich, Richard Hilles Jungen loben zu können: „Da hat sich der junge Herr einmal etwas Hübsches von Ihnen erbeten."

„Nicht wahr? Wenn Sie nur auch gleich hinauszögen, mit Paoluccia und Lella... Sie machen plötzlich ſolch ernſtes Geſicht?“

„Kontrollieren Sie doch, bitte, nicht mein Mienenſpiel.“

„Sie machten das ernſte Geſicht, als ich von Lella ſprach.“

„Wenn ich es machte, ſo werde ich wohl dafür meine Gründe haben.“

„Was haben Ihre Gründe mit Paoluccias Töchterlein zu tun?“

„Vielleicht finde ich, daß ſich das Kind die Geſchichte mit Marco zu ſehr zu Herzen nimmt... Wiſſen Sie übrigens, daß Ariſtide Minardi mir verſprach, uns fortan häufig zu beſuchen?... Jetzt machen Sie ja ein ganz ſonderbares Geſicht.“

„Nur ein nachdenkliches.“

„Er reichte beim Miniſter endlich ſeine Eingabe ein, in der er um eine Kommiſſion erſucht. Da ihn bei aller Zuverſicht die Sache doch ſehr aufregt, ſo muß er ſehr oft zu uns kommen. Wir wollen ihn ſchon beruhigen... Was hat der Mann heute nur?“

Der Mann, der heute ‚etwas hatte‘, war Richard Hille, dem plötzlich Marcos Phantaſie von der Nacht nach dem Balle in der Argentina einfiel. Sollte er ſie Tante Dora anvertrauen? Und was ihr anvertrauen? Daß Ariſtide Minardi verliebt ſei? Vielmehr: leidenſchaftlich liebte. Und wen liebte? Paoluccias Töchterlein, das Nymphlein, das Hexlein. Tante Dora würde ihm ins Geſicht lachen; alſo ſchwieg er lieber. Um ihr jedoch möglichſt glaubhaft zu erklären, was er heute hatte, ſprach er von der Kommiſſion und ihrer Entſcheidung.

„Wenn ſie nun unglücklich ausfällt?“

„Was nennen Sie unglücklich?“

„Mein Gott, Sie wiſſen ja doch... Seien Sie nicht gleich wieder ſo ſtreng!“

„Und Sie wiſſen, daß Ariſtide Minardis letzter Ent-

wurf ein Meisterwerk ist und daß Italien die Meisterwerke seiner Künstler zu schätzen versteht. Schmach und Schande, wenn es anders der Fall sein sollte; Schmach und Schande, wenn ich jemals daran zweifeln sollte, daß Italien Aristide Minardi zujubeln würde: ‚Du bist ein großer Künstler, und Dein Viktor Emanuel reitet aus dem Mausoleum des Augustus direkt auf das Kapitol!‘ ... Jetzt wissen Sie meine Meinung, und jetzt geh' ich mit Ihnen hinüber und helfe Ihnen packen. Wenigstens dafür ist solche dumme alte Jungfer noch zu brauchen.“

— — — — — — — — — — — — — —

‚Ganz wie einstmals Wolfgang Goethe‘ rollten die beiden in heiliger Morgenfrühe im hochbepackten Wagen aus Rom: vorüber an Lateran, an Obelisk und Baptisterium, Palast und Kirche; zur Porta San Giovanni hinaus; hinein in die sommerliche Campagna.

Der rote Mohn war längst verblüht, und die über manneshohen Disteln waren die einzigen Blumen des römischen Landes, das den Reisenden sein erhabenstes Antlitz zeigte: das Antlitz einer Königin der Landschaften, voll ernster, fast furchtbarer Majestät.

Weite Flächen bedeckt mit Riesendisteln in silbergrauen Staubhüllen, die braunen Ruinen der Wasserleitung umwuchernd, die wie Felsklippen aufragten.

Braun gebrannt die Steppe, so weit der Blick sie übersah; verschwunden die üblichen Staffagen dieses Landschaftsbildes: die Scharen weidender Ochsen und Pferde mit ihren berittenen Hütern; verschwunden die Schafherden mit ihren in Lammfell gekleideten Hirten. Bis zu den in Silberdunst gehüllten Felsenmauern der Sabiner- und Albanerberge lag alles Land wie ein einziges Totenfeld unter dem Himmel eines frühen Sommertags. Ringsum eine Stille und Feierlichkeit, als wäre die Welt unmittelbar vor den Toren Roms das Lager des großen Pan. Und der Gott schlief!

Hätte Richard Hille es nicht gewußt, so würde er es jetzt erfahren haben: nämlich, welche Künstlerseele in

Marco steckte! Und wenn kein Mensch an sie geglaubt hätte, so würde fortan dieser eine Mensch hoch und heilig daran glauben: an den Götterfunken in dem Gemüt des Jünglings. Kaum Roms Mauern entronnen, belebte sich Marco. Die sommerliche Schönheit der Campagna, die er so leuchtend niemals gesehen hatte, erfüllte ihn mit einem Entzücken, einer Begeisterung, wie sie nur ein echter Künstler zu fühlen vermochte. Fast schien es, als hätte erst die soeben erlebte blutige Tragödie sein Empfinden für das Tragische der Landschaft Roms geweckt.

Porta Furba hinter sich lassend, näherten sie sich Italiens schönstem Höhenzuge. Da hielt es der alte Archäologe nicht länger aus. Er begann zu erklären, zu dozieren.

„Gerade vor uns Tusculum! Von seiner tusculanischen Villa aus konnte Kaiser Tiberius sehen, wenn seine Prätorianer von Rom ausrückten. Und wenn die Tusculaner in ihrem Theater saßen und sich aus der Äneide vortragen ließen, so schauten sie dabei auf das Land der Äneide herab ... Etwas tiefer unten, wo die Olivenwälder aufhören, befand sich Ciceros Landhaus, in dem Marcus Tullius seine famosen tusculanischen Fragen schrieb, auf die mein Junge — und mit ihm Legionen Anderer und Weiserer — keine Antwort geben könnte ... Etwas nach links, jene köstlichen Laubmassen sind die Steineichen der Villa Falconieri. Selbst durch den Dunst siehst Du Borrominis Palast herüberleuchten! Er soll auf Fundamenten der Villa Luculls erbaut sein, die sich von dort oben bis vor die Tore Roms erstreckte. Stelle Dir vor: eine kleine deutsche Grafschaft ein einziges Lustgefilde! ... Links an unserem Wege, wo der Pinienwald wie eine Fata Morgana aufsteigt, sind noch die riesigen Fischbehälter zu sehen, in denen Freund Lucull seine Muränen mästen ließ. Das mit dem frischen Sklavenfleisch als Fischfutter ist denn doch wohl etwas sehr übertrieben!"

Lange war es her, daß Sor Riccardo nicht so behaglich

geplaudert hatte. Und heute tat er es auf dem Wege nach seinem geliebten Frascati, dessen wonnige Schönheit Marcos kranke Seele wie ein holder Zauber umweben sollte. Sie gelangten an eine Stelle, bei welcher der junge Mann ausrief: „Das hätte Dein Goethe sicher gezeichnet!"

Inmitten eines silbergrauen Distelfeldes erhob sich der ruinenhafte rötliche Rundbau eines römischen Grabmals, aus dessen Trümmern auf demselben im Mittelalter ein Wachtturm aufgeführt worden war. In Grabmal und Turm hatten sich eingewanderte Hirten mit ihren Familien eingenistet, und weil der Raum für so viele nicht ausreichte, hatten sie aus hohem Röhricht Hütten angebaut, so daß hier drei Zeitalter vereinigt waren. In gelben und grauen, in roten und braunen Farbentönen hob sich der phantastische Bau gegen den Monte Cavo ab, der durch den Schimmer des heißen Tages in den zartesten Umrissen sichtbar ward, von seiner Gipfelpyramide in langgezogener wundervoller Linie zur Ebene hinabsinkend, eine Symphonie landschaftlicher Schönheit, die in einem feierlichen Akkorde verhallte.

Jetzt verließ die Straße die Steppe, und plötzlich schien sich die braune Wildnis in hesperisches Land zu verwandeln, welches in sanfter Welle anstieg. Der märchenhafte Eindruck wurde erhöht durch die unwirkliche Färbung der Rebenfelder: über und über mit der wohltätigen Vitriollösung bestäubt, leuchteten die Blätter gleichsam oxydiert, so daß rechts und links vom Wege ein prächtiges Farbenspiel die Reisenden begleitete.

Es begannen Frascatis Olivenwälder, darüber im bunten Kranze ihrer Villen die reiche Stadt erglänzte: Palast an Palast! Und jeder dieser Fürstensitze aus den Zeiten großer römischer Bauherrlichkeit, geschmückt mit Terrassen und Portalen, mit Fontänen und Wasserwerken, mit Lorbeergängen, hoch und dunkel wie Kirchenhallen, mit Steineichenwaldungen, heiligen Hainen gleich. Den grauen Laubmassen entstiegen die rötlichen Stämme der

Pinien mit breiten schirmartigen smaragdgrünen Wipfeln, entstiegen Zypressen, wie starre schwarze Flammen auflodernd. Überall Schönheit, wie von königlicher Hand in einer Schöpferlaune verschwenderisch über dieses blühende grünende Hügelland gestreut, hier die Welt zu einer Stätte gestaltend, wohin der Mensch seine Qualen nicht tragen sollte.

„Sor Riccardo! Eccolò Sor Riccardo!"

Es war Frascatis holde Straßenjugend, die Richard Hille diesen begeisterten Empfang bereitete, als der Wagen durch die von hohen Ulmen beschattete Passeggiata unterhalb der monumentalen Torloniaterrassen in die wonnige Weinstadt einfuhr.

Leuchtenden Auges erklärte der Gefeierte seinem lieben Begleiter: „Von hier aus hat Oswald Achenbach Frascati gemalt: mit der Villa Aldobrandini und dem Hohlwege der Straße nach Marino ... Die Rosengluten zwischen den grauen Steinbalustraden der Villa Torlonia begeisterten Villegas zu seinem berühmten Gemälde ... Jetzt sieh nicht hin! Denn jetzt sind wir gleich angelangt, und ich möchte Dich überraschen ... Höre nur, wie meine guten Frascataner sich freuen!"

„Sor Riccardo! Eccolò Sor Riccardo! Bentornato!"

Der Wagen hielt, und Marco durfte aufsehen.

„Hier wohnen wir?"

„Hier bist Du zu Hause!"

Ein wahrhaftiger Palast! Das Portal von zwei prächtigen antiken Marmorsäulen mit attisch-ionischen Kapitälen flankiert; darüber ein geradezu königlicher Balkon mit schöner Brüstung aus schneeweißem Marmor, und hoch an der Mauer eine Fürstenkrone; ein geöffnetes bronzenes Gitter; ein geöffnetes mächtiges Tor, und vor demselben eine würdige Matrone, lächelnd und grüßend; lächelnd und grüßend eine ältliche Dienerin; lächelnd und grüßend drei Jünglinge, der eine immer stattlicher als der andere, wahre Prachtgestalten römischer Landjugend.

Das Haus war der Palazzo Micara, ehemals Palazzo

Borgheſe; die Matrone die Signora Micara; die drei Jünglinge waren ihre Söhne, das andere Frauenweſen ſtellte ſich ſelbſt als die von Sor Riccardo gemietete „donna di facenda“ vor mit dem feierlichen Namen Criſtina, jedoch kurzweg Criſti gerufen.

Nickend und lächelnd, glückſelig über die gelungene Überraſchung führte Sor Riccardo ſeinen Jungen in den Flur, einen echt römiſchen hallenähnlichen Palaſtflur mit antiken Säulen, antiken Statuen, antiken Sarkophagen, in denen großblätterige Pflanzen wuchſen oder die als Brunnenbecken dienten. Eine breite Treppe aus weißem Marmor führte von dieſem ſchönen Raum aus in das Haus und in die Wohnung des erſten Stockwerks, in Gemächer, welche gemalte Plafonds und gemalte Wände hatten, mit Empiremöbeln ausgeſtattet waren, mit Marmorkaminen und Marmortiſchen, auf denen prächtige Bronzekandelaber ſtanden und bunte altertümliche Porzellanvaſen voll bunter Sommerblumen: Stockroſen, Hortenſien und Dahlien.

In einer gleichfalls al fresco ausgemalten Galerie, die auf einen mit einer Fontäne geſchmückten Altan führte, war auf blumenüberſchüttetem Tiſch die colazione gerichtet: goldiger Frascatiwein in ſtrohumflochtener Flaſche, eine Schale voll bläulicher, vor Überreife aufgeborſtener Feigen, die ihren purpurfarbenen Inhalt hervorquellen ließen; eine Schüſſel roſigen Schinkens und ein vom Safte der Tomaten gerötetes Gericht Makkaroni, dafür ein Eſau das Recht ſeiner Erſtgeburt hätte hingeben können.

Von ſeinem Platz aus überſah Marco die Villa Torlonia: Terraſſe an Terraſſe, Eichenhain über Eichenhain. Und er ſah vor ſich, unter ſich das römiſche Land: hier bis zur Meeresküſte, dort bis zu den etruriſchen Bergen.

„Gefällt es Dir? Fühlſt Du Dich heimiſch? Wirſt Du hier wieder froh werden können?“

„Von hier gehe ich nicht wieder fort! Nicht eher, als bis —“

Er ſah ſeinen Freund mit heißen Augen an.

„Als bis wann?“

„Bis ich wieder Dein Junge geworden bin, ſo ſehr ich das überhaupt werden kann.“

„Mein guter Junge!“

„Still! Um Gottes willen ſei ſtill!... Weißt Du, was ich kürzlich irgendwo las?“

„Hoffentlich war es etwas ſehr Schönes.“

„Etwas ſehr Ernſtes, ſehr Wahres; etwas, das ich zu dem Motto meines Lebens machen möchte.“

„Dein Lebensmotto gab ich Dir: ‚Hoch über allem!‘“

„Das gabſt Du mir, ohne mich zu kennen. Was ich ſelbſt, der ich mich nur zu genau kenne, vor mein Leben ſetzen möchte, lautet: ‚Leben heißt — dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in ſich!‘“

XI

Für den Jüngling, der ‚dunkler Gewalten Spuk' in ſich bekämpfen wollte, folgten jetzt Frascataner Sommertage voll feſttäglichen Friedens und allmählich auch voll ländlicher Freuden. Was Richard Hille betraf, ſo geſchah es dieſem Manne zum erſten Male, daß er ſeinen geliebten Goethe nicht begriff. Wie konnte der große Sohn der weiſen Frau Aja ſagen und ſchreiben: auf der Welt ſei nichts ſchwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.

Denn ein Tag wie der andere war nicht nur ſchön, ſondern auch gut; und das im Goethiſchen Sinne. Die beiden Bewohner des Apartamento nobile im Palazzo Micara an der Piazza dei Merli vollbrachten ihre Tage in der Gegend, ‚in welcher vornehme Römer ſich recht zur Luſt Landhäuſer bauten', mit Zeichnen und Malen, mit Leſen, Wandern und Plaudern. Des Maleriſchen gab es ſo viel, daß eine Heerſchar von Künſtlern ihr Leben lang genug ‚Motive' gefunden hätte. Im Parke der Villa Borgheſe zeichnete Richards Junge Baumſchlag, in der Villa Falconieri Architektur, das ſorgſam Gezeichnete mit Waſſerfarben leicht ‚illuminierend' — auch das war ein Goethiſcher Ausdruck. Sor Riccardo ſaß neben dem jungen Künſtler, vorleſend und jeden wohlgelungenen Strich, jeden richtigen Farbenton mit innerem Frohlocken begleitend. Begann er zu loben, pflegte Marco ſogleich ſeinen Waſſerſtrahl in ſeines Mentors Begeiſterung zu ſchütten: „Das iſt alles nichts, das muß alles anders werden! Ich treibe das Ding überhaupt nur Deinetwillen: um Dir damit Freude zu machen. Im Grunde genommen langweilt mich das Ding längſt."

Dann wurde der Buonissimo böse. „Meinetwegen arbeitest Du? Deine Arbeit nennst Du ‚Ding'? Das Ding langweilt Dich längst? ... Und Du willst ein Künstler sein!"

„Ich will's gar nicht sein. Du behauptest steif und fest, ich wäre ein Künstler. Also bin ich's denn — Dir zuliebe."

Richard Hille wollte zornig, wollte empört werden. Der Junge lachte ihn jedoch an: so lange und so unwiderstehlich, bis der gelehrte Herr — ganz wie in alten guten Zeiten — wieder ein frohes Gesicht machte: „Du redest wieder einmal ‚nur so' und pflegst dann gewöhnlich hellen Unsinn zu reden."

Damit versuchte der Gute sich selbst zu beruhigen. Übrigens hatte er Tante Dora im stillen längst recht gegeben und reuevoll Abbitte getan: Marco schien das gräßliche Erlebnis vergessen zu haben.

Das war für Richard Hille ein großer Schmerz.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Reihe der guten Tage währte fort, nach rasch vorüberziehenden Wolkenschatten wiederum leuchtenden Sonnenschein bringend. Bisweilen schleppte ein brauner Frascatanerknabe — einer von Sor Riccardos Gönnern — im Schweiße seines Angesichts die Colazione nebst Wein und Früchten nach dem Ort, wo gerade gezeichnet, koloriert und vorgelesen wurde: unter den Steineichen der Villa Falconieri, an dem großen Wasserbassin der Villa Torlonia oder in dem Zauberreich der Villa Muti. Diese Mahlzeiten waren jedesmal Symposien.

Der Meerwind wehte in Frascati mit solcher Kraft, daß er die sommerlichen Gluten linderte. In der Kühlung der frischen Seebrise machten die beiden weite Spaziergänge: auf der Gräberstraße nach Tusculum; hinauf in den Bosco di Diana und nach dem von Lucian Bonaparte angepflanzten ‚Parnaß', einem heiligen Hain, wie aus Hellas selbst mit dem Altar Apolls und allen Schauern des Mysteriums nach Latium versetzt, hoch über

die Campagna Roms. Da die paradieſiſche Gegend ein einziges meilenweites Ruinenfeld bildete, ſo ſchlug Sor Riccardo die ganze Weltgeſchichte vor Marcos geiſtigen Augen auf: von der Gründung Tusculums durch den Sohn des herrlichen Odyſſeus angefangen, bis zu dem Bruder Napoleon Bonapartes, der ſein Tusculanum ſo leidenſchaftlich liebte, daß er eine Königskrone ausſchlug, um hier als römiſcher Landedelmann leben zu können.

Wenn Marco Morgens erwachte, ſo brauchte er von ſeinem Lager nur aufzuſehen und der Berg Oreſte ſchimmerte ihm entgegen; wenn er ſich zum Schlafen niederlegte, ſo grüßte ihn aus der ſchwarzen Landſchaft ein langes lichtes Gewölk: die Lichter Roms! Von ſeinem Bett aus ſah er im Sternenſchein das Tyrrheniſche Meer erglänzen und in die aufſtrahlenden Wogen die goldene Mondſichel verſinken. Fürſtlicher konnte Richard Hille ſeinen Jungen nicht betten, ſein Leben nicht mehr mit Schönheit erfüllen! Aber dem Menſchen, der dunkler Gewalten Spuk in ſich bekämpfen mußte, konnte die Liebe nicht himmliſch genug ins ringende Herz leuchten — meinte der Mann, der niemals ein großer Weiſer geweſen war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jeden Sonnabend nachmittag mit dem Vieruhrzuge bekamen die beiden Beſuch, der im Mezzanin des Palazzo Micara einquartiert wurde und über Sonntag blieb: Tante Dora, Paoluccia, Lella und — Ariſtide Minardi.

Das Wunder geſchah: der einſame Künſtler konnte nicht länger ein einſamer Menſch ſein! In der Via Raſella erſchien er Abend für Abend auf Tante Doras Terraſſe, und jeden Sonnabend nachmittag begleitete er das Trio der Frauen hinaus nach Frascati. Paoluccia kam niemals ohne ihren Wunderkorb, daraus ſie in Gegenwart der ganzen Familie triumphierend die köſtlichſten Dinge auskramte; Tante Dora brachte ihren ganzen prächtigen Menſchen mit, alle heimlichen Sorgen und Ängſte zu Hauſe laſſend unter den noch immer blühenden Blumen

ihres hängenden Gartens; das Nymphlein schmückte sein seit einiger Zeit recht blasses Gesichtchen mit seinem süßesten, freilich etwas schwermütigen Lächeln, und Aristide Minardi zeigte ein „bei diesem Manne mich geradezu erschütterndes" Aufleuchten von Lebensfreude in Antlitz und Seele.

Richard Hilles erste Frage an den Künstler lautete stets: „Hörten Sie etwas von dem Herrn Minister, und wie steht es mit Ihrem Viktor Emanuel?"

„Majestät geruhen im Mausoleum Höchstihres Kollegen Augustus etwas langen Aufenthalt zu nehmen," lautete heute Minardis launige Antwort auf seines Freundes gewöhnliche Frage. „Die Kommission edler Römer, welche Majestät beaugenscheinigen und welche begutachten soll, ob Majestät würdig befunden werden, sich auf dem Kapitol seinen treuen Völkern zu zeigen, ließ noch immer nichts von sich hören: Majestät müssen also geruhen, noch eine Weile hoch zu Roß im kaiserlichen Grabmal zu antichambrieren. Inzwischen wird an der erhabenen Person des Monarchen noch immer in aller Untertänigkeit herumgefeilt."

„Noch immer!"

Sor Riccardo unterdrückte einen Seufzer und schaute hinüber zu Tante Dora, was sie wohl dazu sagte, daß Minardi in solchem Tone von seinem Werk und seinem langen geduldigen Ausharren sprach. Ein Ton war's, Minardi gar nicht ähnlich: so sorglos und heiter, fast humoristisch. Tante Doras Gesicht, das Richard Hille Aufklärung bringen sollte, blieb jedoch gleichsam ein undurchdringliches Geheimnis. Sie schien den erstaunt fragenden Blick ihres Freundes gar nicht zu verstehen, so daß sich dieser mit seinen Augen hilfesuchend an die Gesichter der anderen wandte. Er sah Paoluccias Töchterlein wehmütig lächeln, sah in Marcos schönen Zügen einen Ausdruck, der ihn an jenes häßliche Lachen in der Ballnacht erinnerte und — endlich begann es in Sor Riccardos Kinderseele zu dämmern! Er wollte sich über

den neuen Ariſtide Minardi freuen, wollte innigſten Anteil nehmen an deſſen nach langer Winterzeit endlich erwachtem Lebensfrühling, fühlte ſich jedoch von einer dumpfen Bangigkeit ergriffen. Denn — weshalb machte Tante Dora ihr gutes Geſicht zu ſolchem Myſterium? Auch aus Paoluccia wurde der Buoniſſimo nicht klug.

Von dieſer einen, allerdings ſehr merkwürdigen Sache abgeſehen, bildeten die Frascataner Sonnabende und Sonntage wahre Feierzeiten. Jeden Nachmittag wurde an irgend einem ſchönen Ort Merenda gemacht, jeden Abend auf dem weißen Marmorbalkon über den beiden antiken Säulen unter dem Rieſenwappen der Borgheſe Cena gehalten. Zu Füßen der Schmauſenden lag das ganze Land mit der Meeresküſte, lag der Berg Soracte als ein Capri auf dem blauen Ozean der Campagna ſchwimmend, lag Rom, das gewaltige Rom, als ein langer lichter Streifen, der ſich bei Anbruch der Nacht märchenhaft erhellte ...

Mit der Familie Micara wurde Freundſchaft geſchloſſen, und Tante Dora erklärte pathetiſch: nur in der römiſchen Campagna ſei ſolcher Menſchenſchlag möglich! Sie verglich die gute Dame Micara mit einer Volumnia oder Aria, und die drei prachtvollen jungen Söhne nannte ſie entweder die drei Gracchen oder die drei Curiatier, erſtere bisweilen mit den drei Horatiern verwechſelnd.

Die Micaras waren reiche Weingutsbeſitzer. Jeden frühſten Morgen ritten die drei Jünglinge aus, um erſt ſpät am Abend von ihren Feldern zurückzukehren. Sie ſaßen wie junge Helden auf ihren kleinen ſchwarzen Rennern, deren lange Mähnen beim ſcharfen Ritte flatterten und deren Schweife faſt den Boden fegten. Wie ſie zu dritt angaloppiert kamen, bei der gefährlichen Luft des Sonnenuntergangs die langen ſchwarzen Mäntel um ſich geſchlagen, bildeten ſie einen Anblick, der die beiden alten Römer in Ekſtaſe verſetzte.

In dem Hof, der einem unbedeckten Saal glich, verſammelten ſich Abends die Bewohner des Palazzo Micara

mit den Dienſtleuten in bibliſch-patriarchaliſcher Weiſe. Man ſaß um einen Tiſch, deſſen Platte aus antiken Inſchrifttafeln zuſammengeſetzt war, trank den vortrefflichen Wein der Micaras, aß dazu Ciambelli, dieſes hochberühmte Frascatanergebäck, und fand kein Ende im Erzählen von Frascatanergeſchichten: Liebesgeſchichten, Mordgeſchichten, Räubergeſchichten, Geiſtergeſchichten von vergrabenen Schätzen aus alter Römerzeit, durch geſpenſtiſche Mönche bewacht. Die Micaras erzählten ihren Mietern wahre epiſche Dichtungen von dem großen Nationalhelden Giuſeppe Garibaldi — er hatte im Nebenhauſe gewohnt! — und ſeltſame Legenden von der wunderſchönen Fürſtin Paolina Borgheſe, die den Palazzo Micara lange Zeit bewohnt und ſich ebendaſelbſt von Canova, einem ‚grande scultore‘ in Lebensgröße hatte aushauen laſſen. Und das in dem nämlichen ſchönen Gemache, darin jetzt der Signorino wohnte und darin Tante Dora einen mit vergilbtem grünen Damaſt bezogenen vergoldeten Armſeſſel entdeckt hatte, auf deſſen Rückſeite ein mit vergilbten Schriftzügen beſchriebener Zettel angeheftet war: ‚Paolina Borgheſe‘.

Ja, und *wie* hatte ſich die wunderſchöne Frau von dem berühmten Bildhauer in Marmor nachbilden laſſen? Die Signora Micara ſchilderte es vor ihren drei jungen Söhnen und dem Lellakinde; und zwar ſchilderte ſie es ohne jede ſittliche Entrüſtung, als ob es etwas durchaus Natürliches geweſen wäre.

„Wenn die Dame doch ſolchen herrlich ſchönen Körper beſaß, weshalb hätte ſie ſich dann von dem Signore Canova etwa *nicht* ſollen in Marmor aushauen laſſen: gerade ſo, wie der Himmel ſie geſchaffen hatte, zur Freude des Künſtlers und aller Menſchen, die des Künſtlers Werk heute noch in der Villa Borgheſe zu Rom ſehen?“

Tante Dora rief entzückt: „Das ſind Anſchauungen! Die ſollte bei uns da oben eine Frau Konſiſtorialrätin hören! Weshalb hätte ſich die Fürſtin Paolina vor dem Künſtler ſchämen ſollen, dieſem ihre Frauenherrlichkeit

enthüllend? Als ob der Mann bei dem Anblick, sein Werk schaffend, andere Gedanken gehabt hätte als solche, wie sie ein echter Künstler eben hat? Ich ärgere mich jedesmal, wenn sie von Napoleons Schwester als einen Beweis ihrer Schamlosigkeit die Geschichte erzählen: ‚Aber Fürstin, wie konnten Sie das nur tun?‘ ... ‚Wie? Das Zimmer war ja geheizt!‘ Jene wunderschöne Frau mag gewesen sein, wie sie will — schamlos war es nicht von ihr, daß sie sich dem Canova so zeigte, wie er sie zu seiner und aller Menschen Freude geschaffen hat — die Frau Konsistorialrätin natürlich ausgenommen. Es kann auch eine Frau Wirkliche Geheimrätin sein ... Meine liebe Signora Micara, ich m u ß Sie umarmen!“

Unverzüglich vollzog Tante Dora diese Zeremonie an der Mutter der drei Gracchen, die nicht ahnte, wodurch sie solchen Zärtlichkeitsausbruch verursacht hatte, unter dem lauten Beifall der Zuschauer. Marco blieb merkwürdig still. Zufällig sah er Lella an und begegnete einem Blick des schönen Wesens, der ihm später viel zu denken geben sollte. Aber erst, als es — zu spät war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Richards Junge wurde im Palazzo Micara einfach ‚der Signorino‘ genannt; und bald nannte ihn so ganz Frascati. Bald wurde der Signorino eine fast ebenso populäre Persönlichkeit wie Sor Riccardo selbst, wurde es zu dessen stolzer Freude. Denn Marcos Popularität in der berühmten Weinstadt bedeutete für diesen einen Sieg seiner Liebenswürdigkeit sowohl wie seiner Schönheit, zwei Gewalten, denen sich das römische Volk unbedenklich unterwirft. Marco genoß seinen Triumph als etwas durchaus Selbstverständliches, streute reichlich die heißbegehrten Kupfermünzen unter Frascatis goldene Straßenjugend, grüßte auf der Passeggiata Frascatis Schöne mit keckem Lächeln und kühnem Blick, traktierte Frascatis Jünglinge in der Villetta mit Frascatis bestem Wein und fühlte sich in seiner ‚sala della Principessa Paolina‘ durchaus heimisch. Ein fensterloses Zimmer war

seine Toilette geworden. Die vier Wände des reizenden Gemaches bestanden aus Spiegelscheiben; es hatte Oberlicht und sollte — nach Tante Doras Behauptung — der legendäre Raum gewesen sein, in dem jene berühmte Statue des Canova entstanden war. Dem war jedoch wohl nicht so, denn es fehlte in dem Kabinett der historisch gewordene Kamin, den Ihre Hoheit hatte heizen lassen, um bei den Sitzungen nicht frieren zu müssen.

Ganz anders wirkte auf die deutschen Bewohner des ehemalig fürstlich-borgheſischen Wohnsitzes eine andere geschichtliche Szene, die sich beglaubigterweise in dem gegenwärtigen Hause der Micara abgespielt hatte ...

Fürstin Paolina befand sich in Frascati, bei ihr war ihre Mutter, Donna Letitia, und auf dem Eiland im Ozean verweilte der große Gefangene. Da erhielt seine Schwester die Nachricht: Napoleon Bonaparte starb auf St. Helena!

In Frascati, im heutigen Palazzo Micara, erfuhr es seine Mutter.

Welche Klagen und welchen Jammer mochten diese mit den Darstellungen berühmter Heldentaten geschmückten Wände in jenen Tagen gehört, welche Gebete und Verwünschungen mochten zu den Deckengemälden aufgestiegen sein, deren Gestalten Allegorien von Sonnenaufgängen und vom Erwachen des Frühlings waren! Das blutige Aufflammen der Sonne Napoleon Bonapartes hatte der Welt keinen Völkerfrühling gebracht; und unter diesen symbolischen Darstellungen beweinte eine Mutter ihren gestorbenen großen Sohn, den auch diese Frau mit Schmerzen geboren hatte.

„Ob Frau Letitia wohl ebenso bitterlich geweint hat, wie andere Mütter ihre gestorbenen Söhne beweinen?“

Richard Hille erwiderte auf Tante Doras zweifelnde Frage: „Was die weinenden Augen der Mutter Napoleons durch diese Fenster sahen, glich an Größe dem Geist ihres gestorbenen Sohnes; denn Frau Letitias Augen

ſahen auf Rom und Roms Campagna herab. Alſo wird ihr Schmerz voll tragiſcher Größe geweſen ſein.“

Bitterböſe rief die alte Dame: „Solchen Unſinn will ich nicht hören. Sehen Sie gefälligſt zum Fenſter hinaus! Was Sie ſehen, iſt nicht Größe allein, ſondern zugleich Herrlichkeit; und die Größe des korſiſchen Korſaren war eine abſcheuliche Größe. Sie iſt überdies längſt vergangen, während, was Sie von dieſen Fenſtern aus ſehen, ewige Herrlichkeit bleibt.“

So bekam denn Sor Riccardo auch von Tante Dora zu hören, daß er zwar ein ſehr gelehrter Herr ſein mochte, aber im übrigen gerade das Gegenteil von einem weiſen Manne war.

XII

Und das war das neueſte: Der Signorino beſaß ein Pferd! Einen kleinen ſchwarzen Steppenrenner mit einer beim ſchnellen Ritte flatternden Mähne und einem den Boden faſt fegenden Schweif, gezäumt und geſattelt wie ein echtes Campagnuolenroß, jedes Stück funkelnagelneu und von einer faſt koketten Eleganz.

Marco hoch zu Roß zu ſehen, war ein prächtiger Anblick. Er ſaß im Sattel, wie einer der antiken Jünglinge vor dem Palaſt des Quirinals zu Pferde geſeſſen — wenn er ſeinen Wildling nicht hätte bändigen müſſen. Ein zweiter Unterſchied zwiſchen dem quirinaliſchen Roſſebändiger und Sor Riccardos Jungen beſtand darin, daß letzterer ein Koſtüm trug. Welch ein Koſtüm! Eigens für einen Ritt durch die römiſche Campagna komponiert. Es fehlte weder der ſchwarze breitkrämpige Filzhut und der ſchwarze faltenreiche Togamantel, noch der lange gezackte Stab zum Öffnen der hölzernen Gittertore, welche die Wege verſperrten.

Das waren Ritte! Mit verhängtem Zügel, im tollen Galopp den tusculaniſchen Hügel empor über Parnaß und Camaldoli, durch die Wildniſſe des Molaratals und die Kaſtanienwaldungen von Rocca di Papa. Ritte waren es, auf denen eine von Leidenſchaften durchtobte junge Menſchenſeele ſich ausſtürmen konnte.

„Du gibſt Deinem Rappen zu viel die Sporen.“

„Ich will jagen, raſen!“

Hätte Sor Riccardo den Signorino begleiten dürfen! Aber Sor Riccardo hoch zu Roß, das wäre — Ein komiſcher Anblick wäre das geweſen! Der Profeſſor erkühnte ſich einmal, einen Frascataner Mietsgaul zu be-

steigen, ein Unternehmen, dem sämtliche Straßenjungen Frascatis jubelnden Beifall zollten. Trotzdem gestaltete sich der Ritt des würdigen Archäologen zu keinem Triumphzuge.

Eines Tages blieb Marco ungewöhnlich lange aus. Der gute Herr begann sich zu ängstigen und sah bereits im Geiste den Abwesenden ermordet am Wege liegen. Denn es war gerade ein Sommer, in dem es die Brigantaccia selbst in unmittelbarer Nähe Roms arg trieb: bei der Villa Tusculana, auf dem Wege nach Tusculum, wurde ein junges Ehepaar ausgeraubt und der Mann, weil er sich zur Wehr setzen wollte, vor den Augen seiner Frau getötet.

Tief in der Nacht — Sor Riccardo wollte gerade die Karabinieri aufbieten — kam Marco zurück. Er war nicht nur heil und gesund, sondern sogar in einer so leuchtenden Laune, wie nur er sie haben konnte, und die er sich auch durch die dramatische Schilderung von Sor Riccardos ausgestandenen Ängsten nicht verderben ließ. Er rief lachend: „Was sollte mir wohl geschehen? M i r! Es war einfach“ — diesen Ausdruck hatte er von seinem Wahlvater übernommen — „ein wonniger Tag. An solchen Tagen fühle ich mich wie das Leben, wie die Jugend selbst. Rate, wo ich war?“

„In Palestrina?“

„In Rom!“

„Auf Deinem Campagnaroß, in Deinem Campagnuolenkostüm?“

„Das war eben der Spaß. Sogar über den Pincio ritt ich, durch den ganzen Korso. Die Leute staunten nur so.“

„Gewiß freuten sie sich über Dich.“

„Vermutlich. Ich weiß, daß ich zu Pferde prachtvoll aussehe, bin indessen nicht mehr eitel darauf.“

„Nicht mehr?“

„Ich habe mich sehr verändert, geradezu ungeheuer. Oft staune ich, wie ernst ich geworden bin. Wie Du weißt,

arbeite ich jede Stunde an mir selbst, kämpfe ich jede Stunde mit mir selbst. Kein Mensch ahnt, wie schwer."

„Daß Du überhaupt kämpfen mußt! ‚Gegen dunkler Gewalten Spuk' — sagtest Du nicht so?"

„So sagt' ich."

„Wenn ich Dir helfen könnte!"

„Ich muß mir selbst helfen. Kein Mensch hilft dem anderen."

„Das wäre traurig."

„Traurig oder nicht, es ist so ... Aber ich will Dir von heute erzählen."

„Erlebtest Du etwas? Deine vornehmen Bekannten befinden sich gewiß noch samt und sonders im Seebade oder auf ihren Villen?"

„Nicht alle. Eine mir recht gut bekannte Dame sah ich sogar erst heute."

„O wirklich?"

„Jene Marchesa, Du weißt ... Ich soupierte mit ihr im Café di Roma. Die Kellner machten große Augen: ein Campagnuole und eine der vornehmsten Damen der weißen Gesellschaft! Es war herrlich."

„Bleibt die Marchesa in der Stadt?"

„Ich weiß wirklich nicht. Es wäre möglich. Sie ist nämlich in mich verliebt."

„Verliebt? Eine verheiratete Frau?"

Marco sah Sor Riccardo an, sah ihn lange stumm an und brach darauf in ein schallendes Gelächter aus. Dann umarmte er stürmisch den Mann, der trotz seiner grauen Haare immer noch solches Kind war. Und das in Rom!

— — — — — — — — — — — — — — —

Immer häufiger mußte Sor Riccardo sich ängstigen; denn immer häufiger geschah es, daß Marco nach Rom ritt und erst spät in der Nacht zurückkam: ein einsamer Reiter, in der Campagna!

„Wenn Du wüßtest, wie herrlich das ist, Du wärst außer Dir vor Entzücken. Stelle Dir vor: Du bist in Rom, im Korso, mitten im Menschengewühl. Um Dich das

Getöſe, der Höllenlärm einer Großſtadt. Vielleicht gehſt Du in ein Theater oder in irgend ein recht amüſantes Lokal. Vielleicht bringſt Du Deinen Abend mit eleganter Welt zu: mit feinen jungen Leuten, ſchönen liebenswürdigen Frauen ... Endlich brichſt Du auf, fährſt bis vor das Tor, wo Dein Pferd ſteht, kleideſt Dich um, beſteigſt Dein Tier, reiteſt im Karriere davon.

„Jetzt wird's wunderbar!

„Soeben noch in der elektriſch erleuchteten, toſenden Kapitale und bereits nach wenigen Minuten in einer Wildnis.

„Ruinen! Immer wieder Ruinen!

„Rings um Dich Dunkelheit, Einſamkeit, Schweigen, Erhabenheit.

„Und Du hinſauſend auf Deinem guten Pferde.

„Vorbei! Vorbei!

„In der ſchwarzen Weite flammt ein Hirtenfeuer auf. Ein Hund hört den Hufſchlag des einſamen Reiters und ſtößt ein heiſeres Gebell aus. In den Ruinen klagt ein Kauz. Eine graue Eule flattert lautlos an Dir vorüber, mit ihren weichen warmen Fittichen Dein Geſicht ſtreifend.

„Vorbei! Vorbei!

„Am Wege eine ſchwarze Zypreſſe, gleich einem am Wege Deiner harrenden düſteren Geiſt. Und Du auf dem Rücken Deines galoppierenden Tieres denkend an das, was hinter Dir liegt; denkend an das, was vor Dir liegt.

„Denkend an Deine Jugend, Deine Sehnſucht; denkend an Liebe, Leidenſchaft: mitten in der Nacht, mitten in der dunklen einſamen wilden Campagna ..."

Richard Hille rief aus: „Du biſt ja ein Dichter!"

„Haſt Du wieder einmal einen neuen Menſchen in mir entdeckt? Ich habe genug an dem alten! Aber, ob Dichter oder nicht — meine nächtlichen Campagnaritte mußt Du mir laſſen."

„Als ob ich Dir etwas nehmen wollte, was Dich beglückt!"

„Es kommt doch ſehr darauf an, was Du beglückt ſein

nennſt. Jedenfalls verſtehſt Du etwas ganz anderes darunter als ich."

Und häufiger, immer häufiger bei Marco derartige Stimmungen, Äußerungen, Empfindungen —

Plötzlich dachte er wieder an ſeine Arbeit: an die Geſtalt ſeiner ‚Sehnſucht'. Er wollte jedoch weder nach Rom zurück noch täglich mit dem Zuge in die Stadt fahren: brauchte doch ſein Pferd nur eine halbe Stunde länger als die Bahn, und ſeine nächtlichen Heimritte wollte er nicht aufgeben.

Auch das Aktzeichnen im circolo degli artisti in der Via Margutta nahm er wieder voll Eifers auf. Dort verſammelte ſich allabendlich ein luſtiges Künſtlervölklein, faſt nur aus Italienern beſtehend; alſo anders, ganz anders geartet als die biederen Deutſchen in der Villa Strohl-Fern und den Drei Königen. Die meiſten waren junge elegante Leute, denen Marco ſich wahlverwandt fühlte: um vieles mehr wahlverwandt als dem Manne, deſſen Wahlſohn er ſich nennen ließ und früher voll Stolz ſich ſelbſt nannte. Jeden zweiten Tag früh morgens ritt er alſo nach Rom, blieb bis zum Nachmittag in ſeinem Atelier und machte dann Colazione; aber nicht etwa in Tre re, ſondern im faſhionablen Café di Roma. Darauf Aktzeichnen. Der Tag, der zwiſchen Marcos Romritten lag, war Feſttag für Richard Hille.

„Sage, mein Junge ... Darf ich Dich etwas fragen?"

„Wie ſeltſam Du frägſt."

„Du ſcheinſt niemals in die Via Raſella zu gehen?"

„Gewiß nicht."

„Ich weiß, Du arbeiteſt, modellierſt, zeichneſt, biſt fleißig. Ich bin glücklich darüber. Erſt jetzt wirſt Du wieder froh werden können ... Einmal könnteſt Du aber doch bei Tante Dora vorſprechen! Oder meinſt Du nicht?"

„Ich ſehe ſie ja jede Woche hier."

„Gewiß, freilich. Werde doch nicht gleich heftig."

Marco wurde jetzt häufig ‚gleich heftig', wurde es immer häufiger.

Eines Sonntags, als — mit Ausnahme von Minardi, der zufällig fehlte — die kleine Familie beisammen war, kam, wie jetzt jedesmal, die Rede auf Marcos Arbeit. Der junge Mann befand sich gerade in einer seiner mutlosen Stimmungen, denen er sich mit der nämlichen Leidenschaftlichkeit hingab wie seinen hoffnungsvollen und lebensfreudigen. Er klagte: „Was nützt mir's? Ich finde kein Modell! Alle diese Berufsmodelle taugen nichts. Sie ekeln mich geradezu an. Ich brauche einen lilienhaften Leib wie den der neapolitanischen Psyche. Wo aber solchen finden? Finde ich ihn nicht, gibt's ein Unglück. Dann lass' ich die ganze Bildhauerei, und das würde meinen guten Sor Riccardo zur Verzweiflung bringen. Ich habe die Sache ohnedies schon satt und übersatt. Wie komme ich dazu, Künstler zu werden? Bildhauer! Es ist einfach eine Frechheit von mir. Angenommen: ich hätte wirklich großes Talent, so müßte ich lernen, jahrelang lernen. Ganz anders als jetzt. Dieses bischen Aktzeichnen und spärliche Modellieren ist ja doch nur Spielerei. Für mich wenigstens. Kurzum: finde ich für meine Figur nicht bald ein ganz herrliches Modell, so ist es mit dem Künstler in mir für alle Zeiten aus und vorbei."

Richard Hille wollte heftig auffahren, statt seiner tat es jedoch diesmal Tante Dora. Das heißt: sie fuhr gar nicht auf, sondern sagte — und sie sagte es so ruhig, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache: „Wenn es dann gleich mit dem Künstler ‚aus und vorbei' ist, so bist Du eben kein Künstler. Wir: Sor Riccardo, Minardi und ich, haben uns dann in Gottes Namen schwer geirrt und müssen uns schämen, Dich jemals einen Künstler genannt zu haben. Ich schäme mich schon jetzt."

Mit Richard Hilles schmerzlichem Zorn war es vorüber; denn zu hören, wie seinem Jungen solche bitteren Worte gesagt wurden, solche vernichtenden Worte aus diesem guten Munde, das vernichtete ihn selbst. Er mußte sich Gewalt antun, um nicht aufzustehen, zu dem Gescholtenen zu gehen und seine Stirne zu streicheln: solches Mitleid

ergriff ihn plötzlich mit dem jungen Menschen, der kein Künstler sein sollte; Mitleid auch dann, wenn Tante Dora recht haben sollte. (Und wann hätte Tante Dora jemals unrecht gehabt?) Dann doppeltes, dreifaches Mitleid mit dem armen Jüngling, den Künstler genannt zu haben diese Gute und Gerechte sich schämen mußte.

Marco verteidigte sich auf das leidenschaftlichste: „Wer hat mir die unselige Künstleridee überhaupt erst in den Kopf gesetzt? Wer anders als Ihr? Und Ihr tatet es in einer Weise, daß ich glauben mußte, ich sei etwas ganz Besonderes, geradezu ein Genie. Aber wie gesagt: selbst angenommen, ich hätte Talent — in Rom bilden sich die Talente nicht. Das erkannte ich längst. Welch wirklich tüchtiger Kerl studiert heutzutage in Rom Kunst? Was für Künstler haben wir heutzutage in Rom? Seht Euch doch um unter Italienern und Deutschen, Franzosen und Spaniern!... Ihr seht Euch freilich nicht um, seht immer nur in Euch hinein; und da seht Ihr denn — immer nur Euch selbst: Euch selbst mit Euren Ideen, Euren Idealen. Heutzutage Ideale! Ideale Kunst in Rom!... Jetzt habe ich Euch zu Tode gekränkt, und jetzt werdet Ihr gegen mich ein Geschrei erheben, als hätte ich eine Gotteslästerung verübt. Recht habe ich trotzdem, und recht behalte ich. Für die Kunst — sei es Malerei oder Skulptur — gibt es auf der ganzen Welt heutzutage nur einen einzigen Ort, wo der moderne Künstler etwas Ordentliches lernen und werden kann; also nur einen einzigen Ort für mich, der ich durch und durch ein moderner Mensch bin: ein Neumensch."

Mit zuckendem Herzen, aber ruhiger Stimme erkundigte sich Sor Riccardo bei Marco, was für ein ‚einziger' Ort das sei?

„An Deiner Frage erkennt man, in welchem Traumzustand Ihr dahinlebt, wie Ihr Eure Zeit so gar nicht versteht: nicht den Geist der Zeit, der auch die Kunst der Zeit ist. Wie Ihr zwei geworden und wie Ihr geblieben

ſeid, kann der Menſch freilich nur an einem einzigen Ort der Welt werden und bleiben: in Rom."

„Ich fragte Dich nach dem Ort, der für D i ch auf der ganzen Welt der einzige iſt?"

„P a r i s!"

Tante Dora war es, die den Ort nannte.

In fiebernder Aufregung rief Marco: „Paris! Einzig und allein Paris! In Paris iſt das Heil der Kunſt: der neuen Kunſt, der Kunſt unſerer Zeit! Alſo das Heil für uns, die wir Kinder unſerer Zeit ſind."

„Alſo möchteſt Du nach Paris gehen?"

Wiederum ſprach Tante Dora, und wiederum beſtätigte Marco: „Nach Paris! Wenn ich das Modell zu meiner Figur nicht finde, ſo w i l l ich nach Paris gehen."

„Um in Paris zu werden, was Du in Rom nicht werden kannſt?"

Marco überhörte, was wie eine Frage an das Schickſal klang. Sein alter Freund hatte ſie getan. Der Jüngling ſah Lella an. Das liebliche Mädchen ſtand da, regte ſich nicht, ſchaute auf ihn: unverwandt und mit jenem Blick, den der junge Mann ſchon einmal an dem Kinde bemerkt hatte und den er dann niemals vergeſſen ſollte.

Selbſt e r nicht vergeſſen.

XIII

‚Wenn er für seine Figur kein Modell findet, so geht er fort von Rom, so verläßt er uns. Er geht nach Paris. Sor Riccardo und Tante Dora sagen beide, es würde sein Unglück sein. Sie müssen es wissen. Von uns fort geht er in sein Unglück! Wer kann es in Paris so gut mit ihm meinen, wie hier Tante Dora? wer überhaupt ihn so lieb haben, wie Sor Riccardo? Nirgends auf der Welt können sich Menschen so um ihn sorgen, nie wieder im Leben kann er so geliebt werden. Und Sor Riccardo ... Was wird aus Sor Riccardo, wenn sein Junge von ihm fort nach Paris geht?‘

Seit jenem erregten Gespräch in Frascati konnte Lella keinen anderen Gedanken fassen. Wenn sie frühmorgens an der Seite ihrer Mutter in der Franziskanerkirche oberhalb Piazza Barberini der Messe beiwohnte, mußte sie daran denken; und sie dachte daran, wenn sie bei den guten Schwestern in der stillen kühlen Klosterzelle saß, an einem Gewande für die Madonna stickend; dachte daran, während sie mit Tante Dora plauderte und ihrer Mutter in der kleinen Wirtschaft half.

Ob ihre Seele mit etwas Himmlischem oder Irdischem beschäftigt war, beständig mußte sie denken: wie es sein würde, wenn Marco seine Arbeit im Stich ließe und fortginge? Fortginge, um nie wieder zu kommen — wie das Kind voll dumpfer Angst glaubte. Sor Riccardo ohne seinen lieben Jungen; auf Tante Doras Terrasse nicht mehr der Wohllaut seiner Stimme, nicht mehr der Jubelton seines Lachens ... Und was sollte aus ihr werden, die er das Nymphlein nannte und die nicht länger leben wollte, wenn sie ihn nicht mehr sehen würde ... Nur

ihn sehen: sein schönes leuchtendes Gesicht; nur ihn sprechen und lachen hören; nur in seiner Gegenwart atmen — es war das einzige, was Paoluccias Töchterlein vom Leben heimlich für sich ersehnte.

Seit der Ausfahrt vor Ponte Molle gab es für sie kein anderes Verlangen mehr. Was hätte sie sonst noch wünschen sollen? Seitdem der böse Blick jenes unheimlichen Geschöpfes sie getroffen, schwebte es dunkel, geheimnisvoll, verhängnisvoll über ihrem Leben: der Malocchio! Wen der böse Blick traf, der war dem Unheil verfallen. Sie war es! Hatte sie doch nichts bei sich gehabt, was den argen Zauber von ihr abgewendet hätte. Ihre Mutter kannte von der verderblichen Wirkung des Malocchio hundert Geschichten, von denen jede einen traurigen Schluß hatte. Tante Dora und Sor Riccardo glaubten freilich nicht daran. Aber diese guten und besten Menschen glaubten auch nicht an die Madonna und die lieben Heiligen, welche die beiden trotz ihres Unglaubens liebten und schützten.

Noch ein anderes beschäftigte das Gemüt des jungen Mädchens viel und schmerzlich: die Mutter ihrer Mutter sollte ‚schlecht' gewesen sein. Und schlecht — weshalb? Weil sie einen Menschen über alles lieb gehabt hatte? Lieber als ihr eigenes Kind! Jenes einen Menschen willen hatte die Frau ihr Kind verlassen, war dem geliebten Manne gefolgt, war verdorben, gestorben, ohne sich jemals um ihr verlassenes Kind gekümmert zu haben.

Es war nicht gut gewesen; aber — Die Mutter ihrer Mutter würde nicht anders gekonnt haben: sie würde es getan haben müssen! Im Namen der Madonna und aller Heiligen es müssen getan haben! Seltsam, daß Lella das verstand. Seitdem der böse Blick sie getroffen und sie erfahren hatte, daß Marco fortgehen wollte, verstand sie ihre Großmutter, die schlecht gewesen sein sollte, nur zu gut. War das schlecht, wenn man einen Menschen über alles liebte?

Es mußte wundersam sein, einen Menschen über alles

zu lieben; für ihn sich opfern, für ihn sterben zu dürfen. Solcher Tod konnte nicht weh tun. Und Paoluccias Töchterlein dachte in seinem Herzchen: ‚Aristide Minardi hat mich über alles lieb. Und ich — heilige Mutter Gottes, erbarme dich meiner! — ich kann ihn nicht wieder lieb haben. Seine Blicke hängen an mir, und an mir hängt seine Seele. Ich weiß es, fühle es, und — ich kann und kann ihn nicht lieben! Er ist ein großer Künstler, und er ist ein unglücklicher Mensch. Ich sollte ihn daher recht von Herzen lieb haben können ... Marco wird gewiß einmal ein großer Künstler, aber niemals ein unglücklicher Mensch werden. Er kann gar nicht unglücklich sein! Mit ihm brauche ich also kein Mitleid zu haben. Nur mit dem anderen. Das habe ich auch! Schon seit dem Abend, an dem er uns aus seinem Leben erzählte. Dann traf mich der böse Blick, und seitdem ... Was ist das nur mit mir? Süße Gottesmutter, steh mir bei in meiner Not!‘

So betete das geängstigte Kind inbrünstig und schrieb es der Macht des bösen Blickes zu, daß ihm die Madonna nicht beistand und es nicht Aristide Minardi, sondern Marco Lippi ‚über alles‘ lieben mußte.

— — — — — — — — — — — — — —

Lediglich ein Mensch von der Richard Hille-Art (zum Glück gab es deren nicht viele) konnte einem jungen Manne zumuten, daß er, wenn er von Frascati nach Rom kam, aus der Einsamkeit in die Welt, sich dann nicht gut unterhalten sollte. Also ging Marco n i c h t in die Via Rasella! Wüßte sein ehrwürdiger Freund jedoch, welcher Ursache willen er nicht hinging, so hätte er ihn um Verzeihung bitten müssen.

Denn nicht, um sich nicht zu langweilen, vermied Marco die Via Rasella, sondern weil dort außer Tante Dora auch das Nymphlein wohnte, welches seiner innersten Natur nach nicht nur ein Hexlein, sondern auch — seiner heißblütigen Großmutter wahre Enkelin war. Das merkte weder Richard Hille noch Tante Dora; das hatte jedoch Marco gemerkt. Der junge Mann brauchte ledig-

lich der dunklen Gewalten Spuk in sich nicht zu bekämpfen, und mit ihm und dem Nymphlein wäre es gekommen, wie es kommen mußte, wenn zwei junge sehnsüchtige Menschenkinder beisammen waren.

Auch an den Sonnabenden und Sonntagen in Frascati verstand Marco es einzurichten, mit Lella niemals allein zu sein. Das junge Mädchen half ihm in diesem Bestreben. Einander ausweichend, fühlten sie, daß sie einander suchten: heimlich, heiß und unwiderstehlich.

Für Lella war es — wie sie glaubte — die Macht des Malocchio, die sie zu Marco hinzwang und gegen die es weder menschliche noch göttliche Hilfe gab: weder Gebete noch Buße, weder Gelübde noch Opfergaben.

Eines Tags ritt Marco wie gewöhnlich nach der Kapitale. Selbst in Rom, der Stadt schöner Menschen, blieben die Leute stehen und blickten dem Jüngling nach, der wie einer der Dioskuren auf seinem Rappen saß. Hatte er früher sein Pferd vor Porta San Giovanni eingestellt, so liebte er es jetzt, durch ganz Rom zu traben, durch den ganzen Korso, und sein Pferd erst vor Porta del Popolo einem Wärter zu übergeben. Die Stallung lag nahe bei Villa Strohl-Fern, also für ihn sehr bequem. Er befand sich jetzt vor seiner angelegten Figur in dem qualvollen Zustand beständigen Brütens und Grübelns, das Schicksal verwünschend, welches ihm keine neapolitanische Psyche als Modell für seine ‚Sehnsucht' in sein Studio schickte.

Auch heute seinen Weg durch den Korso nehmend, erblickte er plötzlich Lella. Sie sah ihn gleichfalls, blieb wie gebannt stehen, drückte sich scheu in den Eingang eines Hauses, vor dem sie sich gerade befand, über das unerwartete Wiedersehen mit vor Freude hochrotem Gesichtchen. Sie wollte an ihrem verborgenen Platz stehen bleiben, um ihm nachzuschauen, so lange sie ihn sehen konnte, und war über das Aufsehen, welches seine ungewöhnliche Erscheinung erregte, ganz beklommen. Aber schon hielt Marco sein Pferd an, sprang ab, winkte mit der

Miene eines jungen Königssohns einem der vagabundierenden Gassenjungen, warf ihm die Zügel zu und schritt mit lachendem Gesicht auf seine reizende Freundin zu, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, daß der Vorgang von den Passanten bemerkt wurde und diese die beiden schönen jungen Leute beobachteten.

„Guten Morgen, Kleine! Ich glaube gar, Du willst Dich vor mir verstecken?"

„Ich wußte wirklich nicht, daß Du heute nach Rom kommen und durch den Korso reiten würdest."

„Wußtest Du das wirklich nicht? Durch den Korso reite ich jetzt immer ... Aber Du zitterst ja und bist ganz bleich!"

„Weshalb bleiben die Leute stehen?"

„Sie freuen sich. Hörtest Du nicht, was sie vorhin sagten?"

„Über uns?"

„Wir wären ein allerliebstes Paar. Würdest Du nicht so zittern, könntest Du hören, wie sie Dich bewundern und sich auch über mich ziemlich anerkennend äußern. Höre nur! Soeben sagte einer: ‚Welche reizende Kleine!' ... Die reizende Kleine bist Du, und der Mensch hat wahrhaftig recht."

„Ich bitte Dich —"

„Und wie lieb sie den hübschen Jungen hat' — sagte soeben ein anderer."

„Ach, Marco!"

„Sie halten uns wahrscheinlich für Verlobte; sicher für Verliebte. Es ist nämlich nicht ein und dasselbe. Ich werde sehr oft ein Verliebter, aber niemals ein Verlobter sein — ob zu meinem Glück oder Unglück, weiß ich nicht. Schwerlich jedoch zu letzterem."

„Hoffentlich bist Du immer glücklich."

„Hoffentlich ... Also auf Wiedersehen Sonnabend in Frascati! Grüße zu Hause die beiden guten Seelen von mir."

„Begibst Du Dich jetzt in Dein Atelier?"

„Wohin ſonſt?“

„Fandeſt Du, was Du ſuchteſt?“

„Du meinſt die Pſyche? ... Ich fand ſie noch immer nicht, bin es müde, zu ſuchen.“

„Alſo gehſt Du fort?“

„Um Himmels willen, verrate mich nicht! ... Ja, kleine liebe Lella: ich gehe fort.“

„Bald?“

„Möglichſt bald.“

„Nach Paris?“

„Nirgendwo ſonſt hin. Du nimmſt es Dir jedenfalls weniger zu Herzen als mein guter Sor Riccardo.“

„Der Arme!“

„Ich kann ihm nicht helfen.“

„Er liebt Dich ſo ſehr. Du weißt nicht, wie er Dich liebt.“

„Warum tut er das?“

„Weil er muß. Weißt Du das nicht?“

„Ich weiß, daß mich andere würden lieb haben müſſen.“

„Andere ...“

„Wohin gehſt Du?“

„Nach San Carlo.“

„Du biſt ja eine kleine Heilige.“

„Bitte, ſage das nicht. Ich bin ſo ſchlecht! Niemand weiß, w i e ſchlecht ich bin.“

„Weil Du mich lieb haben mußt? Hörſt Du wohl: m u ß t!“

„Ich bitte Dich, ſpotte nicht. Wenn Du mich ſo anſiehſt und ſo lächelſt, ſpotteſt Du; und wenn Du ſpotteſt, tut es mir weh bis ins Herz hinein.“

„Das nächſte Mal werde ich ernſthaft ſein. Eben war ich ſchlecht, Du ahnſt nicht, w i e ſchlecht ich ſoeben war.“

„Ich will beten für Dich.“

Sie ſchlüpfte wie ein Eidechslein davon, in einer Verſtörung, daß ſie kaum ihren Weg fand, vor jedem Menſchen, der ſie anſah, erſchreckend und nicht wagend, an Marcos leichtfertige Worte, an ſein leuchtendes Lächeln zu denken.

Sie fürchtete sich vor ihren eigenen Gedanken und konnte sie doch nicht bannen.

Marco bestieg sein Pferd und ritt weiter, mit einem Glanz auf seinem Gesicht, als feierte er einen Triumph. Das tat er auch. Denn trotz seiner eingestandenen ‚Schlechtigkeit' hatte er soeben über seine Begierde einen Sieg gefeiert. Er hätte dem zitternden Nymphlein nur zuzuflüstern brauchen: „Lella kleine Lella, l i e b e kleine Lella! Willst Du heute nicht zu mir kommen? Nur ein einziges Mal, kleine liebe süße Lella!" ... Und sie wäre gekommen! Nicht nur ein einziges Mal, sondern viele Male: heimlich, ganz heimlich. Er aber schwieg standhaft, dunkler Gewalten Spuk in sich bekämpfend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marco befand sich in seinem Atelier. Er lag auf einem Korbstuhl, der wie ein Diwan war und auf dem es sich so bequem ruhte, daß es schwer hielt, aufzustehen. Besonders schwer für jemand, der beständig brüten und grübeln mußte. Durch das Atelierfenster blickte der Ruhende auf die Campagna: auf die ganze etrurische Hochebene mit den schönen Linien des Ciminiwaldes. Es war ein großer Anblick, der große Gedanken geben konnte: Gedanken, welche die Seele aufsteigen ließen über dem Dunst der Tiefen, dem Qualm niedrigen Empfindens, bis die befreite Seele in Sonnenhöhe schwebte: hoch über allem! Es war jedoch nicht leicht, seiner Seele solchen Ikarusflug zu geben — war sie doch mit zu großer Erdenschwere belastet. Was half's ihr auch? Die mythischen Fittiche, die den Sohn des Daedalus aus der Gefangenschaft emportrugen, waren keine Adlerschwingen, sondern Gebilde aus Wachs. Sie schmolzen, als der Fliegende der Sonne zu nahe kam, und — Ikarus stürzte herab.

Das hatte Marco früher nie bedacht: daß die Schwingen aus leicht schmelzendem Wachs gebildet waren — aus hinfälliger Menschenschwachheit.

Wie tiefſinnig die Sagen dieſer Alten waren, auf der innigſten Kenntnis des Menſchenherzens beruhend!

Vor dem jungen Künſtler ſtand ſeine ‚Sehnſucht‘ noch immer in ſkizzenhafter Geſtalt, ein unwirkliches Gebilde aus Ton, den durch ſo viele Wochen feucht zu erhalten ein ruhmvolles Werk des Atelierdieners war. Marco war jedoch der Liebling des alten Ceſare, der zu jenen Menſchen gehörte, wie ſie — nach Tante Doras und Richard Hilles Auffaſſung — nur in Rom zu finden waren: „Sie lehren uns grobe Germanen verſtehen, weshalb in Italien die Dienſtboten ‚la famiglia‘ genannt werden. Das ſollte man einmal bei uns, in unſerem geſegneten Deutſchland, mit unſeren Domeſtiken probieren: ſo patriarchaliſch mit ihnen zu leben. Das gäbe eine nette Familie!“

Seine lebensgroße Figur vor ſich, verlieh Marco ihr im Geiſte Formen und Antlitz, wie er beides für ſeine Geſtalt in der Seele trug. Aber er haderte: ‚Was hilft mir's, ſie in mir zu ſehen? Das iſt nicht genug! Sie muß als lebendige Wirklichkeit vor mir ſtehen; denn ich kann nur nach einem Vorbild geſtalten... Muß ich gerade auf dieſe Figur verfallen ſein! Für jede andere bekäm' ich Modelle genug, und wenn es die Göttin der Liebe ſelbſt wäre... Wollte nicht heute die Marcheſa kommen? ... Die Marcheſa! Nur zu fordern brauchte ich, und — die Göttin der Liebe würde vor mir ſtehen. Ich will jedoch nicht fordern. Was ich für mein Werk notwendig habe, iſt etwas ganz anderes als die Marcheſa... Ich glaube, ich ließ die Tür offen. Wenn die Marcheſa kommt — ich habe heute keine Luſt, ſie zu ſehen... Alſo ſollte ich aufſtehen und die Türe zumachen, bin jedoch zu faul. Mag ſie eintreten!... Dieſe Frauen! Je göttlicher ſie erſcheinen, umſo — menſchlicher ſind ſie. Wenn die Männer wüßten, wie ſehr menſchlich!... Nun, ich weiß es; weiß es *jetzt*.‘

Marco ſchloß die Augen. Er wollte nicht an die Frauen denken; nicht daran, was er ſeit kurzem von ihnen wußte.

An die Gestalt seiner ‚Sehnsucht' wollte er denken: ‚Ich sehe sie in mir als Lella; sehe sie beständig als meine kleine liebe süße Lella! Ihr holdes Gesicht, ihre reizende Gestalt als Idealbild meiner Sehnsuchtsallegorie ... Wenigstens werde ich mir endlich darüber klar, wen ich suche: Lella, Lella, Lella! Und gerade diese eine, einzige d a r f ich nicht finden. Es ist einfach schrecklich, ist für mich geradezu ein Unglück. Oder ein Glück? Denn wenn ich nicht finde, bleibt's dabei: ich gebe die ganze Bildhauerei auf, verlasse Sor Riccardo und Rom, gehe nach Paris ... Lella, kleine liebe süße Lella, daß gerade Du es sein mußt!'

Er lag mit geschlossenen Augen, so versunken im Anschauen seines inneren Gesichts, daß er die leisen scheuen Schritte vor dem Gartenhause nicht hörte, dessen Türe weit offen stand; daß er nicht hörte, wie der leise scheue Schritt vor der Tür stille ward. Dann, nach einem Augenblick Zauderns — n u r nach einem Augenblick — und jemand überschritt die Schwelle, trat ein, blieb stehen ...

„Marco!"

Seltsam! Er erlebte seine Vision mit einer Deutlichkeit, daß er die holdselige Gestalt seines inneren Gesichts sprechen hörte, leise seinen Namen rufen. Über seine glühende Einbildungskraft lächelnd, rief er mit geschlossenen Augen leise zurück: „Lella, liebe kleine süße Lella!"

„Darf ich die Türe schließen?"

„Ja, liebe kleine süße Lella."

„Du bist nicht böse, weil ich komme?"

„Ich Dir böse?"

Es sollte einen heidnischen Mittagszauber geben: wenn der große Pan schlief. Dann senkte sich ein Bann auf die Seelen der Menschen, daß sie am hellen lichten Tage dalagen, träumten, im Traum allerlei Gesichte schauten, Stimmen hörten, ohne sich regen zu können. Hinter einem Lorbeergebüsch tauchte ein Faun auf und schnitt sich im Röhricht eine Syrinx. Ein Nymphlein huschte über die Blumenflur ...

Ein Nymphlein! Lella, das Nymphlein! In dem Traum des Mittagszaubers erschien sie ihm.

Marco schlug die Augen auf und —

Leibhaftig stand sie vor ihm, mit einer Miene, einem Lächeln, einem Blick...

Mit demselben leisen, ganz leisen Lächeln, welches er seiner ‚Sehnsucht' geben wollte, demselben unbeschreiblichen Ausdruck in dem holdseligen Antlitz, denselben weit offenen Augen, demselben in grenzenlose Fernen gerichteten visionären Blick.

Eine Weile betrachtete Marco die Erscheinung schweigend, als wäre ihm die Sprache genommen. Er wollte sie anrufen, bewegte jedoch nur die Lippen. Endlich richtete er sich auf: langsam, mechanisch, wie emporgezogen, wie immer noch in tiefen Zauberschlaf versunken und weit offenen Auges träumend.

Allmählich belebte er sich, gewann er Gedanken und Sprache. Doch auch jetzt konnte er keinen lauten Ton hervorbringen, konnte er nur flüstern: „Du kommst zu mir?"

„Ich mußte kommen."

„Weshalb mußtest Du?"

„Deiner Arbeit willen."

„Meiner ‚Sehnsucht' willen kamst Du? Wußtest Du denn, daß Du selbst meine Sehnsucht bist?"

Daß wußte sie nicht. Sie wußte nur, daß sie kommen mußte, damit er arbeiten und — bleiben konnte: „Denn, wenn Du von uns —"

„Jetzt bleib' ich!"

Und jetzt stand er auf, ging langsam, traumumfangen zur Tür, schloß sie, schob die Riegel vor. Dabei sprach er mit sich selbst, immer noch ohne einen lauten Ton, sich selbst zuflüsternd: „Dunkler Gewalten Spuk mußt Du in Dir bekämpfen! Weil sie zu Dir kam; zu Dir kommen ‚mußte', so mußt Du jetzt kämpfen."

Er hörte sie sagen: „Bitte, Lieber."

„Was willst Du?"

„Lege Dich wieder dort nieder, schließe Deine Augen wieder."

„Alles, was Du willst."

„Wohin soll ich mich stellen?"

„Dort auf den Podest, kleine Lella."

„Wirst Du dann arbeiten?"

„Dann werde ich arbeiten."

„Sprich jetzt nicht. Bitte, bitte."

Sie begann sich zu entkleiden. Stück für Stück legte sie langsam ab, Hülle um Hülle fiel. Sie tat ihr großes Liebeswerk mit vollkommener Ruhe, ohne Zaudern, ohne Scham. Mit dem leisen, ganz leisen Lächeln, dem unbeschreiblichen Ausdruck, dem in Unendlichkeiten gerichteten Blick vollzog sie ihr Opfer, als beginge sie eine fromme, eine heilige Handlung.

— — — — — — — — — — — — —

Das war ein Ritt durch die Campagna in dem weihevollen Schweigen, der tempelartigen Feierlichkeit der Nacht!

Wenn leben hieß: dunkler Gewalten Spuk in sich zu bekämpfen, so — l e b t e Marco in dieser Nacht.

Zugleich war sein Leben in dieser Weihenacht ein Aufwärtssteigen, ein Emporklimmen, ein Hinaufschwingen.

Er hatte gearbeitet! Gearbeitet voller Entzücken, voller Schöpferwonnen; gearbeitet, erfüllt von andachtsvollen Schauern vor der leuchtenden Schönheit des jungfräulichen Weibes.

Und jetzt dieser nächtliche Ritt ...

„Ich lebe!"

Er mußte es rufen: laut, jubelnd, glückselig; mußte es rufen wie ein Gebet, wie einen Dank an die Gottheit, die ihm dieses erhöhte, dieses edle und gute Leben geschenkt hatte.

In rasendem Lauf durch die Ebene den Berg hinauf; in rasendem Lauf durch die Weingefilde, die Ölwälder, als ein König des Lebens sich fühlend.

Im Palazzo Micara angelangt, weckte er Sor Riccardo,

ſchloß ihn ungeſtüm in ſeine Arme, lachte ihn an, nannte ihn ſeinen beſten einzigen Menſchen, nannte ſich ſelbſt dieſes einzigen beſten Menſchen dankbaren glücklichen Wahlſohn. Er durfte dem Guten nichts ſagen, nichts ihm verraten: nicht mehr, als daß er heute herrlich gearbeitet, daß er heute hatte ſchaffen können — erſchaffen! Er ruhte nicht eher, als bis ſich der Buoniſſimo mitten in der Nacht vom Lager erhob, im Nachtgewande auf und ab ſpazierte und bis zum feierlichen Morgengrauen mit ſeinem Jungen plauderte und ſcherzte.

Seines beſten Freundes glückliches Lächeln und ſtrahlender Blick ſollten für Marcos kampfreiches — ſollten für ſein ſiegreiches Leben der Segen ſein.

XIV

Es kam die Zeit, die Richard Hille mit echt germanischem Pathos ‚die glücklichste Zeit meines Lebens' nannte; denn Marco bewies ihm, daß er arbeiten konnte. Marcos fleißige Arbeit machte diesen nicht nur freundlich und weich gegen seinen Mentor, sondern erfüllte ihn mit einem ganz neuen Gefühl, welches jemals empfinden zu können er nicht für möglich gehalten. Es war in diesen Tagen, daß Marco einmal äußerte: „Du hast recht, Sor Riccardo! Nur der fleißige Mensch kann ein guter Mensch sein. Ich bin es! Gut bin ich, seitdem ich arbeite."

Für einen guten Menschen, als welchen Marco während dieser gesegneten Wochen sich fühlte, gab es auch keine dunklen Gewalten, die bekämpft werden mußten. Wenn der Versucher ihn trotzdem anging und ihn auf einen hohen Berg führte, ihm ein buntes Meer von Blüten weisend, daraus der leuchtende Leib eines jungen Weibes sich hob, so war der Kampf leicht zu bestehen: rief doch der Kämpfer die A r b e i t als Schutzheilige an.

Marco wollte auch jetzt nicht nach Rom übersiedeln, wollte auch jetzt in Frascati bleiben; und wäre es aus keinem anderen Grunde gewesen als seiner köstlichen Morgen- und Nachtritte willen. In seinem Studio kaum angelangt, vernahm er bereits auf dem Gartenwege den leisen, jetzt so gut gekannten Schritt. Dann bezwang er sein Erschauern, öffnete die Tür, ließ sie eintreten —

Was war aus Paoluccias Töchterlein in wenigen Wochen geworden! Kein Kind mehr, sondern eine Jungfrau, die einen Opferdienst verrichtete, dem Geliebten sich darbietend, wie sie der Madonna ein silbernes Herz dargebracht hätte, damit die Gnadenmutter ihr gnädig sei.

Gnädig in welchem Leid? Weshalb opfert ein armes Mägdlein der Himmlischen ein Herz? ... Daß die Jungfrau der Jungfrau ein anderes Herz zu eigen mache: ein pochendes, glühendes, liebendes.

Wenn Lella in der Schönheit einer jungen Märchenkönigin den Podest bestiegen hatte, brauchte Marco ihr nicht erst zu sagen: „Stelle Dich hin, als wolltest Du erhobenen Hauptes, mit leisem Lächeln über Abgründe schreiten, auf Fittichen zu Gipfeln emporschweben, den Blick in unermeßliche Fernen gerichtet" — Sie tat es ohne jede Anweisung, als könnte sie keine andere Stellung annehmen, keinen anderen Blick haben. Mit jedem Tage wuchs des Bildners Entzücken und mit diesem sein Eifer. Er fühlte sich von einer Schöpferkraft beseelt, als sei er in Wahrheit das, was sie ihn nannten: ein begnadeter Künstler, dem ein Genius zur Seite stand. Schuf er an der Gestalt seiner ‚Sehnsucht', so schien es ihm, als ob sein Vorbild das Urbild aller menschlichen Sehnsucht überhaupt sei:

‚Ich könnte sie zu keiner anderen Figur brauchen. Es ist, als wäre sie für diese e i n e geschaffen worden: nur für diese! Also nur für mich. Sie ist m e i n e Sehnsucht und nichts anderes. Wenn sie wirklich über einem Abgrund und ich drunten in der Tiefe stünde, und wenn ich dann zu ihr hinauf meine Arme ausstreckte — erhobenen Hauptes, weit offenen Auges, den Blick in Unendlichkeiten gerichtet, würde sie durch die Lüfte zu mir herabgleiten, von ihrer Sehnsucht in meine geöffneten Arme getragen.'

In ihrer hüllenlosen unberührten unentweihten Herrlichkeit vor dem Geliebten stehend und in seinem von seiner Hand geschaffenen, mit seinem Geist erfüllten Bildnis ein zweites Leben empfangend, mußte Lella denken: ‚Die Mutter meiner Mutter konnte auch nicht anders: sie mußte ihr Kind verlassen und dem geliebten Manne folgen. Mit ihm sterben mußte sie! Dasselbe würde auch ich müssen.'

Künstler und Modell sprachen selten miteinander. Von Zeit zu Zeit erkundigte sich Marco: „Bist Du nicht müde?"

„Gar nicht."

„Du mußt müde sein!"

„Gewiß nicht."

„Ruh aus. Mir zuliebe."

Dann tat sie, um was er bat, wie sie alles tun mußte, was er ihr sagte. Und er wußte das!

Sie brachte jeden Morgen in einem zierlichen Körbchen Früchte und süßes Gebäck mit in das Atelier. Das verzehrten sie zusammen in der Ruhepause. Marco hatte einen scharlachroten Teppich gekauft, dazu einen vergoldeten, mit scharlachrotem Kirchendamast bezogenen Sessel und einen kleinen, überaus kunstvoll eingelegten Tisch. Eine Vase aus venezianischem Glas war stets mit frischen Rosen gefüllt, und für sein Modell hatte der Künstler einen Mantel aus veilchenfarbener Seide angeschafft. In den weichen Stoff hüllte sich Lella wie in ein phantastisches Gewand. Dann mußte sie sich auf den goldenen Sessel niederlassen, und er legte ihr die schönsten Früchte, das leckerste Backwerk vor. Jeden Tag richtete er an sie die nämliche Frage: „Merken sie zu Hause wirklich nichts? Noch immer nichts! Nicht etwa, daß ich Angst habe; aber — Es wäre einfach ein Unglück. Was sollte aus meiner Arbeit werden?"

Sie tröstete ihn jeden Tag: „Laß mich nur machen."

„Inwiefern ‚machen'?"

Mit einem Evalächeln belehrte Paoluccias Töchterlein den jungen Mann: „Ich gehe ja doch jeden Morgen zu den Nonnen, um das Goldsticken zu lernen."

„Jeden Morgen kommst Du zu mir und bleibst über Mittag bei mir!"

„Bei Dir? Nicht doch! Bis zum Nachmittag sitze ich bei den guten Schwestern und sticke ein Gewand für die Madonna: auf lichtblauer Seide goldene Lilien! Es wird herrlich, sage ich Dir. Und wie gut die Klostersuppe mir schmeckt!"

Sie lachte, biß in einen Pfirsich und verspeiste darauf ein Biskuittörtchen.

Marco rief: „Mir zuliebe lügſt Du!“

„Lüge ich wirklich?“

„Ich weiß, Du kannſt das Lügen nicht ausſtehen.“

Das beſtätigte ſie ernſthaft: „Sor Riccardo ſagt: es ſei von allem Häßlichen das Häßlichſte.“

„Dennoch lügſt Du?“

„Es iſt nicht häßlich, wenn ich Dir zuliebe lüge.“

„Alſo gibt es ſchöne Lügen?“

„Gibt es doch fromme Lügen. Jeden Morgen und jeden Abend bitte ich die Madonna, mir meine ſchönen frommen Liebeslügen zu verzeihen.“

„Meinſt Du, ſie tut es?“

„Sie würde mir noch ganz anderes verzeihen.“

„Was Du mir zuliebe tun würdeſt?“

Auf dieſe Frage erhielt Marco keine Antwort ... Ein anderes Mal klagte der Künſtler: „Ich muß auch lügen!“

„Weshalb?“

„Ich darf meiner ‚Sehnſucht‘ nur Deine ſüße Geſtalt geben, nicht auch Dein holdes Geſicht.“

„Du darfſt nicht?“

„Wer meine Statue ſehen würde, wüßte dann gleich: ‚Das iſt ja doch die kleine Lella!‘“

„Was täte das?“

„Wenn alle Menſchen es wüßten?“

„Ich fürchte mich doch nicht vor den Menſchen.“

„Du heilige Unſchuld!“

„Alſo gib Du nur Deiner Sehnſucht auch mein Geſicht.“

„Unmöglich!“

„Glaubſt Du, Tante Dora wäre ſehr böſe?“

„Frage nicht ſo töricht!“

„Tante Dora würde es verſtehen.“

„Weil ſie damals in Frascati das von der Fürſtin Paolina ſagte?“

„Nun ja.“

„Du biſt nicht die Fürſtin Borgheſe, ſondern Paoluccias Lella; biſt Tante Doras Lella! Und ich bin nicht Canova.“

„Dafür bist Du ‚Richards Junge'."

„Jetzt lachst Du. Wüßtest Du, wie unirdisch lieblich Du bist, wenn Du lachst... Was ich sagen wollte? Richtig, Deine Mutter."

„Was ist's mit ihr?"

„Schrecklich wär's für sie, wenn sie erführe —"

„Sie würde an ihre eigene Mutter denken. Ich weiß, sie denkt oft an ihre Mutter. Und dann denkt sie jedes Mal auch an mich."

Es geschah an diesem Tage, daß Marco begann — er tat es halb unbewußt — dem Antlitz seiner ‚Sehnsucht' Lellas holdselige Züge zu geben.

Den nächsten Tag nach diesem Gespräch sagte Marco plötzlich, und dabei wandte er sein Gesicht von Lella ab: „Seltsam, daß wir niemals von Aristide Minardi sprechen... Auch jetzt bleibst Du stumm, bist bleich und zitterst."

„Der arme Minardi!"

„Weil die Kommission schließlich doch einmal zu ihm kommen muß und es dann ein Unglück gibt? Oder was meinst Du sonst?"

„Was sollte ich sonst meinen?"

Marco konnte an diesem Tage nicht arbeiten.

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Sonntags vertraute Sor Riccardo Tante Dora an: „Er muß für seine Figur ein Modell gefunden haben; denn er ist wie verwandelt. Sprechen Sie aber nicht mit ihm darüber ... Sie freuen sich wieder einmal gar nicht mit mir."

„Es ist eine ernste Sache."

„Eine Lebenssache! Sagen Sie mir wenigstens, daß Sie dieses eine Mal Vertrauen zu ihm haben; denn sollten Sie wieder Zweifel in ihn setzen, so wäre es mit meiner ganzen Freude vorbei."

„Freuen Sie sich, alter Freund!"

„Also glauben Sie an ihn?"

„Dieses eine Mal — ja."

Erst jetzt konnte Sor Riccardo seiner Freude sich hin-

geben. Er trat dicht zu Tante Dora heran, leuchtete ihr mit ſeinen Brillengläſern in ihr gutes Geſicht, flüſterte ihr geheimnisvoll zu: „Bedenken Sie auch, welche Folgen dieſer Fleiß hat?“

„Für Marco?“

„Und für mich; für uns alle.“

„Weil der junge Herr jetzt aller Wahrſcheinlichkeit nach in Rom bleibt? So gütig iſt, zu bleiben?“

„Jetzt bleibt er ſicher in Rom! Ich kann nicht ſagen, was ich durchmachte. Selbſt Ihnen nicht.“

„Brauchen Sie mir nicht erſt zu ſagen.“

„Denn dieſes Paris! Dieſes wunderſchöne verführeriſche, einfach entſetzliche Paris für einen jungen Menſchen wie Marco! Er wäre in Paris verloren.“

„Für Sie jedenfalls.“

„Verloren für die Arbeit, verloren für die Kunſt; denn an mich darf ich nicht denken.“

„Aber ich erlaube mir, an Sie zu denken.“

„Weil Sie meine gute, meine beſte Freundin ſind; weil Sie wiſſen, was der Junge mit der Zeit für mich geworden iſt: ein großes Teil Leben.“

„Ihr Leben überhaupt.“

„Glauben Sie wirklich? ... Sie machen mir Angſt mit Ihrem ernſthaften Geſicht und feierlichen Weſen. Es wäre ſchlimm, wenn Sie recht hätten; beſonders für Marco ſehr ſchlimm.“

„Weshalb gerade für ihn?“

„Weil er dann eine große Verantwortung hätte; und wie käme er dazu? Ich habe für ihn die Verantwortung übernommen! Da iſt es denn einfach nur meine Pflicht... Das müſſen Sie doch einſehen?“

Tante Dora wollte jedoch das Geſpräch nicht fortſetzen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es kam der große Tag, an dem Richard Hille von Marco gebeten wurde: „Komm morgen mit mir nach Rom.“

„Du reiteſt gewiß?“

„Ich fahre morgen hübsch artig mit der Bahn. Du mußt mit mir nach Rom kommen!“

„Um dort was zu tun?“

Dieſe Frage ſtellend fühlte Sor Riccardo, wie ihm die Erregung den Atem benahm. Sicher wollte Marco mit ihm in die Villa Strohl-Fern; er wollte ihn in ſein Atelier führen, ihm ſeine Arbeit zeigen: ihm zuerſt!

Seines Mentors Gedanken dieſem vom Geſicht ableſend mußte Marco ihn jedoch enttäuſchen: „Ich kann Dir meine Figur nicht zeigen — noch nicht! Aber ich bitte Dich, den Marmor auszuſuchen, daraus meine Geſtalt hervortreten ſoll. Kein anderer als Du darf das für mich tun. Auch nicht Minardi... Der erſte Marmorblock für Dein Werk! Denn mein Werk iſt ja doch nur das Deine... Dieſes Mal erlaube ich Dir, gerührt zu ſein.“

Am nächſten Vormittag fuhren die beiden in freudigſter Stimmung nach Rom, um dort nach dem tadelloſeſten, dem leuchtendſten Marmor zu ſuchen, der am Tiberſtrand zu finden war. Nach langem Wählen und Erwägen entdeckte Sor Riccardo ein ganz wundervolles Stück bei jenem wackeren Steinmetz in der Via Babuino. Es war ein Block von ſolcher Vollkommenheit, daß Michelangelo ſeine Pietà daraus hätte hervorgehen laſſen können. Auch rührte der ſchöne Stein in der Tat von dem berühmten Bruch her, den Meiſter Buonarroti in Carrara eröffnet hatte.

Richard Hille zu beobachten, wie er ſuchte und prüfte, wie ihm für ſeines Jungen erſte Arbeit kein Stück köſtlich genug war und wie er ſich endlich für befriedigt, gerade nur für befriedigt erklärte — das war ein Schauſpiel, welches Marco Auftritt für Auftritt genoß. Zugleich wurde beſprochen, daß der Künſtler aus der Via Babuino von Marcos Figur nicht nur den Abguß nehmen, ſondern auch die Vorarbeiten machen ſollte.

„Wiſſen Sie noch, Signorino, wie Sie damals zu mir kamen und ganz verzweifelt waren? Inzwiſchen ſcheinen Sie gefunden zu haben, was Sie ſuchten. Ich dachte mir

damals gleich: ‚Der findet!‘ Ein wahres Glück, daß es die Gelbhaarige von dort drüben nicht war.“

Das war an dieſem feſtlichen Tage eine böſe Erinnerung. Um den Eindruck derſelben auf Marcos Gemüt möglichſt ſchnell zu verwiſchen, ſchlug Sor Riccardo vor: „Wollen wir nicht Tante Dora überraſchen und Paoluccia bitten, uns ein Gericht Makkaroni zu kochen? Das würde die beiden Frauen freuen!“

Marcos etwas getrübte Stimmung war jedoch nur aufzuheitern, wenn ſie Tante Dora — nicht überraſchten. Er wollte im Café di Roma dinieren, und Sor Riccardo ſollte ſein Gaſt ſein. Eigentlich hätten ſie bei dem feſtlichen Anlaß des Ankaufes des erſten Marmorblocks ein Sympoſion feiern müſſen: mit Roſenkränzen um die Stirn, auf Speiſebetten ruhend, von Knaben bedient, welche Muränen auftrugen und Wein von Chios kredenzten. Statt deſſen ſaßen ſie in dem faſhionablen Reſtaurant, ſpeiſten ‚Menü‘, und Sor Riccardo fühlte ſich geniert durch die befrackten großartigen Kellner, die ihn franzöſiſch anredeten und als Foreſtiere behandelten, ſeines mäuſegrauen uneleganten Anzugs wegen natürlich als Deutſchen.

XV

Heute eilte Marco seinem lieben Modell bis in den Garten entgegen, in dem die herbstlichen Zyklamen den Rasen unter den Zypressen und Steineichen purpurn färbten. Schon von weitem rief er ihr zu: „Kommst Du endlich?"

„Es ist nicht später als sonst."

„Ich warte schon so lange!"

„Da bin ich ja. Was hast Du nur heute?"

Sie tat, als schmollte sie, und war doch selig über die Ungeduld seines Wartens und seinen Ausruf des Entzückens, als sie ‚endlich' kam. So war er noch niemals gewesen: niemals so gut und — Wie auf der Welt eben nur er sein konnte. Etwas lieb hatte er sie also doch, während sie —

‚Heilige Jungfrau, ich bitte Dich jeden Morgen und Abend; ich flehe Dich an mit jedem Gedanken, daß ich ihn nicht zu lieb haben muß. Aber Du hilfst mir nicht. Von Tag zu Tag lässest Du mich ihn mehr und mehr lieben und hilfst mir nicht!'

„Komm herein! Schnell! Gib mir den Korb!"

„Es sind Trauben und Pfirsiche. Goldige Muskatellertrauben, wie Du sie gern hast. Sie sind noch am Stiele mit all ihrem leuchtenden Laub. Die Trauben holte ich auf Piazza Lucina bei dem Fruchthändler des Königs. Du sagtest neulich, Du wolltest nur Früchte essen, wie sie auf des Königs Tisch kämen."

„Das war doch Scherz."

„So bist Du nun einmal."

„Wie bin ich?"

„Ach, Du weißt ja —"

„Nichts weiß ich. Sag mir's. Ich möchte es von Dir hören."

„Ein verwunſchener Prinz biſt Du."

Sie lachte, daß es klang, als ob in Villa Strohl-Fern die Nymphe des Hains ihr feines ſilberhelles Lachen erſchallen ließ. Der Märchenprinz rief übermütig: „Wäre ich ein Prinz, ſo könnte ich nicht Richards Junge ſein."

Der feine ſilberhelle Klang brach plötzlich ab. Still und ernſt ſagte das Kind: „Du biſt ja gar nicht Richards Junge. Biſt es niemals geweſen. Niemals im Herzen. Es tut mir immer weh, wenn Du ſo genannt wirſt. Und am weheſten tut mir, wenn Du Dich ſelbſt ſo nennſt. Es iſt eine Lüge und keine ſehr ſchöne."

„Immerhin iſt es eine Lüge aus Liebe."

„Aus Liebe zu Sor Riccardo?"

„Zu wem wohl ſonſt? Und ſolche barmherzige Liebeslügen ſind, wie eine gewiſſe kleine liebe ſüße Lella ſagt, ‚fromme' Lügen."

Aber auch Marco war ernſt geworden. Er ließ ſie jetzt eintreten, ſchloß die Türe — verſchloß ſie mit dem ſchweren Eiſenriegel, ſetzte den Korb mit den herrlichen Früchten auf einen Stuhl, rief plötzlich: „Du haſt recht: niemals war ich's! Nicht für eine Stunde war ich in Wahrheit Richards Junge! Wenn ich's einmal eine Stunde lang glaubte, ſo belog ich mich ſelbſt. Und ich wußte, daß es ein Selbſtbelügen war, fühlte es."

„Traurig. Ach, ſo ſehr traurig!"

„Für Sor Riccardo."

„Und für Dich. Für Dich noch viel mehr. Weißt Du das nicht?"

„Nein!"

Nach einer Weile packte Lella die Früchte aus und ordnete ſie zierlich auf einer ſchönen alten Majolikaſchüſſel. Marco ſtand daneben und ſah zu, wie ſie mit weißen ſchlanken Fingern jede Frucht behutſam faßte. Ehe ſie die noch an den Ranken hängenden Trauben auf die Schüſſel tat, hielt ſie ſie in die Höhe, um zu ſehen,

ob eine Beere etwa zerdrückt wäre. Der junge Mann ſtand in Anſchauen verſunken, nicht mehr an das denkend, was ‚ſo ſehr traurig' ſein ſollte. .. Wie reizend ſie war, die goldige Bacchusfrucht in der hoch erhobenen Hand! Und er hätte nur ſeine Arme auszuſtrecken brauchen —

Plötzlich rief er leidenſchaftlich aus: „Was iſt das heute mit mir?"

Nicht nur mit ihm. .. Auch ſie fühlte ſich heute ſonderbar: ſo heiß, ſo bang und doch — ſo glückſelig!

Nun hatte ſie die letzte Frucht ausgepackt und ſtellte die Schüſſel auf den kleinen Tiſch, darüber jetzt eine Decke aus ſcharlachroter Kirchenſeide lag. Auch die Roſen in dem venezianiſchen Glaſe dufteten heute ſo ganz anders als ſonſt: als entſtrömte ihren Purpurkelchen ein betäubender Wohlgeruch.

„Wir müſſen anfangen."

„Ich warte ja doch nur."

„Worauf?"

In das blaſſe Geſicht des Mädchens ſtieg eine feine Röte. Mit ſchüchterner Bitte deutete es auf Marcos gewohnten Ruheplatz, den diwanähnlichen Korbſtuhl.

Der Künſtler entſchuldigte ſich: „Verzeih. Ich vergeſſe heute über Deinem Anblick alles."

Darauf ging er gehorſam an ſeinen Platz, legte ſich nieder und ſchloß die Augen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ſie während der Ruhepauſe, in den veilchenfarbenen Seidenmantel gehüllt, auf dem hochlehnigen, mit Scharlachſeide bezogenen Thronſeſſel ſaß und an einer Traube naſchte, ſagte ihr Marco, ‚was das heute mit ihm ſei': „Heut war's das letzte Mal, daß Du kamſt."

Lellas Hand entglitt die ſüße Frucht, und wie in plötzlicher Lähmung ſank die zitternde Mädchenhand auf den Schoß herab, darauf ſie wie leblos liegen blieb. Ihr angſtvoller Blick ſuchte den des Freundes. Dieſer hatte ſich abgewendet. Aber ſie wußte, daß er bleich war. Ihre erſchrockene Seele ſtammelte im Gebet an die Jungfrau:

‚Madonna, gnadenreiche, hilf mir, ſteh mir bei! Heut war's das letzte Mal... Was iſt das nur mit mir? Süße Gottesmutter, erbarme Dich meiner! Ich kann ja doch nicht, darf ja doch nicht. Und wenn er mich bittet, nur bittend mich anſieht... Laß mich doch ſterben!‘ So flehte das Kind in ſeiner Angſt, ſeiner Liebe, ſeiner heimlichen Sehnſucht.

Auch Marcos Empfinden war wie von einer Windsbraut aufgewühlt; auch er flehte zu dem Geiſt des Guten in ſeiner Seele: ‚Es darf nicht ſein! Heut iſt's das letzte Mal! Die letzte Verſuchung iſt's! Kämpfteſt Du bis heute ſiegreich, bliebſt Du bis heute ſtark, ſo mußt Du's auch dieſes letzte Mal bleiben... Es iſt Paoluccias Tochter, iſt Tante Doras liebes liebliches Kind, und Du biſt Richard Hilles geliebter Junge... Nein, das biſt Du nicht! Aber er hält Dich dafür. Daran denke in dieſer letzten Stunde... Selbſt das Kind ſagte, ich wäre niemals Richards Junge geweſen. Aber kämpfen und ſtark bleiben mußt Du trotzdem.‘

Bleichen Angeſichts, die Lippen wie im Krampfe zuſammengepreßt, den Blick wie feindſelig von der holden Geſtalt abgewendet, erklärte er Lella in abgeriſſenen Sätzen mit heiſerer Stimme, jedes weiche warme Wort wie eine Gefahr vermeidend: „Noch ein volles Jahr könnte ich Dich bitten, täglich zu mir zu kommen; könnte ich nach einem Modell arbeiten. Meine Figur iſt eigentlich noch ganz unfertig. Dennoch hilft es nichts: ſie muß fertig ſein! Ich beginne zu ermüden, und ich kenne mich nur zu gut. Niemand ahnt, wie gut ich mich kenne. Noch eine Sitzung wie heute, und ich könnte alles verderben. Morgen ſchon! Auch deshalb muß es zu Ende ſein. Der Marmor iſt bereits gekauft, der Formator bereits für heute Nachmittag beſtellt. Ich könnte freilich auch noch nach dem Abguß Modell brauchen. Dann erſt recht! Aber — für jetzt muß es ein Ende nehmen! Du verſtehſt?“

Sie verſtand... Er hatte ſie lieb, ſehr lieb, viel zu lieb; und — es durfte nicht ſein! Er hatte ſie ſo lieb,

daß er für sie stark sein mußte. Was sollte auch daraus werden? Hundertmal hatte sie ihn sagen hören: ein Künstler dürfe nicht heiraten — e r dürfe nicht heiraten. Also! Es war so gut, so herrlich gut von ihm, daß er ihretwillen stark blieb.

Während sie auf seine Worte wie auf eine Verkündigung lauschte, betete ihre Seele: ‚Ich danke Dir, Madonna, Himmelskönigin! Du warst mir gnädig, Du hast meine Bitte erhört. Mein Leben lang werde ich Dir danken. Er hat mich lieb. Wüßtest Du, wie glücklich ich bin. Aber Du weißt es. Wenn ich nur sterben könnte!‘

Ihre Hände lagen noch immer wie leblos in ihrem Schoß, noch immer konnte sie sich nicht regen. Trotz ihrer Todessehnsucht spielte ein verzücktes Lächeln um ihren leise geöffneten Mund, leuchtete ein unirdischer Glanz in ihren weit offenen Augen. Mechanisch sprach Marco mühsam weiter: „Heute müßtest Du ohnedies gleich gehen: es ist heut ja Sonnabend... Mit dem Nachmittagszuge fahrt Ihr hinaus nach Frascati; und — auch Minardi fährt schon heute mit Euch. Ich traf ihn diesen Morgen, als er in sein Mausoleum ging; da rief er mir's zu. Ich werde wohl erst morgen früh kommen. Ängstigt Euch also nicht. Morgen wollen wir dann einen vergnügten Tag haben. ... Was ist Dir?“

Sie stand auf, tat einen Schritt, schwankte, sank lautlos zu Boden, wie hingestreckt durch eine göttliche Hand.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch das war überstanden!

Die durch ihre ohnmächtige Schwäche doppelt Geweihte hatte er in ihrer Bewußtlosigkeit nicht berührt: hatte sie nicht mit seinen Küssen zum Leben wieder erweckt, wissend, daß das neue glückselige Leben, von seinen leidenschaftlichen Lippen ihr geschenkt, für sie Schlimmeres als Tod bedeutet hätte. Die Scharlachseide hatte er vom Tische gerissen und unter ihr Haupt gelegt. Dabei war von dem herbstlich goldigen Weinlaub auf sie herabgefallen, so daß sie mit ihrem bleichen Gesicht und den ge-

ſchloſſenen Augen dalag wie geſtorben und feierlich aufgebahrt.

Erſchüttert durch dieſen Anblick war Marco neben der Bewußtloſen niedergekniet, angſtvoll ihr Erwachen erwartend. Bald ſchlug ſie die Augen auf. Ihr erſter Blick fiel auf des Geliebten Geſicht. Sie lächelte ihn an, glaubend, ſie ſähe ein Traumbild. Als er ſie leiſe bei Namen rief, kam ihr zugleich mit dem Bewußtſein die Erinnerung zurück: ſie mußte von ihm gehen; aber — er hatte ſie lieb!

Solange ſie noch beiſammen waren, ſprach keiner ein Wort.

Dann ging ſie hinaus und von ihm fort.

Überſtanden war auch das!

Sollte er nicht in dieſer einen einzigen Stunde der beſtandenen Verſuchung Richards Junge geweſen ſein? Und wäre dieſe eine einzige Stunde nicht wert geweſen des Lebens?

— — — — — — — — — — — — — —

Unmöglich konnte er ſchon jetzt nach Hauſe! Jetzt Sor Riccardo ſehen, Tante Dora, Paoluccia und — Ariſtide Minardi! Was kümmerten ihn, im Grunde genommen, dieſe Menſchen? — Mochten es noch ſo ‚gute‘ Menſchen ſein und ihn noch ſo ſehr lieben! Was galten ihm überhaupt die Menſchen? Konnten ſie ihm etwas gelten? Ihm, der in jedem Gedanken, jedem Empfinden ein Ich-Menſch war!

Er rief ſich ſelbſt an:

„Jetzt denkſt Du wieder einmal reinen Unſinn, mein Lieber. Solches Scheuſal, als welches Du Dich hinſtellſt, biſt Du denn doch nicht.“

Was ſollte er in ſeiner Stimmung beginnen? Er wollte niemand ſehen und ſcheute ſich vor dem Alleinſein. Hatte er nicht recht töricht gehandelt? ... Inwiefern töricht? Darin, daß er dieſes eine Mal den Spuk dunkler Gewalten in ſich bekämpft hatte? Gerade dieſes eine Mal!

Waren ſie beide nicht jung und zwang ihre Jugend ſie nicht geradezu zu dem, was Sünde und Schmach ſein

ſollte? Jetzt könnte ſie ſein eigen ſein ... Sein eigen! Die kleinen Worte hatten ſolchen eigentümlichen Klang. Sie waren wie ein Jauchzen, wie eine ſelige Melodie, ein Hymnus auf Leben, Liebe, Glück.

Der Atelierdiener klopfte, um durch die verſchloſſene Türe — der Mann glaubte, Marco hätte noch Modell — anzufragen: ob der Signorino irgend etwas wünſchte? Marco ging und öffnete.

„Sie ſind ſchon allein?"

„Meine Figur iſt fertig."

„Dann kommt die Kleine nicht wieder?"

„Nein."

„Das arme verliebte Ding. Aber — es wird wohl wiederkommen."

„Was Du nicht alles weißt!"

„Ich weiß, daß die Kleine wiederkommt."

„Sagte ich Dir nicht, es ſei kein Modell."

„Umſo eher kommt ſie wieder."

„Das wäre ſchlimm."

„Schlimm für ſie."

Der Atelierdiener begann die Figur einzuhüllen. Marco ſtand und ſah zu, wie die ſüße Geſtalt ſeiner ‚Sehnſucht' unter dem feuchten fahlen Linnen verſchwand — ‚wie unter einem Leichentuche'.

Um der tollen Phantaſie zu entfliehen, ging er.

Wohin?

Ganz gleich wohin! Dorthin, wo Menſchen waren. Keine Bekannte; aber doch Menſchen.

Er verſpürte heftigen Hunger und beſchloß, im Café di Roma zu ſpeiſen. Obwohl das Lokal in kurzer Entfernung von Porta del Popolo lag und der Omnibus daran vorüberfuhr, nahm er einen Wagen. Sor Riccardo hätte über ſeinen prinzlichen Jungen wieder einmal bedenklich ſein graues törichtes Haupt geſchüttelt.

XVI

Marco fand in dem eleganten Reſtaurant eine Geſellſchaft, der er nicht ausweichen konnte. Es waren Herren und Damen von den Dienstagabenden der Marcheſa, die gleichfalls anweſend war. Die Herrſchaften ſaßen an einem der breiten Fenſter nach dem kleinen Platz von San Carlo zu und begrüßten Marco bei ſeinem Eintritt mit lautem Beifall:

„Seht da, unſern Michelangelo! Alſo hierher muß man kommen, um Sie zu finden?"

Ein anderer rief: „Kein Menſch hätte Ihnen das zugetraut!"

„Was nicht zugetraut, wenn ich fragen darf?"

„Um Ihre Unſterblichkeit ſo beſorgt zu ſein, daß Sie darüber Ihre Mitmenſchen vergeſſen. Sogar Ihre Freunde."

„Nächſtes Frühjahr hoffe ich auszuſtellen. Sie können dann ſelbſt urteilen."

Man machte für ihn Platz. Die Kellner brachten ein Kuvert und ſervierten die hors d'oeuvres, während die Marcheſa mit lauter Stimme ungeniert erzählte: „Ich beſuchte dieſen jungen Mann in ſeinem Atelier; vielmehr: ich wollte ihn beſuchen. Wie Sie wiſſen, iſt er ein charmeur. Nun gut. Ich kompromittiere mich alſo ſeinetwegen, fahre auf den Parnaß dieſes Apoll, ſtehe vor ſeiner Türe, flehe um Einlaß — ich f l e h e, meine Damen und Herren! Doch er ... Was denken Sie wohl, was mir vor ſeiner Tür geſchieht?"

„Er öffnet, erblickt Sie, ſtürzt auf die Knie und macht Ihnen eine Erklärung."

„Das erwartete ich natürlich. Er jedoch ... Sehen

Sie ihn an! Sehen Sie ihn kalten Bluts Hummermayonnaise verspeisen! Und er — hören Sie! — und er läßt mich vor seiner Türe stehen ... Können Sie sich das vorstellen?"

Man lachte überlaut und rief: „Unmöglich! Unerhört! Er muß toll gewesen sein. Wenn Sie befehlen, so fordere ich ihn auf Pistolen."

Marco warf ein: „Ich hatte unglücklicherweise gerade Modell."

Man ließ seinen Einwand nicht gelten. Die Marchesa schlug mit ihrem Fächer nach ihm und sagte: „Als ob es keine spanischen Wände gäbe? Überdies hätte es mich interessiert, Ihr Modell zu sehen."

„Sehr gütig; aber —"

„Aber Sie mußten diskret sein."

„Jetzt dürfen Sie mich besuchen."

„Was so viel heißt, als daß Sie nicht länger diskret zu sein brauchen?"

„Im Gegenteil, ich werde erst anfangen, Diskretion als Ehrensache zu üben — nach der Ehre Ihres diskreten Besuchs."

Alle riefen Bravo. Auch die Marchesa. Marco verneigte sich lachend. Dabei dachte er: ‚Wie widerlich ist dies alles! Und das kannst Du gelassen, lächelnd ertragen? Nach diesem Vormittag! Jenes war Poesie, Wonne, Leben; und dieses ist — römische große Welt. Vormittags in Deinem Atelier, vor Deiner Figur, standest Du in Wahrheit auf Bergeshöhen, ‚hoch über allem'; und jetzt, hier ... In dieser hohen Gesellschaft bist Du tief unten. Aber jetzt mußt Du aushalten.'

Bei den Früchten erkundigte sich die Marchesa: „Was tun Sie diesen Abend?"

„Irgend etwas! Irgend etwas recht Lustiges! Ganz gleich was, wenn es nur recht lustig ist."

„Sie ließen sich bei mir lange nicht sehen."

„Leider ist heute nicht Dienstag, sonst käme ich heute zu Ihnen."

„Kommen Sie trotzdem. Ich werde edel sein und Sie — nicht vor der Tür stehen lassen ... Übrigens, meine Herren: wer von Euch kommt heute abend in meine Loge in Costanzi?"

Jemand sagte: „Von uns niemand, Marchesa. Es ist nicht Oper."

„Zacconi spielt!"

„Wir kommen nicht. Sie verzeihen."

„Es wird allerdings nicht sonderlich amüsant sein ... Seien Sie wenigstens höflich und lassen Sie mich nicht mich allein langweilen."

Marco hatte durchaus nicht Lust, um den Preis eines langweiligen Komödienabends höflich zu sein. Nur um etwas zu sagen, erkundigte er sich: „Was wird gespielt?"

„‚Die Gespenster' von Ibsen."

„Von wem?"

„Enrico Ibsen heißt der Mann."

Einer erkundigte sich: „Ist das ein Deutscher?"

„Ich glaube."

„Dann wird es gewiß schauerlich langweilig sein."

Aber die Marchesa erklärte: „Es ist nun einmal mein Tag. Überdies klingt ‚Die Gespenster' zum Fürchten amüsant."

„Ich begreife nicht, wie man bei uns Komödien spielen kann, die nicht aus Paris kommen."

„Die Deutschen werden modern."

„Lächerlich!"

„Schelten Sie nicht auf die Deutschen. Unser Michelangelo mit dem Apollokopf liebt die Deutschen zärtlich. Ich glaube, er ließ sich sogar von einem dieser reizenden Germanen adoptieren."

„Sogar, Frau Marchesa!"

„Wie Sie das sagen: wie ein deutscher Bär! Das kommt davon."

„Wovon?"

„Von Ihrer deutschen Familie. Man merkt sie Ihnen an."

„Das wäre für mich sehr schmeichelhaft.“

„Finden Sie? Glücklicherweise kleiden Sie sich noch wie ein Römer.“

Einer der jungen Herren erkundigte sich bei Marco: „Ist es wahr, daß die Deutschen schon Morgens beim Kaffee Salonrock tragen? Sie müssen es wissen.“

„Es sind trotzdem tüchtige Männer. Vielleicht gerade deswegen.“

„Vielleicht gerade wegen des Salonrockes beim Kaffee?“

„Weil ihnen Kleider gleichgültig sind.“

„Sie verteidigen Ihre Freunde von dort drüben. Tun Sie das. Nur ziehen Sie Ihren Salonrock erst Nachmittags nach fünf an und tragen Sie dazu Zylinder.“

Ein anderer Romulusenkel berichtete: „Kürzlich sah ich einen Deutschen um Mittag in Smoking mit weißer Kravatte.“

„Dazu gewiß gelbe Schuhe und Schlapphut?“

Marco erwiderte: „Und ich, meine Herren und Damen, sah an jenem Tag einen perfekt angezogenen Römer, der vor jenem lächerlichen Germanen ehrerbietig seinen Hut zog.“

„Dieser höfliche Römer waren Sie?“

„Ich, Frau Marchesa.“

Bemerkungen, Ausrufe, Spöttereien — recht harmlose Spöttereien — flogen hin und her. Die kleine Gesellschaft wurde allmählich sehr lustig. Sehr lustig war auch Marco geworden. Die jungen Herren erzählten Skandalgeschichten, Anekdoten, die mehr banal als frivol oder gar witzig waren. Als Marco sich von der Marchesa verabschiedete, tat er es mit dem laut gegebenen Versprechen: nach dem Schauspiele zu ihr zu kommen! Bis dahin war es jedoch noch lang. Wie die lange Zeit verbringen? Zunächst die Stunden bis zum Abend. Dann fand sich vielleicht irgend etwas ‚recht Lustiges‘.

Fünf Uhr vorbei ... Jetzt waren sie bereits in Frascati: die drei Frauen und — Minardi.

Unwillkürlich schlug Marco die Richtung nach dem

Mauſoleum des Auguſtus ein. Erſt als er anlangte, ward er ſich einer Abſicht bewußt: den Gehilfen wollte er fragen, ob der Meiſter wirklich ſchon heute nach Frascati gefahren?

So waren die Menſchen! Selbſt ein Ariſtide Minardi war nicht anders, nicht beſſer. Was für große Worte machte der Mann, als Marco, die Gruppe der Drei aufdeckend, Minardis Geheimnis enthüllte.

Vor ſeinem Werke ſtehend, machte der Künſtler damals die ſchönſten Redensarten; denn mehr war es nicht. Marco hielt ſie für heiligen Ernſt, fühlte ſich davon bewegt, geradezu ergriffen, kam ſich im Vergleich mit dieſem Manne klein und erbärmlich vor.

Feierlich entſagte Ariſtide Minardi dem geliebten Mädchen: der Alternde entſagte der Jugend; der Einſame, der zum erſten Male liebte, entſagte der Liebe; der Glückloſe, der nur den Ruhm kannte, dem Glück. Ariſtide Minardi gönnte Marco Lippi das, was er für ſich ſelbſt nicht mehr begehrte: der Jugend gönnte er die Jugend, die Liebe, das Glück; der Arme überließ dem reichen Manne den ganzen Kröſusſchatz, den dieſem das Leben bot.

Der große Meiſter wollte Hunger leiden, während der kleine Künſtler an vollen Tafeln ſchwelgte.

Wie aber verhielt ſich die Sache in Wirklichkeit?... Es fiel Minardi nicht ein, zu ‚entſagen‘.

Sein beſtändiges Kommen in die Via Raſella und nach Frascati, ſein langes Verweilen an beiden Orten war nichts anderes als ein beſtändiges Werben, eine einzige Liebeserklärung. Was ſein Mund nicht ausſprach, redeten ſeine Blicke, ſeine zarten Aufmerkſamkeiten, ſeine ſtillſeligen Mienen. Nur darum ſtillſelig, weil er bei dem reizenden Kinde ſein durfte. Wie anders benahm ſich vor dieſen Ereigniſſen Marco! Er erſchien bei Minardi, bat ihn zu kommen, freute ſich ſeines Kommens. So leidenſchaftlich liebte der ‚Entſagende‘ das ſchöne Mädchen, daß er das lange Ausbleiben jener Kommiſſion, da-

von ſeine Zukunft abhing, mit faſt gleichgültiger Gelaſſenheit ertrug, um ſein letztes, allerletztes Reiterſtandbild ſo wenig ſich kümmernd, als ob es ſich um irgend eine Gipsfigur handelte. Jedenfalls bereicherte dieſe Erfahrung Marcos Kenntnis vom Leben und den Menſchen um ein bedeutendes. Alſo dahin konnte die Leidenſchaft einen Mann bringen; und das ſelbſt einen Mann wie Minardi! ... Was Richard Hille von leidenſchaftlicher Liebe fabelte, war — eben gefabelt. Dieſer Gute verklärte in ſeiner Phantaſie alles, hob alles Irdiſche ſogleich in die Lüfte. Die Welt, wie ſie nun einmal war, bedurfte des Realiſten — n u r eines ſolchen! ‚Sie paſſen hinein‘ — hatte Ariſtide Minardi zu Marco geſagt, jene wirkliche aller Welten meinend.

Marco fand den Gehilfen in dem umlaufenden Gange, der zu den Subſtruktionen des Kaiſergrabes gehörte. Der treue Diener ſeines Herrn ſchien vor dem Eingang Wache zu halten.

„Iſt Euer Herr anweſend?“

„Nein, Signorino.“

„Schon nach Frascati?“

„Jawohl, Signorino.“

„Darf ich hinein?“

„Nein.“

„Iſt etwas Neues zu ſehen?“

„Nichts Neues.“

„Ihr wißt doch, daß Euer Herr mich hineinlaſſen würde?“

„Ich bin nicht mein Herr.“

„Alſo bleibe ich draußen. ... Was habt Ihr heute eigentlich?“

„Was ich habe?“

„Ihr macht ſolch ſonderbares Geſicht.“

„So wiſſen Sie nicht?“

„Sprecht!“

„Worauf wir ſeit Monaten warten und worauf man uns warten ließ —“

„Die Kommiſſion?“

„Kommt am Montag!“

Marco unterdrückte einen Ausruf. ... Nach einer Weile bemerkte er mit möglichſter Ruhe: „Deshalb macht Ihr ſolches Geſicht? Ihr ſolltet Euch freuen, daß die Kommiſſion endlich kommt. Oder fürchtet Ihr etwa —“

Er wurde heftig unterbrochen: „Was ſollte ich fürchten? Für Ariſtide Minardi? Er iſt der erſte Bildhauer Italiens, der Stolz ſeines Vaterlands, ein großer Mann! Er iſt mehr als ein großer Mann, iſt ein guter Menſch! Ich liebe ihn, wie ein Vater ſeinen Sohn, ſeinen kranken Sohn. Denn krank iſt Ariſtide Minardi. Und darum ... Wenn ich mich nicht freue, wie ich mich freuen ſollte, ſo iſt es darum. Denn wenn ... Und weil er doch krank iſt: in ſeinem Gemüt, als Künſtler. Auch als Menſch! Und niemand kann ihm helfen.“

Der treue Mann ſprach in zitternder Erregung, mit tränenerſtickter Stimme. Jetzt mußte er ſich abwenden.

Marco ſtand neben dem Manne, der ein armer Steinmetz war, und mußte denken: ‚Dieſer Alte iſt ja eine Art von Sor Riccardo! Er zittert für ſeinen Herrn, fürchtet für ihn, würde ſein Herzblut dafür hingeben, wenn er ſich jetzt von Herzen für ihn freuen könnte. Dabei hat er den vollen Glauben an die Größe ſeines Herrn — genau wie Richard Hille, der unerſchütterlich an meine Güte glaubt ... Es iſt doch etwas Großes darum, einen Menſchen zu beſitzen, der ſolchen Glauben hat. Glücklicher Ariſtide Minardi! Aber auch — glücklicher Marco!‘

Er ließ dem Getreuen Zeit, ſich zu faſſen, und erkundigte ſich dann: „Wann hörte Euer Herr, daß am Montag die Kommiſſion kommen wird?“

„Erſt dieſen Morgen.“

„Alſo fuhr er deshalb ſchon jetzt nach Frascati?“

„Wohl um unter guten Freunden zu ſein.“

„Wie nahm er die Nachricht auf?“

„Wie sollte er sie aufnehmen? Er war froh, daß das lange Warten endlich ein Ende hat."

„So, so. Er war froh."

Mit kurzem Gruß entfernte sich Marco.

Also Montag!

Da stand jetzt Aristide Minardis Werk in der Kaisergruft und erwartete sein Schicksal, welches nur e i n e s sein konnte. Was würde dann mit dem Werke geschehen? Wohin würde der weiße König auf seinem weißen Rosse reiten, wenn er aus dem Mausoleum hinaus mußte? Welch anderes Grab nahm Aristide Minardis Königsgedanken auf? Würde er in Staub zerfallen oder unter Gerümpel und Kehricht vermodern?

Konnte der weiße König auf seinem weißen Rosse — da ihm der Ritt auf das Kapitol verwehrt ward — Rom nicht den Rücken wenden und, von gespenstischem Leben beseelt, die Hauptstadt Italiens, für die sein Geist zu gewaltig, zu imperatorisch war, für immer verlassen? Durch Porta del Popolo ritt der weiße König auf seinem weißen Rosse hinaus: über Ponte Molle, auf der Flaminischen Straße, hinaus in die Campagna, deren Erhabenheit dem Werke des Künstlers verwandt war.

Auf der uralten Heerstraße, die nach Germanien führt, ritt auf seinem weißen Rosse der weiße König durch die schweigende große Einsamkeit: vorüber an Prima Porta und dem Landhause der Livia, deren Sarkophag neben dem des Augustus gestanden hatte, in dem Grabe, darin Aristide Minardi seinen König Viktor Emanuel schuf; vorüber an zerstörter Römermacht und Römerpracht: immer tiefer hinein in die Kirchhofsruhe, weiter und weiter bis zu den nächtlich dunklen Waldbergen Umbriens, der schönen wilden Heimat des unglücklichen Künstlers.

Durch Spoleto ritt der weiße König auf seinem weißen Roß, über die graue Römerbrücke und den tosenden Bergstrom. Die schwarzen Schatten der Steineichen des Monte Luco nahmen den gespenstischen König auf, ihn mit dem

feierlichen Rauſchen ihrer immergrünen Wipfel empfangend: eine Königshymne, würdig des Herrſchers ſowohl wie des Künſtlers, der ihn aus ſeinem Geiſte hervorgehen ließ.

Höher und höher ritt König Viktor Emanuel: bis hinauf, wo der kahle Gipfel über der armen Hütte ſtarrte, in welcher Ariſtide Minardi geboren ward. Auf dem Felſengipfel hielt der Einiger Italiens an und wich nicht wieder. Zu Fels erſtarrten droben Reiter und Roß. Dort ſtanden ſie nun, wolkenumbrauſt, ſturmumtoſt, in Himmelshöhe, in Sonnennähe, hoch über den dunſtigen Tiefen, hoch über der ſtaubigen Erde: ‚h o c h ü b e r a l l e m!‘

— — — — — — — — — — — — — —

„Du biſt ja ein Dichter!“

Richard Hille hatte Marco einmal ſolchen großen Namen gegeben. Aber — das war Richard Hille geweſen, der beſtändig darauf lauerte, was er an Gutem und Wertvollem in ſeines Jungen Seele entdecken konnte. Gelang ihm, etwas zu erſpähen, ſo ſtürzte er ſich darauf, faßte es und tauchte es tief in das verklärende Sonnengold ſeiner Liebe, daß ſelbſt das Dunkle eitel Glanz wurde.

Auch heute, an dieſem Tage großer Kämpfe und Siege, würde Sor Riccardo, wenn er ſeines Jungen Phantaſie über Ariſtide Minardi gehört hätte, leuchtenden Blicks ausgerufen haben: „Du biſt ja ein Dichter!“ Vielleicht war gerade der ſchwere Kampf und der über die dunklen Gewalten errungene Sieg die Urſache von Marcos poetiſcher Stimmung. War Kampf doch Leben: edles, erhöhtes, alſo volles Leben! Und nur die Bruſt deſſen, der voll und ganz lebte, konnten Gedanken erfüllen, die ihn über das Gewöhnliche gleichſam auf Schwingen emportrugen: regte ſich doch in der Seele der Menſchheit immer und immer wieder die alte — ewig junge Ikarusſehnſucht. An ſeine ‚Sehnſucht‘ denkend, die vor ſeinen Augen in Leichentücher gehüllt ward, empfand Marco die unmittelbare

Nähe der Entscheidung für Aristide Minardi in durchaus anderer — in guter und edler Weise, als noch vor wenigen Stunden.

Könnte er doch stets gut und edel empfinden! So oft er sich bewußt ward, gegen eine dunkle Gewalt in seinem Inneren ankämpfen zu müssen, erinnerte er sich an Sor Riccardos schmerzliches Erstaunen über die Notwendigkeit eines derartigen Kampfes. Wer jedoch war daran schuld? Kein anderer als Sor Riccardo, dessen Wesen ihn beständig zu diesem tiefen Zwiespalt, also zu diesem beständigen Kampf mit seiner Natur drängte, ihn förmlich dazu zwang. Sollte es eines Tags zwischen ihm und Richard Hille zu einer Abrechnung kommen, so wollte der Sohn des Advokaten Lippi dieses Faktors gedenken.

Um die Zeit bis zum Anbruch der Nacht totzuschlagen, begab sich Marco in das neue, nach antikem Muster eingerichtete Bad jenseits vom Tiber. Jünglinge in bunten Togen bedienten den Badenden, der im ‚Caldarium' sowohl wie im ‚Frigidarium' versuchte, einen Hauch antiker Stimmung zu empfinden, und schließlich über diese Karikatur einer altrömischen Therme in die übelste Laune geriet.

Als er bei Anbruch der Dämmerung verdrossen und gelangweilt durch die Stadt schlenderte, leuchteten ihm an Bretterwänden und Hausmauern farbige Riesenplakate entgegen, darauf den Römern angekündigt wurde, daß heute abend neun Uhr im Costanzitheater der illustre Künstler Cavaliere Ermete Zacconi die ‚brillantissima comedia' des berühmten Enrico Ibsen: ‚i spettri' spielte. Eigentlich wollte Marco gerade diesen Abend etwas sehr Lustiges erleben: spukten doch gerade diesen Abend in seiner eigenen Seele Gespenster.

Die Marchesa hatte ihn nach Costanzi in ihre Loge eingeladen, und nach dem Schauspiele wollte er trotz der späten Stunde zur Marchesa gehen, ein Gang, den er nicht zum ersten Male bei Nachtzeit und heimlicher-

weiſe tat. Es war viel bequemer und klüger, die Einladung anzunehmen und die Dame offiziell in ihrem Wagen nach Hauſe zu begleiten. Überdies — ‚Die Geſpenſter‘ ... Es klang ſo geheimnisvoll.

Marco beſchloß alſo, der ſenſationellen Vorſtellung in der Loge der Marcheſa beizuwohnen und den Ruhm tragiſcher Schauſpielkunſt, den Cavaliere Ermete Zacconi, als ‚Osvaldo‘ in Ibſens ‚Geſpenſtern‘ zu ſehen.

XVII

„Guten Abend, Marchesa!“

„Da sind Sie ja doch? Jedenfalls werde ich mich jetzt weniger langweilen ... Setzen Sie sich! Nicht dort hinten, sondern hierher, zu mir. Es kommt niemand mehr. Und wenn auch — Sie sollen belohnt werden.“

„Trat Zacconi schon auf?“

„Nein. Sie brauchen erst zuzuhören, wenn er auftritt. Er soll großartig sein.“

In dem dicht gefüllten Hause schien bis jetzt niemand auf das Spiel zu achten, schienen alle auf Ermete Zacconi zu warten. Das Publikum in den Logen unterhielt sich ziemlich ungeniert, und im Parkett lasen viele Herren die Zeitung. Was auf der Bühne vorging, war für das römische Publikum in der Tat herzlich langweilig: ein bürgerliches ‚Interieur‘, bürgerliche Menschen, welche Dinge sprachen, die keinen einzigen unter den vielen Zuschauern interessierten. Wenn Marco auch zugehört hätte, er wäre aus dem Gehörten doch nicht klug geworden. Wozu auch? Niemand kam wegen des Stücks, jedermann nur wegen des Darstellers von ‚Osvaldo‘.

Außer einem Mädchennamen, Regina, war Osvaldo für die Römer der einzige verständliche Name. Alle diese sonderbaren Wesen auf der Bühne hießen auch so wunderlich.

Halblaut mit der Marchesa plaudernd und das Publikum musternd, kümmerte sich Marco kaum um Handlung und Personen. Da war eine alte Dame, ein nicht katholischer alter Geistlicher; und da war — Er fuhr bei dem Anblick des jungen Mädchens erschrocken zusammen.

Sie hieß nicht Bicetta, hätte jedoch ſo heißen können; denn ſie war wie die geſtorbene, wie die ermordete Bicetta: ebenſo jung, ebenſo ſchlank und fein, mit demſelben gelben Haar und weißen Geſicht, denſelben blutroten Lippen. Ihr Blick hatte auch etwas ebenſo raubtierartiges, beutegieriges, und der Mund ſchien lüſtern nach dem Blut eines Opfers.

Das junge Mädchen lebte in dem Hauſe der alten würdigen Dame, die eine Witwe war und einen einzigen heißgeliebten Sohn beſaß.

Osvaldo war Künſtler, hatte in Paris ſtudiert und gearbeitet — ſehr fleißig ſtudiert und gearbeitet; denn er war blaß und krank zurückgekehrt zu ſeiner Mutter, in ſein düſteres Elternhaus, darüber irgend ein Unheil zu lagern ſchien. Zurückgekehrt in ſein Vaterland, welches ſo voll grauer Nebel und dichter Dünſte war, daß die Sonne kaum durchdringen konnte. Ein Geſpenſterland war's!

In dem düſteren Hauſe bei der alten einſamen Frau, auf deren Seele ein geheimnisvoller Kummer laſtete, lebte das beutelüſterne blutgierige Geſchöpf mit dem gelben Haar, dem weißen Geſicht und den roten Lippen. Und jetzt lebte darin der aus Paris von einem luſtigen Künſtlerleben in dieſes nebelgraue Geiſterland zurückgekehrte blaſſe kranke Sohn.

Da trat er ins Zimmer: er, Ermete Zacconi! Nicht doch: Osvaldo Alwing trat ein.

Beifall und Zurufe begrüßten den berühmten Künſtler. Dann wurde es ſtill. Lautlos ward's. Im Parkett verſchwanden die Zeitungen. Das Publikum des Coſtanzitheaters ſchaute unverwandt nach der Bühne und hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu ... Dieſer im Drama ſehr junge Osvaldo war auf der Bühne ein ältlicher Herr, mit langem aſchblondem Haar; auf deutſche Art gekleidet: perlgraue Hoſen, ſchwarzer Samtrock, ungeſtärkter breiter Hemdkragen, loſe gebundene rotſeidene Krawatte. Alſo ſo künſtleriſch und genialiſch — ſo geſchmacklos germaniſch

wie möglich. Dieſer Osvaldo des großen Tragöden Ermete Zacconi hatte einen ſeltſam ſchleichenden ſchlurfenden Gang, hatte ſeltſam zitternde zuckende Bewegungen, eine ſeltſam ſtammelnde und ſtotternde Sprache. Bisweilen fehlten ihm vollkommen die Worte. Er ſuchte ſie mühſam, ſagte etwas ganz anderes, als er ſagen wollte, ſuchte angſtvoll von neuem.

Und ſein Geſicht!

Ein fahles Geſicht mit ſtarren Zügen und Augen, die einen ſtieren Blick hatten — mit glaſigen lebloſen erloſchenen Augen! Leblos und erloſchen erſchien der ganze Menſch. Dieſer Osvaldo Alwing war gleich im erſten Auftritt ein Schwerkranker, gleich anfangs ein Verlorener, Verrückter.

Im Publikum merkte es jeder; und jeder wunderte ſich, daß die Perſonen auf der Bühne es ſo gar nicht merkten. Nicht einmal die Mutter ſah, wie krank ihr Sohn war. Und dieſer rettungslos verlorene Sohn war ſoeben zurückgekehrt aus dem ſchönen luſtigen Paris —

Wie der junge Mann mit dem ſchlurfenden Gang, den zuckenden Bewegungen, der ſtammelnden Sprache und dem ſtieren Blick das junge Mädchen anſah! Wie ſeine letzte Lebensfreude, ſeine letzte Lebenshoffnung. Und wie das ſchöne Geſchöpf mit dem gelben Haar, dem weißen Geſicht und den blutroten Lippen ihn betrachtete! Wie ein Raubtier ſein Opfer. Und es war ja doch ein totkranker, ein aufgegebener Menſch!

Aber das wußte nur das Publikum. Der große Tragöde Ermete Zacconi ſorgte dafür, daß das Publikum es genau wußte.

— — — — — — — — — — — — —

Allmählich kam für Marco einige Klarheit in den Wirrwarr. Vieles von dem, was auf der Bühne vorging, verſtand er trotz aller Aufmerkſamkeit auch jetzt nicht, hörte ſchließlich auf, den Verſuch zu machen, es zu verſtehen. Denn, was er von der Handlung und den Perſonen des Dramas begriff, genügte vollkommen, um

ſeine leidenſchaftliche Teilnahme zu erregen, die mehr und mehr zur fieberhaften Spannung wuchs.

Das Dunkel, welches über dem Hauſe, darin die alte einſame Frau lebte, als Schickſal, als unentrinnbares Verhängnis ſchwebte, war die Vergangenheit; das war der tote Vater des jungen Künſtlers.

Er hatte luſtig gelebt, dieſer längſt verſtorbene Herr Alwing! In einem Lande, in dem vor Nebel und Dunſt kaum die Sonne ſcheint, muß der Menſch luſtig leben, um — überhaupt leben zu können. An ſeinem luſtigen Leben war dieſer Herr Alwing elend zu Grunde gegangen: ſo jammervoll elend, wie der Menſch nach einem luſtigen Leben ſehr häufig zu Grunde geht.

An Gehirnerweichung.

In dem düſteren Hauſe unter dem ewig grauen Nebelhimmel war bei Osvaldos Eltern ein junges lebensluſtiges Mädchen geweſen: die Mutter jener Regina, die der Bicetta ſo geſpenſtiſch glich. Die Mutter war tot, und jetzt lebte bei der alten einſamen Frau die junge lebensluſtige Tochter.

Als Osvaldos Vater noch nicht ganz an Paralyſis des Gehirns zu Grunde gegangen war, hörte ſeine Mutter einmal im Hauſe lautes Lachen: jenes junge lebensluſtige Geſchöpf lachte, und auch der Herr Alwing.

Lachend küßten ſich die beiden . . .

Dieſe alte Geſchichte erzählte die Witwe Alwing dem geiſtlichen Herrn, der übrigens ein ſehr eigentümlicher Herr war. Aber das ging Marco nichts an. Mit angehaltenem Atem hörte er die Mutter von des kranken jungen Mannes Vater reden, der ein ſittlich verkommener Menſch geweſen — wie ſein eigener Vater es war.

Plötzlich ſieht er, wie Osvaldos unſelige Mutter Grauſen ergreift. Zugleich hört er im Nebenzimmer Lachen und Lärm, hört er Frau Alwing entſetzt aufſchreien: „Geſpenſter!“

Der Sohn tut, was der Vater tat! Der Sohn muß tun, was der Vater tat! Er muß es tun als ſeines Vaters geiſtiger Erbe.

Er muß ebenſo leben — muß ebenſo ſterben.
In dem Hauſe, darüber ein Schickſal liegt, geht es um: Geſpenſter, Geſpenſter!

— — — — — — — — — — — — —

Der erſte Akt iſt zu Ende, der Vorhang fällt, das Publikum raſt. Ermete Zacconi muß erſcheinen: einmal, zweimal — ſechs- und achtmal.

„Was haben Sie? Sie klatſchen ja nicht! Zacconi iſt großartig, göttlich ... Wie, nein? Sie finden ihn gräßlich? Finden ihn unwahr, unmöglich? Mein Lieber, unmöglich iſt das Stück! ... Das Stück finden Sie von einer geradezu furchtbaren Wahrheit? Unſinn, mein Freund! So etwas gibt es nicht ... Fehlt Ihnen etwas? Sie ſind totenblaß! Wollen wir gehen?"

„Ich muß das Stück bis zu Ende ſehen!"

„Dann benehmen Sie ſich vernünftig."

„Wie, glauben Sie, wird das Ende ſein?"

„Jedenfalls grauſig. Zacconi ſoll das prachtvoll machen."

„M a c h e n !"

„Vielmehr: er wird der arme Osvaldo bis zum letzten Ende ſ e i n."

„Dann wird es allerdings fürchterlich werden."

„Alſo gehen wir."

„Ich m u ß bleiben!"

Marco blieb. Von der Marcheſa abgewendet, weit vorgebeugt, als könnte er das Wort von der Bühne dann ſchneller erhaſchen, ſaß er, ſah und hörte — ſah und hörte von allen Vorgängen des Dramas nur das eine, das ihn im tiefſten Innern packte und feſthielt: d a ß d e r S o h n i n a l l e m ſ e i n e s V a t e r s E r b e w a r!

Über ihn kam eine Erſtarrung, dieſes Mal in Wahrheit einer Entgeiſterung gleich.

Szene für Szene ſpielte auf der Bühne das Drama ſich ab, und mit jeder Szene wurde das Schickſal der Menſchen grauenvoller; denn von Szene zu Szene wurde der Sohn mehr und mehr zu dem, was ſein Vater geweſen.

Er mußte es werden mit einer inneren zwingenden Notwendigkeit, einer unerbittlichen Gewalt, vor der es kein Entrinnen, kein Erretten gab.

Das Publikum klatschte Beifall, schrie und tobte.

Das Publikum vom Costanzitheater wußte nichts von Henrik Ibsen, verstand nichts von des Gewaltigen grausigen Gespenstern. Es wollte gar nichts wissen und verstehen. Das Publikum sah nur den Cavaliere Ermete Zacconi, hörte nur den Cavaliere Ermete Zacconi, bei dessen tragischen Jongleurstücken und Virtuosenkünsten sich vor Entzücken wie rasend gebärdend. Als der Sohn seiner Mutter gestand, daß er krank sei, und dabei eine Flasche Sekt nach der anderen neben das Glas über den ganzen Tisch schüttete, tobte das Publikum bei offener Szene; und nicht viel hätte gefehlt, so würde es das Champagnergaukelspiel da capo verlangt haben: „Bis, bis, bis!“

Dann erfuhr der arme Sohn dieses Vaters von seiner ärmsten Mutter, daß er in allem seines Vaters Erbe sei; dann wußte Osvaldo Alwing, daß er wie sein Vater enden müsse: enden als Wahnsinniger, als Idiot.

Bevor er bis zu diesem Allerletzten der wahre Sohn seines Vaters wurde, würde ihm seine Mutter den Erlösungstrank reichen:

„Nein, nein! ... Ja, ja! ... Nein!“

Regina hätte es getan! Das junge Geschöpf mit dem weißen Gesicht und den blutroten Lippen würde ihm diesen Liebesdienst erwiesen haben. Aber da die Schwester nicht Geliebte werden konnte, so sollte heilige Mutterliebe an Osvaldo Alwing vollbringen, was sonst die Hetäre vollbracht hätte ...

In dem Lande ewigen Nebels ging die Sonne auf. Mit dem Grinsen des Wahnsinns sah der Sohn des Toten das goldene Himmelslicht emporsteigen, welches auf dieser Welt Gerechte und Ungerechte bescheint.

Das war das Ende.

— — — — — — — — — — — — —

„Gute Nacht!“

„Sie begleiten mich nicht?“

„Nein.“

„Sie müſſen doch ſoupieren.“

„Muß ich?“

„Sie ſind krank!“

„Vielleicht.“

„So begeben Sie ſich ſchleunigſt nach Hauſe, legen ſich zu Bett und laſſen den Arzt holen.“

„Jawohl, den Arzt.“

„Sie ſcheinen zu fiebern!“

„Möglich.“

„Nehmen Sie nur gleich Chinin!“

„Sehr wohl.“

„Alſo gute Nacht und gute Beſſerung.“

„Danke. Gleichfalls.“

„Ich unterhielt mich vortrefflich. Ermete Zacconi war göttlich . . . Da kommt er zum zehnten Mal.“

Ermete Zacconi! Jawohl, Ermete Zacconi!

Marco überließ dem Lakaien, der Marcheſa den Spitzenmantel umzulegen und ſie zu ihrem Wagen zu begleiten. Durch das hinausdrängende Publikum ſich rückſichtslos Bahn brechend, hörte er noch immer das Beifallstoſen und die gellenden Rufe nach Zacconi. Zufällig aufſehend, gewahrte er durch eine offene Logentür den großen Schauſpieler, wie dieſer, ältlich und fett, in ſeiner blonden Lockenperrücke ſchweißtriefend vortrat und ſich dankend verneigte, nach allen Seiten lächelnd, mit einer Gebärde, als ob er das ganze Publikum ans Herz drücken wollte, beide Arme ausſtreckend.

‚Gut, daß Sor Riccardo nicht hier war und dieſen Osvaldo ſah. Für ihn iſt mir's am meiſten leid; denn jetzt — nach dieſem Abend . . . Jetzt weiß ich, daß nichts mir hilft: kein Kämpfen und Ringen; jetzt weiß ich, daß ich meines Vaters wahrer Sohn bin, meines Vaters wahrer Sohn immer war und immer bleiben werde bis ans Ende.‘

Um ſchnell aus dieſer Hölle zu kommen, darin ihm

die furchtbare Erkenntnis geworden, stürzte er aus dem Theater, als ob es in Flammen stünde. Er eilte in die Via Nazionale, warf sich in einen Wagen und fuhr vor Porta del Popolo zu der Stallung, wo er sein Pferd eingestellt hatte.

‚Nicht in Rom bleiben! Hinaus! Nach Frascati! Regina ... Ich meine Lella, die kleine süße zärtliche Lella! Wie glücklich wird sie sein, glückselig ... Wie ich sie küssen will! Mit Küssen ersticken ... Liebe, Leidenschaft! Alles andere ist lebendiger Tod. Mein Vater liebte und lebte. Ich bin meines Vaters Sohn — will es sein!‘

Er verspürte einen Drang, stark wie ein Zwang, den Berg zur Villa Strohl-Fern hinaufzueilen, in sein Atelier zu stürzen, von seiner ‚Sehnsucht‘ das feuchte Tuch abzureißen, um beim blassen Schimmer der Sterne die holde Gestalt zu sehen, deren Urbild sein eigen sein sollte.

‚Lella, kleine süße zärtliche Lella! Arme kleine Lella mit Deiner ungestillten Sehnsucht! Glückselige kleine Lella, da jetzt Deine Sehnsucht erfüllt wird.“

Ihm war's, als müßte ihr Bildnis, wenn er davor stand, beim Sternenschimmer Leben gewinnen, zu ihm niedersteigen und in seine Arme sinken.

Erst jetzt fiel ihm ein, daß der Formator mit dem Abguß bereits begonnen hatte — ohne den Künstler ... Er weckte den Stallburschen und ließ von dem verschlafenen Manne sein Pferd satteln. Freudig wieherte der Rappe seinem Herrn entgegen. Das sollte diese Nacht ein toller Heimritt werden! Ein Ibsenscher Geisterritt durch das Gespensterland der Campagna Roms.

Wie anders war der Ritt nach dem dionysischen Frascati und dem friedlichen Zuhause im Palazzo Micara in jener Sommernacht gewesen, die dem Tage gefolgt war, an dem er seinen ersten Sieg über sich gewonnen hatte ... Gleich einem verlorenen Paradiese lagen jener Tag und jene Nacht hinter ihm — unerreichbar weit.

Vor der Pforte aber, daraus Marco den Garten Eden

verlaſſen hatte, ſtand jener unſelige Sohn des großen nordiſchen Dichters, der in allem ſeines Vaters Erbe war, und durch den Richard Hilles Wahlſohn die Erkenntnis zu teil geworden.

Sein Kampf gegen dunkler Gewalten Spuk war Wahnſinn geweſen! Ibſens ‚Geſpenſter‘ hatten Marco das Vergebliche, das Sinnloſe ſeines Kampfes offenbart. Ihm geſchah, was jenem Jüngling geſchehen war, der in dem Tempel der Wahrheit das verſchleierte Bildnis enthüllt hatte.

Aber — den Wahnſinn ſeines Kampfes erkennend und den vergeblichen Kampf aufgebend, würde er von allem Wahn geheilt ſein . . .

Als Marco durch Porta Furba ritt, wurde die Nacht ſtürmiſch. Das war ihm lieb. Bei Sturm wollte er durch die Campagna raſen! Hinter ihm lagerte es über dem ſchwarzen Lande wie ein weißes Gewölk, gleich der Lohe eines geſpenſtiſchen Brandes: das erleuchtete nächtliche Rom! Vor ihm ſchienen die Sterne herabgeſunken zu ſein und als kleine Flämmlein hin und her zu zucken: die Lichter Frascatis! Sie glänzten ſo freundlich, friedlich, heimatlich.

Nicht länger mehr heimatlich für ihn und ſeine Sehnſucht nach Glück und Genuß, ſeine Begierde nach Leben, nach Lebensgluten, flammenden, verzehrenden —

Sturm in der Seele, Sturm vom Himmel herab! Und er ſelbſt dahinſtürmend auf ſeinem kleinen ſchnellen prächtigen Renner. Ein Ritt war's wie mit der Windsbraut ſo raſend und köſtlich.

‚Ob die Mutter ihrem Sohn wirklich das Gift reicht?‘

Nein. Ja . . . Nein, nein! . . . Ja, ja, ja!

Dieſe Mutter reichte es dieſem Sohn!

Wenn nun er, Marco Lippi, dieſer Osvaldo Alwing wäre. Ob dann — da er keine Mutter mehr hatte — ob wohl Richard Hille ſeinem lieben Jungen die ungeheure Liebestat erweiſen würde?

Ja . . . Nein . . . Nein!

Richard Hille würde etwas anderes, ganz anderes tun! Richard Hille würde seinen kranken, seinen unseligen Sohn nehmen und zu einer stillen Stätte geleiten: zu einer Stätte des Friedens und der Schönheit. Dort würde er mit dem armen Wahnsinnigen leben und dessen sternenlose Nacht von seiner Liebe durchleuchten lassen. Mit seiner machtvollen Liebe würde er das Gespenst scheuchen, den Wahn heilen, den Kranken wieder gesund machen.

Richard Hille und seine machtvolle Liebe —

Durch das Brausen des Sturmes drang ein gellendes Hohnlachen. Marco Lippi lachte. Er lachte über jene Liebe, die eine Macht sein sollte und die sich in Wahrheit so machtlos erwies wie ein Rohr, daran in letzter Not ein Mensch sich klammert und das wie ein Strohhalm knickt und zerbricht.

Gespenster besaßen Macht über den Menschen! Die Geister Gestorbener tauchten auf aus ihren Grüften, stürmten hervor, faßten den Lebendigen, rissen ihn hinunter — hinunter:

‚Du mußt! Wir sind die Gewaltigen! Wir, die Toten! Also hinunter mit Dir!‘

Mit einem Aufschrei ließ Marco die Zügel fahren. Er wäre kopfüber vom Pferde gestürzt. Aber das kluge Tier blieb plötzlich stehen, heftig schnaubend und am ganzen Leibe zitternd, als verspürte es Geisternähe.

Marco glitt aus dem Sattel zu Boden.

„Mutter!“

Wie ein Verzweiflungsschrei kam es von seinen Lippen, wie ein Schrei in letzter Not nach letzter Hilfe. Aber — seine Mutter half ihm nicht.

Sein Gesicht gegen den Leib der Mutter Erde gedrückt, begann er zu schluchzen, zu weinen.

In dieser herbstlichen Sturmnacht begrub Richards Junge in sich den Menschen, den Richard Hille hatte retten wollen.

XVIII

Vendemnia — Weinlese in Frascati!

Menschen und Natur stehen unter dem leuchtenden Zeichen des Festes der Trauben; Menschen und Natur feiern durch Tage und Wochen Dionysien.

In goldener Herbstpracht rieseln die fruchtreifen Rebengefilde von allen Höhen hernieder. Sie bringen glanzvoll aus dem dunklen Purpur der Kastanienhaine, durchziehen schimmernd das helle Silber der Ölwälder, verbergen sich zwischen haushohen Dickichten nilgrünen Röhrichts, brechen strahlend wieder hervor, füllen mit ihrem Schein alle Schluchten, umwogen weiße Paläste und braune Ruinen, ergießen sich, mächtigen Strömen gleich, über alles Land bis hinab in die unübersehbare Steppe, wo sie plötzlich sich stauen, große gelbe Seen bildend, die in den hier smaragdgrünen, dort rostbraunen Wogenschlag der Campagna verrinnen.

Als schlanke rotglühende Fackeln erheben sich inmitten all des Glanzes die Pfirsichbäume; die Wiesen blühen von späten gelben und weißen Sommerblumen; ein mattviolettes Band herbstlich blasser Zyklamen säumt Wege und Pfade, und der Granatbaum läßt seine vor Reife berstenden Früchte über Hecken und Mauern leuchten.

Durch Tage und Wochen wölbt sich über dieser wunderschönen Welt ein Himmel von tiefem Azur, den der Sonnenuntergang in Gluten auflodern läßt.

In dem bacchischen Lande wimmelt ein emsiges Völklein wohlgestalteter fröhlicher Menschen, die sich die Arbeit unter Lachen und Gesang zum Fest machen. Die bunte Stadt erscheint wie eine einzige lustige Kellerei voll gewaltiger Tonnen. Von Morgen bis Abend wird ge-

ſpült und geteert, hin und her gerollt. Die rieſigen Kufen verengen den Platz um die rauſchenden Brunnen und ſperren die Gaſſen. Bereits bei Tagesgrauen ziehen Scharen junger Winzer und Winzerinnen nach allen Himmelsrichtungen in die Vignen, wo in dem goldgelben Laube die roten Kopftücher der pflückenden Mädchen gleich mächtigen Mohnblumen glühen und die ſchwermütigen Weiſen der Ritornelle mit den Lerchenliedern in den Lüften ſich miſchen.

Ja — Dionyſos iſt die große gütige Gottheit dieſes Landes und dieſer Menſchen, die in vielen Kirchen und Kapellen zu dem gekreuzigten Heiland beten, der Madonna Wachskerzen opfern und die Heiligen verehren. Aber wenn es Ave läutet, ſtimmt die Natur ſelbſt einen anderen himmliſchen Gruß an: das von Lebensfreude durchbrauſte, von Daſeinswonne erfüllte glückſelige Evoe Bacche!

— — — — — — — — — — — — — —

Zu Sor Riccardos größten Frascataner Freuden gehörte: den Eiſenbahnzug, der aus Rom ‚liebe Menſchen‘ brachte, von ſeinem Fenſter aus zu beobachten und aufmerkſam zu verfolgen, wie der Rauch der Lokomotive bereits unmittelbar hinter Porta Furba ſichtbar wurde und als ſchmales Gewölk zwiſchen den Aquädukten langſam, langſam ſich heranwälzte ... Endlich dampfte der Zug an den Capanellen vorbei, machte endlich in Ciampino halt, um endlich — piano, piano — weiterzuziehen: in ſanftem Halbkreis bergan, durch Vignen und Oliveten, um unter dem Fauchen beider Maſchinen höher und höher, näher und näher zu kommen.

Erreichte der Zug die Zypreſſen des Campo ſanto, ſo ſuchte der Profeſſor eiligſt Hut und Stock, ſtürmte zum Hauſe hinaus, über den Platz, durch die nächſte Gaſſe und die zum Bahnhof führende Treppe hinab. Atemlos unten angelangt, mußte Sor Riccardo teils ſich freuen, teils ſich ärgern. Von allen Seiten tönte ihm ein freundlich aufmunterndes „Eh, Sor Riccardo!“ entgegen. Dieſe Begrüßung war Richard Hilles Freude. Aber zugleich

von allen Seiten her die Zurufe der Kutscher, die ihn durchaus den keine fünf Minuten weiten Weg zum Palazzo Micara wieder hinauffahren wollten. Und, auch von allen Seiten, die ragazzi, die infamen Bengels, die ihm mit Gewalt ein Gepäckstück tragen wollten, welches er gar nicht mit sich führte. Diese Angriffe auf seine Persönlichkeit bildeten Richard Hilles Ärger.

Mit derartig gemischten Empfindungen harrte er am Bahnhofsgebäude der lieben Gäste, die der römische Zug unfehlbar brachte; denn gerade das Unfehlbare der Ankunft geliebter Menschen war die Ursache, daß Sor Riccardo den Bahnzug auf seiner langsamen Fahrt mit zärtlichen Blicken begleitete.

Mit diesem Sonnabendnachmittagszuge erwartete er eigentlich nur die drei lieben Frauen aus der Via Rasella. Mit ihnen kam jedoch schon heute Aristide Minardi; und zwar kam er mit einem höchst eigentümlichen Gesicht. Sor Riccardo hatte jedoch zu viel mit den infamen Bengels zu tun, die Paoluccia mit Gewalt ihren Wunderkorb entreißen wollten und die er daher zu ihrem höchsten Vergnügen mit seinem Stocke bedrohen mußte. Er blieb denn auch Sieger über die Bande. Als ob Paoluccia eines Ritters bedurft hätte!

„Lassen Sie doch, Professore! Meine Paoluccia verteidigt sich selbst. Es macht Ihnen freilich Vergnügen."

„Vergnügen nennen Sie das? Das Gesindel ärgert mich noch zu Tode."

Dabei lachte der Würdige über das ganze Gesicht und warf dem Gesindel eine Handvoll ‚Soldini' hin, welche unvernünftige Tat von Nächstenliebe ihm von den Rangen ein brausendes Evviva einbrachte.

„Herrlich, daß Sie heute schon kommen, bester Minardi! Frascati wird von Tag zu Tag leuchtender, paradiesischer. Sehen Sie nur diese Schönheit! Man glaubt zu träumen. Ich versichere Sie, erst hier, bei diesem Herbstglanz, offenbarte sich mir der Dionysosmythus in seiner ganzen Tiefsinnigkeit: bevor die Natur in den Wintertod verfällt,

lebt ſie noch einmal auf, berauſcht ſie ſich am Leben, um rebenbekränzt ‚in Schönheit zu ſterben‘ — wie ein modernes höchſt fragwürdiges Dichterwort ja wohl heißt ... Nun, Kleine? Du biſt ja heute ſelbſt ein Stück mythologiſcher Poeſie: ſo geheimnisvoll ernſthaft und unirdiſch hold! Marco hat recht, wenn er Dich einem antiken Fabelweſen vergleicht. Hoffentlich kommt der junge Herr heute einmal frühzeitig, damit wir einen ſchönen Abend haben.“

Tante Dora meinte etwas ſpitz: „Sie freilich können ohne den jungen Herrn keinen ‚ſchönen Abend‘ haben. Alſo wird der Abend für Sie nicht ſchön ſein; denn der junge Herr kommt heute abend nicht.“

„War er bei Ihnen?“

„Bewahre! Wie wird er? Lella iſt ihm zufällig begegnet. Der hat er’s für Sie aufgetragen. Wenigſtens wollen wir anderen ohne ihn einen ſchönen Abend haben. Sogar einen ſchönen Nachmittag.“

„Jedenfalls wird morgen ein Feſttag ſein.“

„Natürlich, da morgen Ihr Junge hier ſein wird.“

„Da wir alle für morgen von der Familie Micara zur Vendemnia geladen ſind. Und wo eingeladen? Ariſtide Minardi, Sie Bewohner vom Mauſoleum des Kaiſers Auguſtus — raten Sie, wo wir morgen Weinleſe feiern werden!“

„In der Vigna der Micara.“

„Richtig. Was aber liegt in der Vigna der Micara? Ein gewaltiges prachtvolles antikes Grabmal, faſt ſo gewaltig und prachtvoll wie das der Caecilia Metella. Wer ward in dieſem Grabmal, welches aus der letzten Zeit der Republik ſtammt, begraben? Archäologiſch begründet kein Geringerer als der ruhmreiche Feldherr und große Schlemmer Lucullus, deſſen Grab fälſchlicherweiſe die Frascataner ſich aneignen. In der ſogenannten ‚Torre Micara‘, alſo in dem hiſtoriſch beglaubigten Grabmal des Lucullus werden wir morgen ein luculliſches Gelage halten ... Was ſagt Ihr dazu? Iſt das nicht einfach

unerhört und nur in dieſem wunderbaren Lande zu erleben? . . . Nun, Tante Dora!“

Tante Doras Begeiſterung war denn auch geradezu weißglühend. Selbſt Minardi zeigte ſich intereſſiert, das Nymphlein lächelte matt, und nur die realiſtiſche Paoluccia verhielt ſich gegen eine Gaſterei in einem veritablen Grabe entſchieden mißtrauiſch. Wie konnte man es ſich in ſolchem Speiſezimmer ſchmecken laſſen? Und der Herr, der dort begraben gelegen hatte, war ſicher kein Heiliger geweſen. Vielleicht nicht einmal ein Chriſt. Der Archäologe belehrte die Zweiflerin: „Lucullus war ein antiker Heiliger der Kochkunſt, alſo ſozuſagen Dein Kollege.“

„Konnte er etwa meinen Riſotto kochen?“

„Das freilich nicht, dafür aber Paſteten aus Nachtigallzungen; und ſeine Muränen machte er mit friſchem Menſchenfleiſch fett.“

Jetzt hatte es Sankt Lucullus bei Tante Doras Getreueſter verſpielt. Voll ehrlichen Abſcheus rief die vortreffliche Künſtlerin von maccaroni und risotto al sugo: „Che bestia!“

— — — — — — — — — — — — — —

Um den morgigen Sonntag, der zur Feier der Weinleſe ein Sympoſion im Grabmal Luculls bringen ſollte, ruhigen Gemüts heiligen zu können, mußte der Profeſſor heute noch fleißig ſein. Paoluccia half der Signora Micara in der gewölbten ſaalähnlichen Palaſtküche — auf deren gewaltigem ſteinernen Herde für Mutter und Schweſter des letzten der Cäſaren gebraten und gebacken worden war — die herkömmlichen Feſtſpeiſen bereiten: „zuppa inglese“ und Pfirſichtorte. So geſchah's, daß nur Minardi mit Tante Dora und Lella einen Spaziergang machte. Gern hätte Paoluccias Töchterlein den backenden Frauen geholfen; aber Tante Dora entſchied: „Du haſt heute ſo wie ſo Deinen ſeltſamen Tag. Alſo hinaus mit Dir! Das wird Dir gut tun.“

Die drei Spaziergänger ſchlugen die Richtung nach dem Eichenwald von Grotta ferrata ein, kamen zu dem Saum

eines herrlichen Laubwaldes und einem monumentalen Portal, deſſen Gittertor weit offen ſtand. Sie ſchauten in einen dämmerungsvollen langen Lorbeergang, an welchem zwei antike graue Hermen Wache hielten.

Das offene Tor und der geheimnisvolle Laubgang waren allzu verlockend. Alſo traten ſie ein, gingen an den beiden regungsloſen Hütern vorüber und ließen ſich von der dunklen Wölbung der Zweige überſchatten. Auf den mit ſmaragdgrünem Mooſe dicht überzogenen Boden warfen die Strahlen der ſinkenden Sonne glühende Lichter, welche wie rubinrote Schlangen die ſchlanken ſchwarzen Stämme hinaufkrochen.

Lella war den beiden voraus. Die feine helle Geſtalt ſchritt bei dem Flammenſpiel der Abendgluten auf dem Moosteppich unter den feierlichen Lorbeerwipfeln wie ein überirdiſches Weſen dahin.

Die ſchöne Straße führte zu einer freien, noch im vollen Tagesglanz daliegenden Wieſe empor; und ſo ſchien es Minardi, als ſchwebte die lichte Erſcheinung von ihm und der Erde fort, geradeswegs in den Himmel hinein.

Mehr und mehr bemächtigte ſich des Mannes, der den Freunden noch nichts von der bevorſtehenden großen Begebenheit verraten hatte, eine ſtarke Bewegung. Jetzt ſagte er mit unterdrückter Stimme: „Laſſen Sie Lella ruhig vorausgehen. Ich habe Ihnen manches zu ſagen.“

„Gewiß etwas ſehr Ernſtes?“

„Montag vormittag erwarte ich die Kommiſſion.“

Statt aller Antwort legte die alte Dame ihre Hand auf den Arm ihres Begleiters. Sie tat es mit jener leiſen Berührung, wie nur eine Frauenhand ſie haben konnte — wie Richard Hilles Hand ſie hatte, wenn ſie ſeinem geliebten großen Sorgenkinde über Haupt und Wangen ſtrich.

Lella ging alſo voraus ... Sie kam zu anderen Toren, die weit offen ſtanden. Dieſe führten auf grasbewachſene Terraſſen mit leeren Marmorbecken und antiken Sarkophagen, in denen die letzten Dahlien und Hortenſien

des Jahres blühten. An die Terraſſen ſtießen verzauberte Gärten mit Bosketts von Buchs und Myrthen, in denen bemooſte Kapitelle als Ruheſtätten dienten, zertrümmerte Bildſäulen einſam ſtanden, von rankenden Roſen in erſtickender Umarmung umfangen.

Das junge Mädchen empfand nicht die märchenhafte Schönheit der Stätte. Seitdem Lella wußte, daß ſie von Marco geliebt wurde, war ihre Seele in einen Zauberſchlaf verſunken, darin alles Leben zum Rauſch ward, zu einem Traum von Sehnſucht, Erwartung und Hoffnung: der Augenblick würde kommen, wo der Geliebte nach ihr ſeine Arme ausſtreckte, wo ſie in ſeine Arme ſank, wo ſie ihm folgte, wohin er ſie führte; ihm folgte in Unglück, Jammer und Schuld.

„In Unglück, Jammer und Schuld!“

Sie flüſterte dieſe Worte, ohne ihren Sinn recht zu verſtehen. Gab es Unglück, Jammer und Schuld, wenn ſie liebte und wieder geliebt ward? Jene Frau, die ihrer Mutter das Leben ſchenkte, war ihrem Geliebten in Unglück, Jammer und Schuld gefolgt; war ihm gefolgt in den Tod.

„In den Tod ...“

Sie ſprach auch das leiſe aus; und — das verſtand ſie. Dem Geliebten in den Tod zu folgen, für den Geliebten in den Tod zu gehen — das mußte ſchön ſein; denn auch das wäre erfüllte Hoffnung, geſtillte Sehnſucht geweſen.

Sie ging jetzt einen ſchmalen Weg längs einer hohen Lorbeerwand. Plötzlich öffnete ſich dieſe vor ihr. Das junge Mädchen blieb ſtehen und ſtieß einen leiſen Ruf des Schreckens, des Staunens aus.

Der Lorbeer wölbte ſich zu einer Grotte, darin korinthiſche Kapitelle ein Ruhebett trugen. Auf dieſem lag hingeſtreckt, wie in tiefen Schlummer verſunken, in einen Schlummer voll lieblicher Träume, die antike Statue eines jungen Mädchens. Das Haupt ruhte ſanft gebettet, und ſie ſtreckte die ſchlanken, von einem feinen loſen Gewebe umhüllten Glieder wohlig aus. Ein Lächeln um-

ſpielte den reizenden Mund. In den Händen hielt ſie eine Tänie, einen Totenkranz.

Die Schlummernde war eine Geſtorbene ...

Um den Anblick noch wunderſamer zu machen, hatte irgend eine freundliche Hand rings um die liebliche Leiche Blumen gehäuft.

Es waren weiße Chryſanthemen, von denen in kurzer Entfernung von der Lorbeergrotte ein ganzes Feld in voller Blüte ſtand.

So ſchön war der Tod! So ſchön konnte er ſein, wenn der Menſch jung ſtarb!

Leiſe, als wäre die Geſtorbene doch eine Schlafende, trat Lella in die ſeltſame Grabkammer. Sie ſchritt auf die Anmutige zu, blieb vor ihr ſtehen, ſchaute ſie an, blickte ihr lange in das ſelig lächelnde Antlitz: „Ob wohl auch Du einen Marco lieb gehabt haſt? auch Du von einem Marco geliebt worden biſt, dem Geliebten in Unglück, Jammer und Schuld folgend? ... Oder biſt Du zuſammen mit Deinem Marco geſtorben? Für ihn geſtorben! Ich frage Dich das, weil Du gar ſo ſelig lächelſt. Kannſt Du nicht aufwachen und mir's ſagen, liebliche Schweſter?“

Abendſonnenſtrahlen huſchten über das lächelnde Mädchenantlitz und gaben dem Marmor Lebensglanz. Aber die Lippen, die einen Seufzer zu hauchen ſchienen, einen Laut des Erwachens nach langem Todesſchlaf, blieben geſchloſſen. Das Geheimnis ihres jungen Todes ewig verſchweigend, lächelte die Geſtorbene fort und fort.

— — — — — — — — — — — — — —

Dem immergrünen Grabmal, darin unter weißen Totenblumen die ſtumme Geſtalt aufgebahrt lag, näherten ſich Schritte. Lella ſchrak zuſammen. Sie konnte jetzt niemand ſehen; denn ſie mußte ſtehen und in das junge marmorbleiche Antlitz ſchauen, welches ihre eigenen Züge zu tragen ſchien.

Die Sonne war untergegangen, und der Abend hüllte das Bildnis der Geſtorbenen und die Geſtalt der Lebenden

in purpurne Dämmerung. Vielleicht ſchritten die beiden Kommenden vorüber.

Dicht vor der ſchwarzen Laubmauer des ſchönſten aller Mauſoleen blieben ſie ſtehen. Lella mußte hören, was ſie ſprachen.

„Er war bei mir und erriet mein Geheimnis. Ich ſagte ihm, ich beſäße kein Recht, zu lieben, wie Männer lieben, die jung ſind und mitten im Leben ſtehen; ich ſagte ihm, es würde von mir ein Frevel ſein, wollte ich nach der holden Geſtalt meine Arme ausſtrecken, ſagte ihm, daß ſie ſeiner Jugend gehörte.“

„Und er? Antwortete er Ihnen, er liebe das Kind?“

„Er vertraute mir an, daß er Lella — nicht liebe.“

„Geſtand er Ihnen auch, daß er überhaupt nicht lieben könnte? Nicht ſie, und nicht eine Andere! Nicht einen einzigen Menſchen auf der Welt, ſondern nur ſich ſelbſt.“

„Marco könnte nicht lieben?“

„Er kann nicht! Verſtehen Sie mich wohl: Marco Lippi kann nicht lieben! Aber er kann etwas anderes: er kann unglücklich machen; kann zerſtören! Diejenigen unglücklich machen und zerſtören, die ihn lieben. Wie Entſagung und alles Gute und Große Ihre Natur iſt, ſo iſt jenes Unheilvolle die ſeine.“

„Tante Dora! Liebe Freundin! Sie tun ihm Unrecht!“

„Auf den Knieen wollte ich's ihm abbitten, ihm und dem alten törichten Kinde, der in dieſem jungen Menſchen ſein Seelenheil ſuchte und fand.“

„Sie ſind außer ſich!“

„Ich bin's! Ihnen, der Sie mir Ihr tiefſtes Innere enthüllten, will ich anvertrauen, weshalb ich's bin ... Ich bin außer mir über mich ſelbſt.“

„Nein, nein!“

„Ja, ja! Denn ich ließ Richard Hilles Jungen mit meinem geliebten Lellakinde zuſammenleben; ich ſah das Unglück kommen und — ließ es geſchehen. Faſt mit Freuden ließ ich's geſchehen. Ja wohl: faſt mit Freuden!

Eine ſo ſchlechte Frau iſt Tante Dora, die Gute! Geſchehen ließ ich, daß über mein armes holdes Kind dieſes Unglück, dieſer Jammer kommt."

„Lella liebt ihn ſehr?"

„Sie liebt ihn ſo ſehr, daß ſie an ihrer Liebe zu Grunde gehen wird. Und ich f r e u t e mich!"

„Wie hätten Sie's aufhalten ſollen? Das arme Kind mußte ihn lieben. Stellen Sie ſich doch nur die beiden vor!"

„Das iſt's ja eben! Ich ſtellte mir vor, wie Lella, wenn ihre Liebe auch zu nichts führen konnte, dennoch glücklich ſein würde; ich ſtellte mir vor, wie auch ihre unglückliche Liebe zu dieſem ſtrahlenden Jüngling ihr das Leben aufſchließen würde gleich einer goldenen Pforte, dahinter das Paradies liegt. Ich alte Törin führte mein armes Kind ſelbſt bis an die Schwelle und dachte: ‚Wenigſtens ſoll ſie hineinſchauen in all den Glanz!' Denn darin eingehen . . . Wer von uns Frauen darf darin eingehen? Nur auf der Schwelle ſtehen — ſchon das iſt für uns ein Glück! . . . Achten Sie nicht auf mich! Was weiß eine alte Jungfer von ſolchen Dingen? Aber ich ſtellte mir's für mein geliebtes holdes Lellakind vor und — ließ es in Gottes Namen geſchehen."

„Liebe gute Freundin!"

„Sie ſollen mich nicht ſo nennen! Von allen Menſchen Sie am wenigſten. Denn auch gegen Sie beging ich ein großes Unrecht."

„Welche Phantaſie!"

„Wenn ich Richard Hille, ſo lange es noch Zeit war, gebeten und beſchworen hätte, mit ihm fortzugehen, ſo wäre vielleicht noch Zeit geweſen. Und wenn dann Sie gekommen wären; wenn das Kind Sie erkannt hätte; wenn Ihre machtvolle Liebe —"

„Nein, nein! Sie muß der Jugend angehören, dem Lächeln des Lebens."

Aber Tante Dora blieb bei ihrer Anſicht: „Wenn dann Sie für Lella das Lächeln des Lebens geworden wären,

ſo hätte ſie das Glück des Lebens gefunden. Daß meines Kindes Lebensglück zerſtört ward, iſt meine Schuld. Noch auf meinem Sterbebette werde ich daran denken und mir die Schuld nicht verzeihen."

Nach einer Pauſe tiefen Schweigens ermahnte Minardi: „Wir ſollten Lella ſuchen."

„Bleiben Sie! Ich muß Ihnen noch das eine ſagen. Nicht, um mich zu entſchuldigen, ſondern um Ihnen zu erklären, weshalb ich's auch ſonſt geſchehen ließ, obgleich ich wußte, daß er nicht lieben kann — nicht kann!... Auch ſeinetwillen ließ ich's geſchehen! Ich Närrin dachte: ‚Vielleicht, daß er durch dieſe rührende Geſtalt, dieſe erſte Liebe eines jungen reinen Weibes eine Wandlung ſeines ganzen Menſchen erfährt. Dann wäre es auch für Marco ein großes Glück geweſen. Und für Richard Hille!' Denn erſt, wenn die heilige Liebe dieſes Mädchens an ſeines Jungen Seele wie Gottesodem gerührt hätte, wäre Marco Lippis Leben aus Wogen und Wirbeln gerettet geweſen. Und mit ihm zugleich Richard Hille! ... Und ich dachte weiter: ‚Ein Künſtler iſt er. Es fehlt ſeiner Kunſt aber die Muſe. Du willſt ſie ihm geben! Dann könnte er auch für die Kunſt gerettet werden: durch die Liebe meines armen holden Kindes'. Und nun —"

Und Tante Dora ſchluchzte jammervoll auf ... Minardis ernſte Stimme ſagte voll tiefer Bewegung: „Sie brauchen mir nichts zu erklären. Ich verſtehe Sie, verſtehe Ihre edle Abſicht."

Voller Empörung rief die alte Dame: „Edle Abſicht? Sprechen Sie mir nicht von edler Abſicht! Sie als Allerletzter! Eine wundervolle edle Abſicht von einer alten Jungfer, Unheil zu ſtiften und mein armes Kind mit meinen ſehenden Augen in ſein Schickſal laufen zu laſſen; nur, damit es erfahren ſoll, was ich und meinesgleichen niemals erfuhren und was wir vielleicht gerade deshalb für der Frauen Schönſtes und Höchſtes halten. Auch dann für unſer Schönſtes und Höchſtes, wenn es die

Menſchen mit ihrem dummen Geſchwätz ‚unglückliche Liebe‘ nennen. Nun kann ich ja dieſes Schönſte und Höchſte an meinem armen Kinde erfahren, ich widerwärtige Närrin!“

Gingen die beiden noch immer nicht? Sprachen ſie noch immer weiter? Mußte das Kind, welches ſo blaß und regungslos war wie das lächelnde Marmorbild des toten Mägdleins, noch mehr hören? ... Und Lella hörte jetzt Minardi die Frage ſtellen: „Sind Sie wirklich ſicher, ſich nicht zu irren? Wäre es nicht doch möglich, daß Marco ſie —“

Leidenſchaftlich unterbrach ihn Tante Dora: „Von Tag zu Tag hoffte ich, daß es möglich wäre und ich mich täuſchen könnte, um — erſt vor ganz kurzem — zu der Erkenntnis zu kommen, daß es nicht möglich iſt. Marco Lippi bleibt Marco Lippi! Er gehört zu den Menſchen, die aus ihrer Haut nicht herauskönnen. Weil er nicht lieben kann, ſo begehrt er; und was er begehrt, das will er beſitzen. Wenn Richard Hille wüßte ... Sie lieben ihn ja auch, und Sie lieben mein armes Kind. Aber auch Sie können die beiden vor dieſer Erkenntnis nicht ſchützen.“

„Nein! Auch ich kann die beiden nicht ſchützen.“

Endlich gingen ſie! Lella ſtand und lauſchte auf die langſam ſich entfernenden, leiſe verhallenden Schritte. Dann erſt durfte ſie ſich regen, durfte ſie aufſchluchzen, aufſchreien. Aber ihre Lippen blieben ſo geſchloſſen und ſtumm wie die des Marmorbildes der jungen Toten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille glaubte, Marco könnte doch ſchon in der Nacht zurückkehren. Er ſchickte daher die Dienerin zu Bett, zog den Fenſtervorhang zurück und zündete alle Kerzen an ... Wenn Marco auf ſeinem dunklen Heimritt die Lichter Frascatis aufleuchten ſah, ſollte ihm der Kerzenglanz ſchon von weitem zurufen: ‚Dort, wo es hell iſt, biſt Du zu Hauſe!‘

Die Nacht wurde plötzlich ſtürmiſch. Vom Meere her kam es herangebrauſt und fuhr heulend um das Haus der Micara, darin die Mutter Napoleon Bonapartes um ihren

toten großen Sohn geſeufzt und geklagt, brennende Muttertränen vergoſſen, heiße Gebete geſtammelt hatte. Wie Stöhnen, Seufzer, erſtickte Klagelaute klangen die wilden Sturmesſtimmen um das hoch über der Campagna gelegene Haus.

Richard Hille ging in den hell erleuchteten Gemächern auf und ab; er lauſchte auf die ſtöhnenden klagenden Stimmen; lauſchte, ob er nicht den Laut von Pferdehufen auf dem baſaltenen Pflaſter vernahm: näher und näher kommend, bis ſie vor dem Portale ſtille wurden, bis der Wartende durch den Sturm die helle junge Stimme rufen hörte: „Da bin ich! Du biſt noch auf?“

Jetzt blieb er ſtehen, trat ans Fenſter, ſchaute hinaus ... Durch die Finſternis ſchimmerte ihm das weiße Gewölk der Lichter Roms entgegen. Aber ſchwarz wie menſchliche Hoffnungsloſigkeit dehnte ſich zwiſchen dem hellen Zimmer und jenem Lichtglanz das nächtliche Land.

Eine jähe Angſt ſtieg auf in der Seele des Einſamen ... Wenn der Erwartete in jener Finſternis läge: vom Pferde geſtürzt, aus Wunden blutend, ohne Hilfe, mutterſeelenallein! Gewiß würde er des Mannes gedenken, der oben wachend ſtand; gewiß würde er ihn herbeirufen.

In die Finſternis ſtarrend, bewegte Richard Hille die Lippen, als ſpräche er zu dem Stöhnen und Ächzen des Windes ein Gebet. Als ob das helfen könnte! Menſchengebet helfen gegen Menſchenqual und Menſchenſchuld; helfen gegen den Spuk dunkler Gewalten.

XIX

„Tante Dora?“

„Du biſt's, Kind? Schläfſt Du nicht längſt?“

„Du wachſt ja auch noch.“

„Ich muß auf den Sturm hören.“

„Wie er an Fenſtern und Türen rüttelt und zu uns hinein will!“

„Wir laſſen ihn aber draußen toben und toſen ... Wenn Du nicht ſchlafen kannſt, ſo komm herein.“

Mit bloßen Füßen, im langen Hemdlein ſchlüpfte Lella ins Zimmer und ſchloß die Tür.

„Warte, ich mache gleich Licht.“

„Bitte, nein! Bitte, laß es dunkel ... Darf ich mich zu Dir ans Bett ſetzen?“

„Soll ich dem Kinde Geſchichten erzählen, bis das Kind müde wird und einſchläft?“

„Deine Geſchichten ſind wunderhübſch; und ſie ſind ſo luſtig. Weißt Du, was ich erkannte?“

„Daß meine luſtigen Geſchichten für ſolch junges Ding recht langweilig ſind?“

„Daß die Geſchichten, die der Menſch erlebt, recht traurig ſind.“

„Das erkannteſt Du? Schon ſo bald!“

Die alte Dame richtete ſich jäh im Bett auf und ſah erſchrocken zu dem Kinde hinüber. Sie ſah die feine Geſtalt im weißen Linnen in dem altmodiſchen Lehnſeſſel kauern, konnte jedoch das Geſicht nicht erkennen. Es mußte ſehr blaß ſein und hatte gewiß ſein wehmütiges Lächeln. Leiſe erkundigte ſich das Kind: „Bin ich für die traurigen Geſchichten des Lebens etwa noch zu jung? Denke doch an die Geſchichte meiner Großmutter.“

„Willst Du mich böse machen, so sprich von dem schlechten Weibe!“

„Ich muß so oft an meine Großmutter denken, obgleich ich weiß, daß es Dir Kummer macht. Ich mache Dir so wie so Kummer genug.“

„‚So wie so‘. Wie sprichst Du nur heute; wie bist Du nur heute?“

„Ganz glücklich. Nicht sehr glücklich; aber doch ganz glücklich.“

„Wenn Du wirklich glücklich wärst ... Kümmere Dich nicht um mich; aber ich muß weinen.“

Lella saß ganz still und hörte auf das Schluchzen der alten Dame. Nach einer Weile sagte sie: „Ich konnte nicht einschlafen, weil ich auf den Sturm hören und dabei so viel denken mußte. Dann stand ich auf und kam zu Dir, um Dir zu sagen, woran ich denken muß.“

„Sage mir's! Vertraue Dich mir an!“

„Ich weiß so wenig davon. Darum komme ich zu Dir und frage Dich ... Wenn ein Mädchen von einem Manne sehr, sehr geliebt wird; von einem Manne, der nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein ganz herrlicher Mensch ist —“

„Sprichst Du von Marco?“

Die Frage klang wie ein Angstruf. Lellas ruhige Antwort lautete: „Ich spreche von Aristide Minardi.“

„Von ihm!“

„Von dem Manne, der ein großer Künstler und ein herrlicher Mensch ist.“

„Ach Kind, am Montag erfolgt die Entscheidung.“

„Ich weiß, und ich weiß noch mehr.“

„Was weißt Du sonst noch?“

„Daß Minardi mich lieb hat: sehr, sehr lieb. Da wollte ich Dich denn fragen —“

„Um Gottes willen, Lella!“

Mit leiser ruhiger Stimme sprach das blasse Kind weiter: „Und da wollte ich Dich denn fragen: ob es mich nicht glücklich machen müßte, wenn — Tante Dora,

wenn ich den Mann, der mich ſo unausſprechlich lieb hat, glücklich machen könnte! Sage mir's; denn ich weiß es nicht."

Tante Dora ſagte es nicht. Sie weinte.

„Wenn Du nämlich meinſt, ſo will ich — So möchte ich Dich bitten, ihm zu ſagen — Nicht gleich morgen; aber Montag, wenn die große Entſcheidung für ihn fällt ... Sage ihm, daß ich zu ihm emporſchaue wie zu der himmliſchen Güte ſelbſt; ſage ihm, daß ich dafür leben will, ſeiner Güte und Liebe wert zu ſein; ſage ihm, daß es für mich ein großes Glück ſein würde, wenn er mich an ſein edles herrliches Herz nehmen könnte. Mehr als Glück: Hilfe und Rettung wär's für mich!"

„Lella! Was ſagteſt Du? Hilfe und Rettung? Lella!"

„Es wäre ſo ſchön, könnte ich einen anderen Menſchen glücklich machen, einen Menſchen, der mich über alles lieb hat. Ich würde dadurch gewiß ſelbſt glücklich werden. Willſt Du ihm das von mir ſagen? Nur nicht ſchon morgen! Keinem ſchon morgen! Auch nicht Sor Riccardo und nicht — Marco ... Marco wird ſich gewiß freuen, wenn ich glücklich bin."

„Mein Kind, mein armes Kind, mein geſegnetes Kind! Komm in meine Arme, an mein Herz! Lege Dein Köpfchen an meine alte Bruſt, damit ich Dich ſegnen kann."

Das junge Mädchen kniete neben dem Bette nieder, ließ ſich von ihrer mütterlichen Freundin in die Arme nehmen, ließ ſich ſegnen von Tante Dora, die das Kind bis an die Schwelle eines Paradieſes führen wollte, an der ſie ſelbſt niemals geſtanden hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille war nicht gerade übler Laune; aber er befand ſich durchaus nicht in der ſtrahlenden Stimmung, wie er dies nach Marcos glücklicher Ankunft am frühen Morgen hätte ſein müſſen.

Was ſie heute nur haben mochten? Sie alle! Alle waren heute ſo ſonderbar.

Der ſtürmiſchen Nacht folgte ein glanzvoller Oktober-

sonntag, und Frascati wimmelte von sonntäglich geputzten, Vendemnia feiernden, sich freuenden Menschen. In aller Herrgottsfrühe läuteten bereits die Glocken, daß die Lüfte Schall geworden schienen. Böllerschüsse donnerten, und lustige Musik ertönte. Bereits in aller Frühe auf den Plätzen und in den Straßen, vor den Trattorien und auf der Passeggiata ein buntes Treiben: Landvolk aus den Marken, aus der Sabina und den Abruzzen; die Männer in dunklen, die Frauen in farbigen Kostümen, wie solche die Bewohner jener wilden Provinzen schon vor Jahrhunderten trugen. In der Menge spazierten junge Frascatanerinnen in hellen schleppenden Gewändern, den gestickten weißen Seidenschal um die Schultern, ein schwarzes Schleiertuch um den Kopf, mit Goldschmuck behangen. In strenger Abgeschlossenheit von den Herren der Schöpfung, wandelten sie in der Haltung von Königstöchtern, ihren Fächer wie einen Zepter schwingend. Die Frascataner jeunesse dorée stand auf der Piazza und vor Porta Romana beisammen. Nach neuster römischer Mode gekleidet, besprachen die jungen Elegants die Aussichten der Weinernte ihrer Vaterstadt und ließen dabei die Schönen scheinbar unbeachtet an sich vorüberziehen. Aber während sie über die Weinpreise stritten und leidenschaftlich von Geld, ausschließlich von Geld, redeten, machte mancher Jüngling zu seinem eigenen Erstaunen die Wahrnehmung, daß von dem Trio großer Götter: Bacchus, Merkur und Amor, dieser der größte Gott sei.

Alles das war an dem glanzvollen Oktobersonntage gar herrlich! Die Rebengefilde leuchteten; es leuchtete das Meer; es leuchteten die Federbüsche und Silberschnüre der Carabinieri, die sich in voller Pracht majestätisch durch die geputzte Menge bewegten. Von dem Altan des Palazzo Micara aus übersah Sor Riccardo das fröhliche Festtreiben und begriff nicht, was die Menschen, die er zärtlich liebte, an dem wunderschönen Tage ‚denn nur eigentlich haben mochten?'

Richard Hilles betrübtes Gesicht veranlaßte Tante

Dora ſchließlich zu der Erklärung: „Was ſollten wir haben? Nichts. Vielmehr: ſehr viel — da Sie's durchaus wiſſen wollen. Wir wollten es Ihnen erſparen, bis es vorüber war. Die Sache iſt nämlich die, daß morgen die Kommiſſion zu Minardi kommt — endlich! Jetzt wiſſen Sie's, und jetzt geben Sie ſich gefälligſt Mühe, uns den ſchönen Tag nicht zu verderben."

Tante Dora tat derartig entrüſtet, als ſei es Richard Hilles Lieblingsbeſchäftigung, den Menſchen, die er ins Herz geſchloſſen hatte, das Leben zu verbittern.

Alſo jetzt wußte es Sor Riccardo! Und jetzt geriet er darüber in die größte Aufregung, fühlte ſich jedoch an dem ſtrahlenden Tage voller Hoffnung auf einen guten Ausgang der ſo lang und bang erwarteten Sache; denn: „Noch immer iſt Italien das heilige Land der Kunſt und der Künſtler! (Von den Franzoſen und Paris will ich heute nichts hören!) Wenn Tante Dora und ich mitunter etwas zaghaft waren — nur mitunter und nur etwas — ſo begingen wir damit ein Unrecht an der ganzen italieniſchen Nation, der wir durch unſere Zaghaftigkeit ein Mißtrauensvotum ausſtellten. Ich ſchlage vor, dieſes wonnige Feſt der Weinleſe als ein gutes Omen zu betrachten und rufe daher ſchon jetzt: ‚Evviva unſer teurer Meiſter Ariſtide Minardi, den wir lieben und der zu uns gehört!'"

Lachenden Auges und dabei zuckenden Mundes lief das alte Kind zu Ariſtide Minardi, ſchüttelte ihm beide Hände, umarmte ihn; handſchüttelte und umarmte wieder und wieder. Er mußte auch Tante Dora an ſein Herz drücken, mußte das Nymphlein auf die blaſſe Stirn küſſen, Paoluccia ſchalkhaft zunicken und Marco freudeſtrahlend zuflüſtern: „Sei heute ja recht glücklich, mein Junge!"

Aber Marco ſchien heute nur Augen und Sinn für Lella zu haben, ſie mit heißen Blicken betrachtend. Wo er irgend Gelegenheit fand, näherte er ſich ihr und raunte ihr mit vor Leidenſchaft erſtickter Stimme zu: „Kleine Lella! Liebe Lella! Liebe ſüße Lella!"

Das blasse Kind wich nicht aus, hielt tapfer stand, bei jedem ihm zugeflüsterten zärtlichen Worte innerlich erbebend, als träfe es ein glühender Pfeil; bei jedem heimlichen heißen Blick des Geliebten denkend: ‚Er liebt mich nicht; denn er kann nicht lieben! Er begehrt mich nur; denn er kann nur begehren!‘

Nachmittags war großer Auszug von Palazzo Micara: die Damen in Frascatis elegantestem Landauer, die Herren hoch zu Roß. Welche Kavalkade! Die drei jungen Söhne Micara und Marco glichen einem zweifachen Dioskurenpaar; Aristide Minardi saß stattlich und würdevoll wie ein römischer Ritter zu Pferde, und selbst Richard Hille, auf dem sanftesten Mietsgaul thronend, der auf seinem geduldigen Rücken Damen aller Nationen nach Tusculum hinaufgetragen hatte — selbst der Buonissimo machte heute in einem funkelnagelneuen silbergrauen Herbstanzuge keine ganz so unglückliche Figur wie an anderen, weniger festlichen Tagen.

Vorbei ging's an der terrassenreichen Villa Torlonia; vorbei an der köstlichen Villa Palavicini und der traumhaften Villa Muti. Und jetzt auf antiker Straße durch hochstämmigen Ölwald, der die Reiter aufnahm wie ein Silbergewölk.

Der schöne Baum der weisen Göttin hing so voller Früchte, daß die Zweige sich bogen. In dem lichten Laubwerk glänzten die edlen Beeren in allen Schattierungen, die der Reife vorangingen, vom zartesten Braun und Violett bis zum schwärzlichen Blau, den frühlingsgrünen Rasen mit abfallender Fruchtbarkeit verschwenderisch überschüttend.

Plötzlich, inmitten dieses Hains der Minerva, ein von blühenden Rosenhecken eingefaßter Weg, der zu einem goldigbraunen turmhohen Rundbau führte: zu der Torre Micara, dem echten archäologisch beglaubigten Mausoleum Luculls!

„Tante Dora, Marco, seht nur! Der Ölwald scheint ausgeholzt zu sein, um dem Grabmal Platz zu machen.

Seht die Roſen! Die Lieblingsblume Luculls umblüht noch nach zwei Jahrtauſenden ſeine Gruft. Welch ein Bau! Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ſeine Baſis noch viele Meter tief im Boden ſteckt ... Kommt hierher! Seht! Das Dach iſt eingeſtürzt, und der Himmel wölbt ſich darüber. Auch im Innern alles Roſen: die Roſen Luculls! Eine ganze Landwirtſchaft hat ſich in dem Grabe eingeniſtet: Pächterhaus, Stallung, Hühnerhof ... Der turmähnliche Aufbau ſtammt natürlich aus dem Mittelalter, wo das Mauſoleum den tusculaniſchen Grafen als Feſtung diente. Er wurde aus Trümmern des Grabmals errichtet... Seht die eingemauerten Inſchrifttafeln, die Gebälkſtücke, die Fragmente von Statuen!"

Als die Geſellſchaft in jenen den Olwald durchziehenden Roſenweg einbog, gaben die drei Söhne Micara ihren Pferden die Sporen und ſprengten ihren Gäſten voraus, anzuſehen wie Helden aus der Aneide. Sie wurden von einem Rudel mächtiger ſchneeweißer Wolfshunde begrüßt, die unter Freudengeheul an den Pferden zu ihren Herren hinaufſprangen. Ein kurzer gebieteriſcher Zuruf machte die wilden Tiere zahm wie Mäuslein.

Durch den Torbogen ſtürmten die drei Jünglinge in das Grabmal, ſprangen aus dem Sattel und traten ſogleich wieder heraus, um als Wirte die Gäſte zu empfangen. Sie verrichteten die Zeremonie mit ſolchem freien Anſtand, als ob Königsſöhne Könige begrüßten.

„Von allem Wunderbaren iſt dies das Wunderbarſte!"

Was Richard Hille in ſeiner Begeiſterung ſo nannte, war die Tafel, zu der die Gäſte von den drei Epheben geführt wurden. Sie war in der Mitte des Grabmals gedeckt: an der nämlichen Stelle, an welcher der Sarkophag des großen Feldherrn und noch größeren Schlemmers geſtanden hatte. Als Tiſch diente eine mächtige, über vier Kapitelle gelegte Marmorplatte und als Tiſchtuch herbſtliches Weinlaub, gleich einem Gewebe aus Purpur und Gold leuchtend. Unter den Feſtſpeiſen befanden ſich Schinken und Salami, Feigen und Pfirſiche; und als

Prachtstück der Tafel paradierte ein hoher Aufbau von Trauben. Zwischen diesen Genüssen standen strohumflochtene Flaschen, mit buntem Weinlaub bekränzt. Weil es an Stühlen mangelte, hatten die Knechte antike Gebälkstücke herbeigeschafft und darüber denselben königlichen Teppich gebreitet, der den Tisch deckte.

Ein luculliſches Mahl im Grabmal Luculls!

Aus der Vigna tönten die Gesänge der Traubenpflückerinnen herüber, die in der Erntezeit auch Sonntags nicht feierten; und im Ölwald spielte ein Hirtenknabe die Rohrpfeife . . .

Marco saß an Lellas Seite, so daß es den Anschein hatte, als gälte das dionysische Fest diesen beiden jungen schönen Menschenkindern. Durch die bewundernden Blicke, mit denen die Söhne Micara Lellas Liebreiz huldigten, und durch die freundschaftlich-schelmischen Worte der guten Dame Micara verrieten die Wirte ihren Gästen ihre Gedanken: ‚Was für ein entzückendes Paar haben wir unter uns!‘ Die Vorstellung, sie hielten ihn und Lella für heimliche Liebesleute und ein zukünftiges Brautpaar, wirkte auf Marcos entflammte Sinne mehr als der feurige Wein, der dem seligen Lucullus zu Ehren reichlich floß. In seiner Dionysosstimmung glich Richards Junge mit seinem leuchtenden Antlitz dem Gott, den heute das Volk der Albanerberge als seinen Schutzheiligen feierte. Es fehlte ihm nur die Krone aus Weinlaub oder — der Kranz aus rauschbeschwörendem Eppich.

‚Ich hätte es ihm und allen schon heute sagen müssen, ehe neues Unheil entsteht‘ — mußte Tante Dora beständig denken. Ihr Platz war neben Minardi, der heute etwas von dem Entfremdeten und Entfernten früherer Zeiten hatte und nichts ahnte von dem großen Glück, das ihm schon der nächste Tag bringen sollte.

Da sie des kommenden Tages gedachte, wurde der alten Dame angst und bang zu Mut: die Erfüllung eines Menschenschicksals fiel zusammen mit der Entscheidung über das Schicksal des Künstlers. Welches Geschick würde

von beiden das glücklichere sein? ... Als wären sie zu trennen gewesen!

Für Richard Hille gab es so viel des Absonderlichen in diesem Speisesaal, dessen Kuppel der Saphir des Himmels bildete, daß er erst jetzt die Kirschbäume gewahrte. In voller Herbstpracht erglühend, standen sie mit scharlachrotem Laub am Eingang des Grabmals, wie eine Reihe flammender Fackeln lodernd.

„Seht die Kirschbäume! Teure Signora Micara, wie kommen gerade Kirschbäume hierher in das Grabmal Luculls?"

Lächelnd erzählte die würdige Matrone die Geschichte dieser Bäume: „Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß dieser Lucullus (‚questo Lucullo'), der ein schwerreicher Mann war (‚un millionario'), der erste gewesen, der die Kirschbäume aus Asien nach Europa gebracht hat. Hier nun, auf seiner Meierei — ihm gehörte ringsum alles Land — hat er sie gepflanzt; denn er war ein Herr, der gutes Essen und Trinken mehr liebte als die Heiligen und die Madonna. Als diese Kirschbäume noch nicht standen, wo sie jetzt stehen, haben wir, der selige Micara und ich, einmal im Frühling hier gesessen, Kirschen gegessen und dabei von dem Signore Lucullo gesprochen. Wir waren ein junges Paar, und was das sagen will, werden einige von unserer Gesellschaft gewiß sehr bald wissen. Es war ein heißer Tag, und mein junger Ehemann verspürte heftigen Durst. Ich hatte die Kirschen heimlicherweise mitgenommen, und jetzt zeigte ich sie ihm. Da hätten Sie sehen sollen, wie gierig er nach den süßen saftigen Früchten langte. Ich aber — boshaft, wie wir Frauenzimmer nun einmal sind — gab sie ihm nicht, sondern vor seinen Augen steckte ich sie eine nach der anderen in meinen Mund. Ich hielt sie zwischen meinen Lippen, und weil er vor Durst schier verschmachtete, stahl mir der Schelm die Kirschen von den Lippen fort, behauptend: er wolle mich küssen, und versichernd: auf der ganzen Welt gäbe es keine solche süßen saftigen löst-

lichen Kirſchen, als wie er in dem Grabmal dieſes Signore Lucullo pflückte, der ſich auf ſeiner lieben Meierei hatte begraben laſſen. Ich lachte den Schmeichler aus. Heimlich jedoch bewahrte ich die Kerne, und heimlich pflanzte ich ſie dort beim Tor. Jetzt ſtehen die Bäume bald dreißig Jahr, und in ganz Frascati gibt es keine ſolche ſüßen ſaftigen köſtlichen Kirſchen, als —"

Länger hielt es Richard Hille nicht aus. In heller Begeiſterung rief er: „— als aus den Küſſen zweier junger verliebter Leute im Grabe Luculls aufgingen! Geſegnet die Küſſe, die ſolche Frucht tragen! Söhne und Sohneskinder aller zukünftigen Generationen der Micara werden die Küſſe jener beiden Liebenden ſegnen und ihrer bei jedem Kirſchenſchmauſe gedenken ... Ich ſchlage vor: alle jungen Liebespaare Frascatis ſollen zur Kirſchenzeit nach dem Grabmal Luculls eine Wallfahrt unternehmen, und der Liebende ſoll daſelbſt die ſüßen ſaftigen köſtlichen Früchte von den Lippen der Geliebten pflücken zum Angedenken jenes allererſten Kirſchenpflückers an dieſem wonnigen Ort."

Mit dieſem Vorſchlag war die Signora Micara jedoch durchaus nicht einverſtanden; denn: „In Frascati gibt es mehr verliebtes Volk als Kirſchen an unſeren Bäumen. Was bliebe für uns übrig?"

Von roten Frauenlippen ſüße köſtliche Früchte pflükken —

Das hieß jung ſein! Das hieß ſeine Jugend fühlen, ſeine Jugend genießen! L e b e n hieß es! Um zu leben, ward der Menſch geboren. Der arme Oswald Alwing, dem die Sonne aufging, als in ſeiner Seele die Nacht des Wahnſinns anbrach, der tragiſche Sohn, dem ſeine Mutter den Schlummertrank reichen ſollte, hatte ſein bißchen Leben mit ſeinem Untergang büßen müſſen ... Marco Lippi war nicht Oswald Alwing. Und ſo wollte er denn einen anderen Kelch an ſeine durſtigen Lippen ſetzen; wollte er trinken und trinken, bis er trunken vom Leben war.

Die Tafel in der Grabrotunde wurde aufgehoben ... Da in Richard Hilles Seele der Archäologe ſich nicht länger zurückhalten ließ, ſo ging er, um nach antiken Funden zu ſpüren. Am liebſten hätte der Mann mit den Knechten ſogleich eine Ausgrabung begonnen, um womöglich die Gebeine dieſes ‚Signore Lucullo' zu finden, der noch nach ſeinem vor zweitauſend Jahren erfolgten Tode guten Menſchen in ſeinem Grabmale Feſtfreuden bereitete.

Jetzt ſchlugen die Söhne Micara vor, die Traubenpflückerinnen zu begrüßen und die in ihrer Oliveta gelegenen ſogenannten Grotten Luculls zu beſichtigen: die Ruinen ſollten zu der Villa des großen Schlemmers gehört haben, und es war anſtändig, dem Wirt in ſeinem Hauſe einen Beſuch abzuſtatten.

„Ich muß mit Dir reden! Noch heute! Sogleich! In den Grotten! Hörſt Du: ich muß! Bleibe alſo in den Grotten zurück und warte auf mich. Noch heute mußt Du —"

Marcos heimliches Flüſtern wurde von einem raſenden Geſchrei unterbrochen, einem Geheul. ... Sie betraten ſoeben die Weingefilde, daraus die Pflückerinnen ihnen entgegenſtürzten, einem Schwarme Mänaden gleich. Sie hielten in hoch erhobenen Händen Trauben, mit denen ſie den Gäſten der Micara heftig zuwinkten, dabei jene bacchantiſchen Rufe ausſtoßend.

„Sind die Weiber verrückt geworden?"

Ariſtide Minardi beruhigte die aufgeregte Tante Dora: „Was Sie jetzt erleben werden, iſt eine uralte lateiniſche Sitte."

Mißtrauiſch erkundigte ſich die Belehrte: „Was ſoll ich erleben?"

„Die Traubenſalbung."

„Das klingt ja ganz nach Antike. Und Richard Hille iſt nicht dabei!"

Die Bacchantinnen ſtürmten mit wilden Gebärden heran, warfen ſich vor den Gäſten zu Boden und zer-

drückten auf deren Schuhen die Trauben. Vor jedem Geſalbten ſangen ſie einen Spruch ab, der in einem getragenen feierlichen Rhythmus erklang. Marco erhielt folgende ſeltſame Strophe:

Mit Trauben, blutroten,
Mit rinnendem Safte der Reben
Salben wir dich dem Leben
— Laß tot ſein die Toten!

Der junge Mann ſtand, als wären ſeine Füße an den Boden gefeſſelt, ließ die ſymboliſche Handlung an ſich vornehmen, ohne ſich zu regen, hörte die eigentümlichen Worte in der feierlichen Weiſe geſungen, dachte: ‚Dergleichen kann der Menſch alſo wirklich erleben! Was ich in geheimſter Seele fühle, was die letzte Nacht in mir zum klaren Bewußtſein brachte, das ſprechen dieſe wilden Frauen aus, weiſen Sibyllen gleich, die das Schickſal der Menſchen ergründen und verkünden! ... Und neben mir ſteht die Geliebte, von deren ſüßen Lippen ich heute Leben ſchlürfen will, die Toten tot ſein laſſend.‘

Ganz im Banne des phantaſtiſchen Auftritts, der mit einer reichlich ausgeteilten Geldſpende belohnt wurde, begab ſich die Geſellſchaft tiefer in die Rebengefilde hinein, daran der Olwald ſtieß: Stamm an Stamm, aus mächtigen Wurzeln emporwachſend, vielfach zerſpalten und geborſten, gewunden und gekrümmt gleich einem Kunſtwerk aus altem Silber. Jeder Stamm trug wundervoll ziſeliertes ſilbernes Gezweig, daran, aus Edelſteinen gebildet, die Früchte hingen: Saphir und Rubin, Amethiſt und acqua marin. Es war ein Zauberhain.

Die Grotten Luculls beſtanden in einem Labyrinth von Gängen und Portiken, von Hallen und Sälen und ſtiegen mehrere Stockwerke auf. Die Natur hatte von der zertrümmerten und verſunkenen Pracht Beſitz ergriffen und triumphierenden Einzug in die Ruinen gehalten. Sie umhüllte die zerbröckelnden Mauern mit Kaprifolium und Roſen, überwölbte die deckenloſen Ge-

mächer mit Efeu, füllte die zur Hälfte verschütteten Säulengänge mit wilden Gärten und vergoldete die Reste der Terrassen mit der Blüte des Ginsters.

Noch führten Treppen von einem Stockwerk zum andern, und die Stufen schmückte noch die alte kostbare Marmorbekleidung, die auch vielfach an den Wänden erglänzte. Die führenden Jünglinge zeigten ihren Gästen wohlerhaltene Mosaikfußböden: auf weißem Grunde schwarze Arabesken von hellenischer Anmut.

Es wurde Lella leicht, sich unbemerkt von der Gesellschaft zu entfernen ... Marco hatte ihr zugeflüstert: er müsse sie sprechen! Also mußte sie tun, was er ihr gebot. Nur heute noch mußte sie das! Bereits morgen wurde sie vor ihm, der sie nicht liebte, sondern begehrte, von einem Manne geschützt, dessen machtvolle Liebe sie allen bösen Gewalten abringen würde.

Sie stieg die eingesunkenen Treppen hinauf, Räume durchschreitend, darin geheimnisvolle Dämmerung herrschte. Aus der Höhe herab fiel ein mystischer Schein: das Tageslicht, das durch die eingestürzten, von Efeuranken umzogenen Wölbungen brach. Im höchsten Stockwerk angelangt, trat sie plötzlich ins Freie. Es war eine lange schmale Terrasse, sich wie ein turmhoher Wall in den Olivenhain hineinziehend. Auf dem engen Raume, der wie ein Steg durch die Lüfte führte, schritt sie vor, weiter und weiter. Ihr zur Rechten und ihr zur Linken gähnte die Tiefe, zu der die Silberflut der Ölbaumwipfel aufschlug.

„Lella!"

Plötzlich hörte sie leise leise ihren Namen rufen. Er tönte aus der Tiefe zu ihr empor: flehend, zärtlich, leidenschaftlich.

Dem Rufe folgend schritt sie vor, weiter und weiter ...

Jetzt stand sie wie auf einer Klippe, unter sich den Abgrund. Jetzt sah sie ihn! In der Tiefe stand er, streckte beide Arme zu ihr empor, rief leise leise ihren Namen: flehend, zärtlich, leidenschaftlich.

„Lella! Bleib ſtehen! Rege Dich nicht!“

Plötzlich eine andere Stimme: die Stimme Ariſtide Minardis! Ruhig gebietend, und doch durchzittert von Todesangſt.

Ihres Retters Stimme!

Sie gehorchte der Stimme ... Ohne ſich zu regen, ſtand ſie auf der Klippe hoch über dem Abgrund, ein Lächeln um den leicht geöffneten Mund, das Haupt ein wenig erhoben, mit weit offenen Augen hinausſchauend ins Grenzenloſe, Unendliche — das lebende Bildnis von Marco Lippis ‚Sehnſucht‘.

Aber die gebieteriſche ruhige und doch von Todesangſt durchzitterte Stimme ihres Retters hielt ſie zurück von ihrem Ikarusflug.

— — — — — — — — — — — — — —

Unbekümmert um die Nähe Minardis war Marco in die Grotten geſtürzt. Er ſtürmte die Treppen hinauf. Im höchſten Stockwerk, dort, wo es auf die lange ſchmale Terraſſe hinausführte, trat ihm Lella entgegen. Aber als er ſie an ſeine Bruſt reißen wollte, ſagte ſie: „Ich bin Ariſtide Minardis Braut. Du darfſt mich nicht küſſen.“

Mit einem Aufſchrei wich er von ihr zurück ... An ihm vorüber ſtieg ſie hinunter.

Sie war dem Ruf des Geliebten nicht gefolgt, ſie hatte ſich nicht von ſeinen Armen umſchlingen, von ihm ſich nicht küſſen laſſen. Sie war die Braut Ariſtide Minardis, würde dieſem folgen, würde den Mann, der ſie liebte, beglücken und dadurch ſelbſt glücklich werden.

Indem ſie dies dachte, fiel ihr plötzlich das tote Mägdlein ein, deſſen Marmorbild in der immergrünen feierlichen Grabkammer ruhte und welches im Tode lächelte, als träumte es ſeligen Traum.

Wer auch ſo ſchön träumen — auch ſo ſchön tot ſein könnte!

XX

Bis an des Abgrunds Rand führte der Spuk dunkler Gewalten das Kind, deſſen Seele tot war, deſſen Lippen aber das Lächeln der Erlöſten umſpielte ...

Im Palazzo Micara wieder angelangt, berichtete Lella Tante Dora: ſie hätte es Marco geſagt; alſo müßten es auch die anderen bereits heute erfahren. Die alte Dame nahm das Kind bei der Hand, führte es zu Minardi und verkündigte dieſem, daß der Menſch nicht allein ſein ſollte.

Zuerſt wollte Ariſtide Minardi die Botſchaft nicht glauben, ſtand bleich und bebend, wagte nicht, die kleine Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, zu berühren. Als er zu verſtehen begann, kam es über den ſtarken Mann, daß Tante Dora aus dem Zimmer ſchlich; denn ſie beſaß nicht das Recht, Zeuge zu ſein, wie eine Menſchenſeele, die nichts beugen konnte, vor der Gottheit lag und zu dieſer anbetend emporjauchzte: Herr, Herr! Ich bin ja auch ein Geſchöpf, und Du ſchenkteſt Deinem Geſchöpf, was den Menſchen erſt zum Menſchen macht: ſchenkteſt mir aus Deinen offenen Himmeln herab die göttliche Liebe und das heilige Glück!

Tante Dora ſuchte ihre treue Paoluccia auf, der ſie ſagte: „Deine Tochter iſt Braut."

„Marco Lippis Braut?"

„Die Braut Ariſtide Minardis."

Da kam's denn heraus! Die ganze Zeit über hatte Paoluccia unerſchütterlich geglaubt, ihrer Tochter Schickſal würde dasſelbe ſein, wie das ihrer Mutter geweſen; denn: „Dagegen hätte das Kind ſich nicht wehren können; kein Kampf und kein Gebet hätte dagegen geholfen! Das Schickſal eines Menſchen liegt in ſeinem

Blut; und des Menschen Blut ist stärker als dieser. Das Blut ist wie der böse Blick: der böse Blick bekommt auch Gewalt über die Seele ... Wenn sie mich nach ihrer Großmutter fragte; wenn sie alles wissen wollte: ‚alles', und wenn sie mich dabei ansah ... Immer und immer glaubte ich: die wird, wie die Großmutter war!"

Tante Dora rief voller Empörung: „Und Du hättest es geschehen lassen, daß Dein Kind unglücklich wurde!"

„Was konnte ich tun, wenn es doch einmal in ihrem Blute lag? Gegen die Macht des Blutes im Menschen hilft nicht, daß Jesus Christus am Kreuz sein Blut für die Menschheit vergoß."

Tante Dora sank auf einen Stuhl, starrte entsetzt auf ihre alte Getreue und stammelte: „Das sagst Du, die Du eine fromme Christin bist? Das sagst Du, die Du ein Menschenalter mit mir zusammengelebt hast? Was Du hättest tun sollen? Deine Tochter nehmen und mit ihr fortgehen."

„Von Ihnen fortgehen?"

„Von mir fortgehen. Freilich!"

„Lieber hätte ich meine Tochter werden lassen, was meine Mutter geworden war!"

„Paoluccia! Ach Du! Paoluccia!"

Paoluccia kniete neben ihre alte Herrin nieder, nahm sie in die Arme wie ein kleines Kind, streichelte ihr Stirn und Wangen und weinte mit ihr, weil sie ihre Herrin nicht zu verlassen brauchte und weil ihre Tochter nicht Marco Lippis Geliebte, sondern Aristide Minardis Braut geworden war.

Wenn Tante Dora gerührt war, mußte sie sich aus ihrer Rührung heraus helfen; und um das leichter zu können, mußte sie böse werden. So schalt sie denn heftig: „Was für Unsinn ist das alles! Du bist doch eine ganz miserable Person! Mir zuliebe, solcher alten Jungfer zuliebe, hättest Du an Deiner leiblichen Tochter, an meinem süßen Lellakinde, beinah etwas ganz Schreckliches und Scheußliches begangen ... Gut, daß Dein un-

ſinniges Geſchwätz kein anderer gehört hat! Du biſt doch im Grunde genommen ein verſtändiges Frauenzimmer, und biſt dabei gerade ſo abergläubiſch wie alle dieſe dummen römiſchen Weiber ſind, die nicht leſen und nicht ſchreiben können, von Gott und der Welt nichts wiſſen, ſich Traumbücher halten und Lotto ſpielen. Du hältſt Dir auch ein Traumbuch und ſpielſt auch Lotto, biſt alſo gerade ſolch dummes römiſches Weib! Ich wollte: Du träumteſt Dir das Alpdrücken an und ſpielteſt Dir das Hemde vom Leib ... Ja wohl, ja! Das wollt' ich!"

Nach dieſer höchſt unchriſtlichen Äußerung — doppelt unchriſtlich, weil die Erfüllung letzteren Wunſches aus Paoluccia eine Eva gemacht hätte — verließ die alte Dame die Brautmutter in einer etwas weniger erregten Verfaſſung, um die große Neuigkeit Richard Hille mitzuteilen. Aber gewiß war Marco, den ſie ſeit dem Gaſtmahl in der Grabrotunde nicht geſehen hatte, ihr damit zuvorgekommen.

Dies war jedoch nicht der Fall. Marco war von Torre Micara überhaupt nicht zurückgekehrt, ſondern hatte durch die Mutter der drei Gracchen ſeinen Leuten ſagen laſſen: er wäre ſchon am Abend nach Rom geritten, um in aller Frühe den Abguß ſeiner Figur zu beaufſichtigen. Sie ſollten ohne ihn einen vergnügten Abend feiern ... Alſo konnte Tante Dora die Überbringerin der Senſationsnachricht ſein. Es war ein großer Augenblick in ihrem Leben, als ſie ihrem alten Freunde ſagte: „Unſer geliebtes holdes Lellakind hat ſich mit Ariſtide Minardi verlobt!... Starren Sie mich doch nicht an, als ob ich Ihnen meldete, die kapitoliniſche Venus ſei plötzlich eine häßliche alte Jungfer geworden. Freuen Sie ſich doch mit uns!"

Trotz dieſer mit höchſter Energie gemachten Aufforderung ſtammelte Richard Hille bleichen Geſichts: „Lella verlobt mit Minardi? Kurz vor dem Beſuch der Kommiſſion! Vor dem Tag der Entſcheidung! Und ich ſoll mich ſo ohne weiteres freuen? Mich freuen, wo Marco gar nicht nach Hauſe kam, ſondern mitten in der Nacht

nach Rom reitet ... Sie wissen eben nicht, was ich weiß. Wenn Sie's wüßten, würden Sie mich nicht mit Vorwürfen überhäufen, weil ich jetzt einfach fassungslos bin."

„Was wissen Sie, was ich nicht wissen sollte?"

„Daß Marco die Sache längst voraussah."

„Diese Verlobung hätte Marco vorausgesehen?"

„Und war eifersüchtig auf Minardi und brachte diesen trotz seiner Eifersucht wieder zu uns ins Haus ... Jetzt stehen S i e da wie Loths Weib ... Sehen Sie jetzt vielleicht ein, wie sehr Unrecht Sie meinem Jungen taten und welch ein prachtvoller Junge er ist?"

Tante Dora wollte sich den biblischen Vergleich ernstlich verbitten; denn ‚dieses neugierige Frauenzimmer' war ihr von jeher zuwider gewesen. Aber ihr war zu Mute, als ob sie Richard Hilles Jungen wirklich etwas abzubitten hätte, und diese Erkenntnis — diese Erkenntnis gerade zu dieser Stunde! — machte auf sie einen überwältigenden Eindruck. Die von ihr verlangte Ehrenerklärung Marcos wollte sie auf öffentlichem Markt mit erhobenen Händen ablegen, wenn sie Richards Jungen Unrecht getan haben sollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fuhren sie alle nach Rom; denn auch Richard Hille wollte in der Nähe sein, wenn im Grabmal des Augustus die Entscheidung gefällt, das Urteil gesprochen ward. Von der kleinen Gesellschaft war Minardi der Ruhigste — was die Kommission und die Entscheidung anbetraf; denn in allem übrigen zitterte in ihm eine Erregung, die den ganzen Mann niederzuwerfen drohte. Wenn er jedoch Lella ansah — und er tat nichts anderes — so leuchtete aus seinen Augen ein Glück, als ob er ein neugeschaffener Mensch sei, der mit emporgestreckten Armen zum ersten Male die Sonne scheinen sah.

Er bat die Freunde, nicht mit ihm zu kommen, da er den Herren der Kommission gegenüber seine Ruhe bewahren müßte. Wer weiß, wann diese eintreffen würden. Das Warten würde ihn noch mehr aufregen, wenn er wüßte,

daß in der Nähe Lella bangte und hoffte. Und überhaupt wollte er heute allein sein: den ganzen Tag über allein! Erst am Abend, zu seiner gewöhnlichen Stunde, wollte er in der Via Rasella erscheinen, um seiner Braut und den Freunden die frohe Botschaft zu bringen, daß fortan auch der Künstler in ihm leben sollte, wie jetzt der Mensch lebte.

Am Bahnhof trennten sie sich also. Minardi nahm einen Wagen, während die vier den nahen Weg nach Hause zu Fuß zurücklegen wollten. Sie standen vor dem Bahnhofsgebäude bei dem Obelisken, der den Opfern der Schlacht von Adua als Ehrendenkmal gesetzt war, und schauten dem Fortfahrenden nach. Minardi erhob sich im Wagen und grüßte lebhaft zurück.

Wie er im Glanze des Tages hoch aufgerichtet dastand, sah er prachtvoll aus. Er schien über Nacht wieder jung geworden, schien zum ersten Male in seinem Leben jung zu sein. Sein neues Leben leuchtete von seiner Stirn; blitzte aus seinen Augen. Seine Blicke hefteten sich auf seine liebliche Verlobte mit dem inbrünstigen Ausdruck eines Beters, der die Gottheit anfleht, ihm die himmlische Erscheinung nicht gleich wieder entschwinden zu lassen.

Wie Richard Hille und Tante Dora den Freund in diesem Augenblick sahen: so stolz und strahlend behielten sie sein Bild im Gedächtnis; und das noch zu einer Zeit, da sie Aristide Minardi als einen anderen sehen mußten: als einen Mann, der jenem herrlichen Menschenbilde mit dem Leuchten der Unsterblichkeit auf seinem Antlitz in keinem Zuge mehr glich.

— — — — — — — — — — — — — —

Richard Hille sowohl wie Tante Dora hegten, ohne daß es einer dem anderen gestand, die Absicht, gleich am Vormittage Marco in seinem Studio aufzusuchen, welches dieser so verschlossen hielt, als ob das umblühte Haus im Garten der Villa Strohl-Fern ein Mausoleum und er Aristide Minardi wäre. Beide wurden zu diesem Entschluß von einer immer stärker werdenden Unruhe ge-

trieben, wenn auch freilich aus sehr verschiedenen Ursachen: bei Sor Riccardo war es das Bedürfnis, in seines Jungen Nähe zu sein, wenn dieser litt, und Tante Dora hatte einen anderen heimlichen Zweck: ‚Ich muß seine Arbeit sehen! Es könnte daraus neues Unheil entstehen. Als wäre nicht schon genug Unheil entstanden! . . . Ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. Ich glaube, am liebsten brächt' ich mich um!'

Als die drei in der Via Rasella anlangten, übergab ihnen der Custode einen Brief von Marco. Auf einem Zettel stand mit Bleistift hastig geschrieben: „Damit Sor Riccardo, der gewiß in Rom ist, sich um mich nicht sorgt, teile ich Euch mit, daß es mir gut geht und ich Abends nach Frascati zurückreite. Meine Statue ist gegossen und mein Atelier verschlossen."

Diese Meldung diente nur dazu, Tante Doras Unruhe zu vermehren: ‚Gerade, als wüßte er, daß ich in sein Atelier will; und als wollte er mich durch diesen Zettel verhindern, zu kommen. Ich gehe trotzdem hin!'

Also erfand sie einen Vorwand, um die Wohnung gleich wieder zu verlassen, fuhr zur Villa, hörte am Eingang vom Custoden: Marco sei nicht da und das Atelier verschlossen.

„Ich möchte hinein!"

„Der Formator nahm den Schlüssel mit."

„War der Signorino heute hier?"

„Heute nicht."

Tante Dora wollte noch eine andere Frage stellen, entfernte sich jedoch, ohne gefragt zu haben, fuhr in die Via Babuino, um sich von dem Formator den Schlüssel geben zu lassen, fand nur die Frau anwesend, die von keinem Schlüssel wußte.

„Wann kommt Euer Mann nach Hause?"

„Wie kann ich das wissen?"

Also mußte sich Tante Dora gedulden. Sie kehrte nach Hause zurück und versuchte sich zu beschäftigen; aber

ihre Unruhe nahm mit jeder Stunde zu, wurde allmählich zur Angſt.

Nicht anders erging es Richard Hille ... Endlich duldete es ihn in ſeiner öden Wohnung nicht länger. Er kam herüber zu Tante Dora und klagte: „Wie kann man's hier nur aushalten? Die Menſchen in dieſem Rom ſind ja toll! Hören Sie dieſes Geſchrei und Getöſe! Einfach fürchterlich!"

So entartet war Sor Riccardo während dieſes Sommers in ſeinem Idyll von Frascati, daß er auf Rom, auf ſein geliebtes Rom, ſchimpfen konnte. Tante Dora würdigte ihn denn auch gar keiner Antwort. Später ſaßen die vier zuſammen, und jeder bemühte ſich, vor dem anderen ruhig und hoffnungsvoll zu erſcheinen.

Ob Minardi noch immer auf die Kommiſſion warten mußte? Oder ob dieſe bereits bei ihm geweſen war? ... Vielleicht war ſie's gerade in dieſem Augenblick! . . . Erſt am Abend wollte er kommen? Wie ſeltſam von ihm! Gewiß ſchickte er ſeinen Gehilfen mit Nachricht, um die Seinen — denn die Seinen waren ſie jetzt — nicht bis zum Abend warten zu laſſen. Übrigens konnten ſie das voller Zuverſicht, in aller Ruhe; denn das gute Ergebnis der Kommiſſion war zweifellos. Morgen ſtand dann die große Neuigkeit in allen Zeitungen: ‚Das Reiterſtandbild Ariſtide Minardis für das Nationaldenkmal auf dem Kapitol wird ausgeführt!'

Vielleicht brachte es die Tribuna bereits dieſen Abend ... Alſo nur ruhig bleiben, nur nicht aufgeregt werden!

Sie ſaßen zuſammen und warteten. Stunde auf Stunde verging, und kein Bote kam, kein Minardi kam.

Es wurde Nachmittag, wurde Abend.

Sie warteten von Augenblick zu Augenblick; denn jetzt mußte er jeden Augenblick kommen.

— — — — — — — — — — — — —

Marco hatte eine wüſte Nacht hinter ſich. Doch auch jetzt empfand er keine Reue. Dieſes Wort gab es fortan —

ſeit der Aufführung von Ibſens ‚Geſpenſtern‘ — nicht mehr für ihn. Fortan würde er tun und laſſen, wozu er ſich getrieben fühlte. Mochte dieſes gut oder ſchlecht ſein; mochte es anderen Heil oder Unheil bringen, andere beglücken oder verderben. Fortan würde er rückhaltlos, rückſichtslos ſeiner Natur folgen, wohin dieſe ihn führte. Sollte ſein Weg in Zukunft über Leichen führen müſſen, ſo — konnte er auch das nicht ändern.

Was er tat, beging nicht er, ſondern beging in ihm das Blut, das er von ſeinen Vätern ererbt hatte, beging ſeiner Väter Geiſt. Es war Wahnſinn, den Kampf mit dem Spuk dunkler Gewalten in ſich aufzunehmen: es brachte den Kämpfenden zum Wahnſinn. Wie war nur gerade er dazu gekommen, dieſen unſinnigen und unſinnig machenden Kampf beſtehen zu wollen? . . . Durch wen? Durch keinen anderen als durch den Mann, der ihn aus den Wellen gerettet, ihn am Leben erhalten hatte. Lebte er etwa ſein eigenes Leben? Mußte er nicht das Leben anderer, längſt Geſtorbener leben? Ein großer Dichter, der zugleich ein unbeſtechlicher Kenner, ein unerbittlicher Richter der Menſchenſeele war, hatte dieſe Erkenntnis durch die tragiſche Geſtalt des ſchuldloſen Sohnes eines auch ſchuldlos laſterhaften Vaters mit feurigen Lettern ihm in die Seele gedrückt.

Im Morgengrauen den Palaſt mit dem großen hiſtoriſchen Namen verlaſſend und durch die noch öden Straßen ſchlendernd, dachte der junge Mann faſt mit einer Art ruhigen Behagens daran, daß er jetzt auch mit dieſem fertig geworden war, jetzt auch dieſes ‚erledigt‘ hatte.

Er wollte in jenes Haus nicht mehr zurückkehren und hatte es der Dame des Hauſes geſagt: mit ſolcher eiſigen Grauſamkeit, ſolchem ſteinernen Gleichmut, daß er fähig war, die Zuckungen der Frauenſeele zu beobachten wie ein Forſcher ſein Objekt. Und er hatte doch erſt dieſe Nacht erfahren, was Leidenſchaft, Verzweiflung, Jammer war — trotz der toten Vicetta erſt heute.

Nur ihn liebte dieſe Frau, einzig und allein ihn! Er

lehrte dieſe Frau zu lieben. Dadurch, daß ſie ihn liebte, fühlte ſie ſich gereinigt von dem Staube ihrer Leidenſchaft, fühlte ſie ſich erhoben. Mit ihrer Liebe zu ihm empfing ſie die Vergebung ihrer Sünden. Ihre Liebe zu ihm entſündigte ſie. Dieſe Frau, die alle Tiefen und Dunkelheiten der Menſchenſeele kannte, hatte bisher nicht gewußt, wie Frauen lieben konnten. Was leben heißt, Glück des Lebens, Weihe des Lebens, hatte dieſe Frau erſt durch ihre Liebe zu ihm erfahren. Es war eine Offenbarung der Gottheit geweſen, deren auch die Sünderin teilhaftig wird, eine himmliſche Botſchaft für die Ehebrecherin.

Plötzlich wandte der Geliebte ſich von ihr ab, plötzlich verließ er ſie. Wie wandte er ſich von ihr ab, wie verließ er ſie! Ohne einen Herzſchlag Erbarmens, mit der Miene und dem Blick Luzifers, des gefallenen Lieblingsengels des Herrn.

Sie ſagte ihm, daß ſie verzweifeln müßte. Es kümmerte ihn nicht. Sie ſagte ihm, daß ſie ſterben — ſich töten würde. Es kümmerte ihn nicht.

Er hatte begehrt, hatte genoſſen und fortgeworfen; er würde die Liebe anderer Frauen begehren, genießen und fortwerfen.

Zertretenes Lebensglück auf ſeinem Wege, Leichen auf ſeinem Wege; und — es würde ihn nicht kümmern.

So war ſein Vater geweſen, ſo jedenfalls auch ſeines Vaters Vater, ſo mußten Sohn und Enkel ſein . . .

Mit einem Antlitz, das der Maske des Menſchlichen glich, mit einem letzten leeren lebloſen Blick auf die Verzweifelnde überließ Marco die Frau ihrem Schickſal und ging, bereits auf dem Wege von ihr hinweg vergeſſend, woher er kam.

Auf Piazza Venezia nahm er ſeinen Wagen, fuhr nach Ponte Molle, ging den Fluß entlang, ſah über dem Monte Gennaro die Sonne aufgehen, entkleidete ſich, warf ſich in die kühlen Tiberwellen.

Damals hatte er ſich die Hände zuſammengebunden,

um durch Schwimmen nicht unfreiwillig sich retten zu können. Welcher Narr er damals gewesen war! Allerdings hatte er damals noch nichts von Ibsens ‚Gespenstern' gewußt.

Seiner durch seinen Vater in den Tod getriebenen Mutter willen sterben zu wollen, wo er doch seines Vaters wahrer Sohn war —

Er hatte von seinem Vater nichts wieder gehört: nicht das leiseste Lebenszeichen. Ob die römische Polizei auf seiner Spur war? Gewiß hätte er von seinem Vater gehört, sobald die Polizei den Mörder ergriffen. Oft und oft mußte Marco sich vorstellen: wie es sein und was er tun würde, wenn sein Vater als Mörder erkannt und ergriffen werden sollte.

Als des Mörders Sohn sich bekennen?

Oder wenn sein Vater plötzlich schreiben würde: ‚Ich bin dort und dort, bin im tiefsten Elend. Du bist mein Sohn. Komm zu mir! Komm zu dem Manne, zu dem Du gehörst!'

Ob Marco dem väterlichen Ruf Folge leisten würde?

Er war einige Male durch die Straße jenseits vom Tiber gegangen, vorüber an dem Hause mit dem dunklen feuchten Flur, dem dunklen feuchten Hof. Als er das letzte Mal kam, hatten aus den Fenstern der Wohnung des Advokaten Luigi Lippi fremde Gesichter gesehen.

Es waren Kindergesichter: die Gesichter glücklicher lustiger Kinder. Sie lachten und trieben am offenen Fenster Kindertollheiten. In den trostlosen Räumen, in denen er seine grauenvolle Kindheit verlebt hatte, Mädchen und Knaben, die lachten und tollten, die gewiß eine zärtliche Mutter, vielleicht einen braven Vater besaßen, Eltern, die sich liebten . . . Marco war nie mehr an dem Hause mit den schrecklichen Erinnerungen vorübergegangen.

Nach dem Bade verspürte er Hunger und speiste in der Trattorie, in der er mit den deutschen Künstlern und Sor Riccardo den Abend verbracht hatte. Jetzt erst fiel

dieſer ihm ein. Er ließ ſich Papier bringen und ſchrieb jenen Zettel, den er durch einen Boten nach Rom ſandte.

Sor Riccardo und Tante Dora, Minardi und Lella ... Das war nun einmal ſo.

Plötzlich kam ihm ein furchtbarer Gedanke: ‚Wenn Minardi Deine Figur ſehen, wenn er ſie erkennen ſollte?‘ Und erkennen mußte er ſie!

Minardi durfte die Figur ſeiner ‚Sehnſucht‘ nicht ſehen! Wenigſtens ſie nicht erkennen. Schlecht konnte der Sohn des Advokaten Lippi handeln; ſchlecht würde er noch oft handeln. Niemals gemein!

Es half ihm nichts; er mußte den Perſeus ſpielen und ſeiner lieblichen ‚Sehnſucht‘ das Haupt abſchlagen, als ob der holde Genius der Menſchheit die Meduſa wäre. Damit würde er Minardis zukünftigem Lebensglück ſein Opfer dargebracht haben.

Marco wollte ſich ſogleich nach Rom und in ſein Atelier begeben, in welchem der Abguß vollendet ſein mußte. Plötzlich überkam ihn jedoch nach allem Erlebten eine derartig lähmende Müdigkeit, daß er ſich in der Herberge ein Zimmer anweiſen ließ, wo er ſich auf das Bett warf und augenblicklich in tiefen traumloſen Schlummer verfiel.

— — — — — — — — — — — — —

Marco ſchlief bis in den Abend hinein, brachte ſich mühſam zum Bewußtſein, erhob ſich mit ſchmerzendem Kopf und bleiſchweren Gliedern, als habe er einen Rauſch gehabt oder ſei fieberkrank: Ariſtide Minardi — die Kommiſſion — Lella Minardis Braut — Minardis Braut als die Statue ſeiner ‚Sehnſucht‘ ...

Wollte er nicht etwas tun? Mußte er nicht etwas tun?

Abends wollte er zu Pferde zurück nach Frascati, wohin Sor Riccardo hoffentlich noch nicht wiedergekehrt war. Morgen würde er dann gewiß von dem Reſultat der Kommiſſion hören. Wozu erſt hören? Er kannte es ja ... Beabſichtigte er nicht, in ſein Atelier zu gehen, um an

ſeiner Figur eine Hinrichtung zu vollziehen? Kopf ab! Es mußte grauſig ſein, wenn er der Statue das Haupt abſchlug; wenn das liebliche Haupt zu ſeinen Füßen rollte. Es würde ſein, als ob er die lebende Lella getötet hätte ... Alſo auch er ein Mörder wie ſein Vater!

Er mußte ſich erſt darauf beſinnen, daß er ſein Vorhaben an ſich ſelbſt ausführen wollte: an ſeinem eigenen Werk!

Wie es ſich ausnehmen würde mit abgeſchlagenem Haupt!... Geradezu geſpenſtiſch! Aufrecht ſtand es da — hauptlos.

Was ſollte er den Leuten ſagen, die ſeine hauptloſe Figur ſahen? Welchen Leuten? ... Seinen Freunden Sor Riccardo, Tante Dora und Ariſtide Minardi. Was er ihnen ſagen ſollte? ... Seine ‚Sehnſucht' ſei plötzlich kopflos geworden.

Er ſchlug eine grelle Lache auf, was ihn in einer Weiſe zur Beſinnung brachte, daß ſeine Gedanken ſich ſogleich ordneten. Auch an die Marcheſa dachte er jetzt: ſo gelaſſen, ſo vollkommen gleichgültig, als ob die Frau nicht ſeinetwillen verzweifelte, nicht ſeinetwillen mit Selbſtmord gedroht.

Wie viele verlaſſene Frauen mochten ihre treuloſen Liebhaber damit bedrohen, und wie wenige von den vielen führten die Drohung aus. Übrigens wenn auch — er konnte es nicht ändern.

Weshalb hatte dieſe Frau ihn geliebt; weshalb an ſeine Liebe geglaubt? An die Liebe eines Menſchen, der gar nicht im ſtande war zu lieben — allen Göttern ſei Dank!

Marco zahlte, fuhr nach Villa Strohl-Fern, wo der Cuſtode ihm mitteilte: der Abguß ſei zwar fertig, der Formator werde jedoch heute noch einmal wiederkommen. Da Marco in ſein Atelier wollte, war es gut, daß er den zweiten Schlüſſel bei ſich hatte.

„Es war jemand für Sie da."

„Ein junges Mädchen?"

„Nicht das hübſche Fräulein.“

„Sondern?“

„Die alte deutſche Dame.“

„Was wollte ſie?“

„Das Atelier ſehen.“

„Kam ſie hinein?“

„Ich ſagte ihr, der Formator hätte den Schlüſſel. Sie wollte gleich zu ihm fahren.“

„Sie kam hinein!“

„Die alte Dame kam nicht wieder.“

„Umſo beſſer.“

Marco begab ſich zu ſeinem idylliſchen Atelierhauſe ... Was wollte Tante Dora bei ihm? Nachſehen, ſpüren! Denn gewiß ahnte ſie längſt die Wahrheit, wußte ſie längſt. — Und jetzt kam ſie deswegen.

Alſo durfte er die Hinrichtung nicht aufſchieben. Vielleicht war es notwendig, das abgeſchlagene holde Mädchenhaupt heimlich zu begraben ... Schon wieder verfiel er in ſeine Phantaſien! Er mußte mit der Sache fertig werden, mußte das Haupt abſchlagen und — dann ſchnell nach Hauſe!

Nach Hauſe ... Nicht mehr lange würde es dauern, daß er bei Richard Hille ein Zuhauſe hatte.

Durch die Herbſtpracht des verwilderten Gartens gelangte er zu ſeinem Studio, ſchloß auf, blieb auf der Schwelle ſtehen ... Wo ſo oft das Kind verweilt hatte, ſtand er und blickte auf das weiße Bildnis ſeiner Sehnſucht, welches, einer Erſcheinung gleich, ihn zu erwarten und zu ihm zu reden ſchien: ‚Kommſt Du endlich? Ich harre Deiner, Dein Werk, Dein Eigentum. So nimm mich denn hin!‘

Wie er jetzt ſeine Statue vor ſich ſah, hatte er geſtern abend auf dem ſchmalen Pfade, über der Flut der Olivenwipfel, hoch in den Lüften das Urbild geſehen: mit ebenſolchem leicht erhobenen Haupt, ebenſolchem leiſen ſüßen Lächeln, ebenſolchem weit offenen, in Unendlichkeiten gerichteten Blick.

Wie lieblich sie war! Und die holde Gestalt war sein Eigentum, sein Geschöpf ... Sie war es gewesen.

Ohne die Tür hinter sich zu schließen, trat Marco ein. Er durfte sich nicht in Empfindungen verlieren, mußte die Untat an seinem Werk sofort begehen. Womit? Mit irgend einem scharfen Gegenstand. Es konnte ein Beil sein, wie der Mörder es braucht, um an seinem Opfer den Mord zu verüben. Schnell her damit! Die Dämmerung brach herein. In dem grauen Zwielicht des Abends würde die weiße Gestalt noch gespenstischer wirken.

Er suchte im Atelier, fand jedoch nicht, was ihm geeignet zu sein schien, die Verstümmelung zu vollbringen. Ihm war zu Mut, als müßte das weiße Bildnis den mörderischen Hieb fühlen, wurde dieser nicht mit einer sehr scharfen Waffe vollführt. Um solche zu holen, begab er sich zu dem Gärtner, der seine Wohnung am anderen Ende des Parkes hatte. Die Tür ließ er offen.

Als er nach kurzer Zeit mit einer Sichel zurückkam, wie sie die römischen Landleute im Buschwalde brauchen, fand er im Atelier Aristide Minardi zu den Füßen seiner ‚Sehnsucht' bewußtlos hingestreckt.

— — — — — — — — — — — —

Später erklärte man sich den Vorgang folgendermaßen ... Erst am Nachmittage erschien im Mausoleum die Kommission. Sie kam, sah und entschied: ‚Unmöglich!'

Nachdem die Herren das Todesurteil über das Kunstwerk gefällt hatten, entfernten sie sich. Der Gehilfe gebärdete sich wie ein Rasender. Als der Mann sich ausgetobt hatte, fiel er seinem Herrn um den Hals und weinte bitterlich. Sein Herr sprach ihm Trost zu — so ruhig und gefaßt war der verurteilte Künstler. Ruhig und gefaßt sagte er seinem Getreuen: er würde sein Leben und seine Kunst von neuem beginnen. Aber kein neues Königsdenkmal würde er schaffen, sondern anderes, was noch größer war. Denn groß war sein Reiterstandbild Viktor Emanuels, des großen Einigers von Italien. An

ſeines Werkes Größe glaubte der Künſtler. Wäre Michelangelo von den Toten auferſtanden, in das Mauſoleum des Auguſtus gekommen, und hätte Buonarroti das Königsdenkmal Ariſtide Minardis geſehen, ſo würde der Meiſter alles Großen geſprochen haben: ‚Ariſtide Minardi, ich bin zufrieden mit Dir!‘

Und der Künſtler erzählte dem verzweifelten Alten von ſeiner jungen lieblichen Braut, die ihn einem neuen glücklichen Leben und neuen großen Werken zuführen würde. Er ſagte: „Sie warten auf mich. Aber ich weiß nicht, wie ich's ihnen beibringen ſoll. Ich will daher den jungen Marco aufſuchen. Vielleicht finde ich ihn noch in ſeinem Atelier. Mit ihm will ich mich bereden; denn ſie werden meinetwillen ebenſo verzweifelt ſein, wie Du biſt. Ich bin ganz und gar nicht verzweifelt. Ich bin ruhig, ich fühle mich ſtark. Du glaubſt nicht, wie ruhig ich bin und wie ſtark ich mich fühle.“

Der treue Diener wollte ſeinen Herrn begleiten; aber dieſer verbot es. Er ſchien ſo vollkommen ruhig, daß der Gehilfe ſeinen geliebten Meiſter ſchließlich allein gehen ließ.

Minardi begab ſich ſofort nach Villa Strohl-Fern, wo er von dem Cuſtoden erfuhr, daß Marco anweſend ſei. Er ging nach dem Atelier, fand die Tür offen, trat ein und ſah —

Trotz ſeiner Ruhe und Kraft brach der Mann bei dem Anblick der weißen weiblichen Geſtalt, welche die Züge ſeiner Braut trug, bewußtlos, vernichtet zuſammen.

— — — — — — — — — — — — —

Ariſtide Minardi blieb ohne Beſinnung, ſo daß Marco nach einem Arzt ſchicken mußte. Dieſer nahm den Fall ſehr ernſt und wollte den Ohnmächtigen in das Spital überführen laſſen. Marco entſchied jedoch: Ariſtide Minardi ſoll nach Hauſe gebracht werden!

„Wo wohnt er?“

„In der Via Raſella Nummer 17.“

Den angſtvoll wartenden Freunden und der harrenden

Braut wurde der Erſehnte wie ein Toter ins Haus gebracht. Sie legten ihn auf Marcos Bett. Der junge Mann ſagte: „Durch meine Schuld! Wenn er ſtirbt, bin ich ſein Mörder.“

Der Arzt verweilte die ganze Nacht bei dem Bewußtloſen. Als er ſich am Morgen entfernte, erteilte er dieſen Beſcheid: „Hoffentlich ſtirbt Ariſtide Minardi. Sollte er am Leben bleiben, ſo wäre ſein Leben für ihn und alle, die ihn lieben, ein größeres Unglück als ſein Tod.“

Ariſtide Minardis Leben für ihn und alle ein größeres Unglück als ſein Tod . . . Durch Marcos Schuld!

Und Richard Hille hatte die Verantwortung auf ſich genommen.

XXI

Tante Dora hatte die beiden Männer nach Frascati geschickt: sie würden nur gestört haben. Die drei Frauen wollten allein sein mit dem — so hofften sie, so beteten sie — mit dem Sterbenden, der sein Bewußtsein auch am zehnten Tage noch nicht wiedererlangt hatte.

Die römischen Zeitungen brachten über das Befinden des großen Künstlers täglich Berichte. Berichte brachten sämtliche Blätter Italiens und viele des Auslands. Je hoffnungsloser Minardis Zustand sich gestaltete, umso allgemeiner die Teilnahme, das Bedauern, die Erkenntnis, welch ein Künstler mit dem Manne sterben sollte: der größte Künstler seiner Nation!

„Aristide Minardi!"

Wiederum schallte dieser Name durch Italien und über Italiens Grenzen hinaus. Er war erst jetzt ein Ruhmesname geworden.

In allen Blättern erschienen Erzählungen aus seinem mühseligen Künstlerleben, Schilderungen seiner umbrischen Bergheimat mit seinem Porträt, erschienen Abbildungen: das mit dem ersten Preis gekrönte Reiterstandbild des Königs Vittorio Emanuele für das Nationaldenkmal auf dem Kapitol von Aristide Minardi.

Auf Wunsch des römischen Volks wurde das Mausoleum des Augustus dem Publikum geöffnet. Tausende strömten hinein, sahen, bewunderten. Neben dem weißen König auf dem weißen Roß stand der treue Diener seines Herrn. In seinem besten Staat, mit einem Gesicht wie aus Stein hielt er Ehrenwache neben dem Werke seines Herrn, für den es besser wäre, wenn er sterben würde. Der treue Mann sah die Menge herbeiströmen, hörte sie

den Meiſter bemitleiden, das Werk bewundern, und verzog keine Miene. Abends verſchloß er die Tür, ſchlich davon, ging müden Schrittes in die Via Raſella, ſtieg müden Herzens die hohe Treppe hinauf, klopfte leiſe, ganz leiſe, fragte nicht, wie es ging, trat ein, ſchlich nach dem Zimmer, in dem der Beſinnungsloſe lag, und hielt über Nacht Krankenwache.

König und Königin beſuchten die Kaiſergruft, betrachteten das Königsdenkmal, bewunderten es. Es kamen die Prinzen, die Miniſter, die Senatoren, die Abgeordneten, die erſten Geiſter Italiens. Und die erſten Geiſter Italiens bewunderten Minardis Werk. Es kam eine Kommiſſion, und dieſe entſchied: „Das Denkmal Ariſtide Minardis wird ausgeführt und auf dem Kapitol aufgeſtellt!“

Ausgeführt und aufgeſtellt Minardis Werk! Aber der Künſtler würde es nicht mehr ſehen; denn wenn er nicht ſtarb, blieb er ſchlimmer als tot. Ausgeführt und aufgeſtellt! Tante Dora ſchrie nicht auf vor Jammer und Empörung, als ſie in den Zeitungen die große Neuigkeit las. Aber als am Abend der treue Diener ſeines Herrn geſchlichen kam, ging ſie ihm entgegen, faßte ſeine Hand, die an Ariſtide Minardis großem Werke ſo treulich mitgearbeitet hatte, und hielt ſie lange Zeit ſtumm in der ihren.

Ausgeführt und aufgeſtellt! Hörſt Du das, Ariſtide Minardi? . . . Er hörte andere Stimmen. Es waren die Winterſtürme ſeiner Heimat, welche die elende Hütte umtoſten, darin ſeine ſterbende Mutter ihren Kindern das letzte Brot buk.

„Mutter!“

Ein holdſeliges todblaſſes Antlitz beugte ſich über den in Fieberphantaſien Raſenden, und eine leiſe leiſe Stimme ſprach: „Ich bin bei Dir, und ich bleibe bei Dir.“

Und Ariſtide Minardi wurde bei dem leiſen Laut der ſüßen Mädchenſtimme ruhig wie ein Kind am Herzen der Mutter.

— — — — — — — — — — — — —

Winterſtürme umbrauſten in der lieblichen Weinſtadt Frascati das auf hohem freiem Platz gelegene alte Haus der Fürſten Borgheſe. Vom Tyrrheniſchen Meer fuhren die wilden Stimmen herüber, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Sie begehrten heulend Einlaß, rüttelten an Fenſtern und Türen, tobten und toſten.

Tag und Nacht zu dem Wüten der Windsbraut rauſchender praſſelnder Regen. Es waren Ströme, aus einem Himmel niederſtürzend, den ewiges Grau zu umhüllen ſchien.

Der Sturm peitſchte die Wolkenmaſſen vom Meere her über die Campagna zum Sabinergebirge hin.

Tag und Nacht jagendes ſchwarzes Gewölk, als riſſen Geiſterhände ein gewaltiges Bahrtuch vom finſtern Himmel herab auf die Erde, darauf jede Hoffnung auf Sonne und Schein, auf Farbe und Freude erſtorben ſchien.

Aus dem düſtern Nebelgewoge ſtieg der Berg Soracte auf, mehr als je einem Felſeneiland gleich; und von Rom, dem gewaltigen Rom, war nichts zu ſehen als die Peterskuppel, mehr als je gleich einem hoch emporgehobenen Gralsbecher aus ſchwärzlichem Edelſtein. Aber nicht das erlöſende Blut des Heilands, ſondern der Schmerz der Menſchheit, die Trauer der Welt ſchien in dem Rieſenpokal geſammelt worden zu ſein.

In den mit bunten Allegorien und mythologiſchen Szenen ausgemalten Gemächern des Palazzo Micara blühten in den Vaſen der Fürſtin Paolina Borgheſe des Jahres letzte Blumen. Feuer brannte in den Kaminen, und Abends waren die ſchönen Räume hell vom Scheine vieler Kerzen, die Sor Riccardo trotz allen Kummers, davon ſein Leben jetzt voll war, Abend für Abend ſelbſt anzündete, um es bei dem Brauſen des Sturmes, dem Rauſchen des Regens und all den traurigen Stimmen in ſeinem Innern wenigſtens zu Hauſe möglichſt traulich zu haben — nicht ſeinetwillen. —

Dieſer graue Spätherbſt brachte Richard Hille die Zeit, in der er kämpfte, wie Jakob mit dem Engel des Herrn

gekämpft hatte: ‚Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!‘ In diesen wilden Sturmtagen umklammerte die Seele des alten Mannes des Jünglings Seele, die er nicht lassen wollte, sie wäre denn zuvor von der Gottheit gesegnet worden. Und Tag für Tag der Kampf, Stunde um Stunde das Ringen!

Marco schaute dem Kämpfen und Ringen zu, als gälte es einem anderen, einem Wildfremden; als wäre es das Kampfspiel in einer Arena, darin er als Publikum saß: ‚Ich bin begierig, wann der Alte des Kampfes müde sein wird? Hoffentlich bald; denn sonst —‘

Denn sonst würde er des Zuschauens müde werden ...

Er ließ seinen besten Freund, diesen ‚einzigen Menschen auf der Welt‘, längst nichts mehr von sich erfahren: nichts von seinem beendeten Kampf mit dem Spuk dunkler Gewalten in sich; nichts von seiner völligen Niederlage; nichts von all den Entschlüssen, welche dieser gefolgt waren. Wozu auch mit Richard Hille davon reden? Was konnte es nutzen? Nutzen sollte es gar nicht mehr! Weder ihm noch Richard Hille.

Gelegentlich erwähnte er: er hätte in Rom einer Aufführung von Ibsens ‚Gespenstern‘ beigewohnt; und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er an jenem Abend, anstatt ins Costanzitheater zu gehen, die Sala Margherita besucht hätte. Bei sich selbst dachte er jedoch: ‚Wie es war, so war's am besten; denn jetzt weiß ich Bescheid mit mir. Und das für alle Zeit!‘

Wie ein Wildfremder lebte Marco mit Sor Riccardo im Palazzo Micara, die Tage zählend, bis der Tag kam, an dem er wie ein Wildfremder fortgehen konnte. Jeden Morgen dachte er: ‚Wieder ein Tag, an dem Du noch bleiben, noch aushalten mußt!‘ Und an jedem Abend: ‚Gott sei Dank, ein Tag ist glücklich vorüber!‘ Er wäre am liebsten in der nächsten Stunde gegangen; aber auch für die nächste Stunde bedurfte er einer mehr oder minder günstigen Gelegenheit, eines mehr oder minder schicklichen Vorwandes; denn er hatte sich vorgenommen: ‚Schlecht

kannſt Du handeln, ſchlecht wirſt Du handeln; aber niemals gemein — was man ſo nennt.‘

Mit ſtillem Staunen beobachtete er Richard Hille und wie dieſer immer noch vollkommen ahnungslos war, immer noch unerſchütterlich an ihn glaubte, immer noch ihn liebte: an ihn glaubte und ihn liebte, obgleich es Marcos Schuld war, daß es für Ariſtide Minardi beſſer geweſen wäre, wenn man ihn hätte begraben können.

Noch immer war Marco Lippi Richards Junge — Richards geliebter Junge!

Solche Menſchen gab es alſo wirklich? Es gab ſolche kindlichen Seelen, ſolche ſonderbaren Schwärmer, ſolche — Toren!

Der junge Mann ließ ſich von den Fenſtern ſeines Zimmers aus die von Nebeln umbraute Virgiliſche Meeresküſte zeigen und von Sor Riccardo aus der Aneide zitieren; er hörte zu, wenn Richard Hille Abends beim Praſſeln des Kaminfeuers aus Goethe und Dante vorlas. Denn zu Richard Hilles Kampfmitteln gehörte alles Große und ewig Schöne, was die Dichter für die Menſchheit ſchufen, um ſie zu erlöſen: nicht allein von Jammer und Qual, ſondern auch von Sünde und Schuld.

Eine ſolche höchſte Erlöſung ſollte Marco zu teil werden. Und der Sohn des Advokaten Luigi Lippi ließ es geſchehen, daß der Mann, deſſen Wahlſohn er ſich nannte, durch Stunden und Stunden zu ihm ſprach: von allen großen und ewigen Gütern der Menſchheit, die ſie zu Bergeshöhen erheben, daß ſie, befreit vom Erdenſtaub, daſtand im verklärenden Glanze des Guten und Reinen: ‚hoch über allem!‘

Richard Hille hatte bis dahin nicht gewußt, daß er ſo würde ſprechen können: mit Engelszungen das Evangelium verkündend: ‚Lebe, daß Du niemals zu bereuen brauchſt, gelebt zu haben!‘ Der Sohn des Paſtors Jonathan ſchien plötzlich in dem alten Gelehrten geweckt worden zu ſein: ſein Sprechen wurde zum Predigen. Er redete zu ſeinem Jungen, als ſei er einer der griechiſchen Philo-

ſophen, die ihre Jünger um ſich verſammelten, ihnen ihre Lehre verkündend. Wie armſelig erſchien er ſich ſelbſt neben jenen großen Geiſtern! Beſtand doch ſeine ganze Lebenslehre in dem einzigen Satz: ‚Sei ein guter Menſch!‘

‚Durch meine Schuld‘ — hatte Marco in jener fürchterlichen Stunde geſprochen. Seine Schuld ſollte geſühnt werden! Die machtvolle Liebe Richard Hilles wies dem Schuldigen den Weg zur Sühne: ‚Sei ein guter Menſch!‘

Marco ließ alles mit ſich geſchehen; aber ſeine Ungeduld wuchs, wurde zum Fieber, zum Delirium. In dieſem Zuſtand nahm er ſich vor, die Stunde der Erlöſung gewaltſam herbeizuführen — wenn die Zeit ſie nicht bald brachte.

Da kam ein Augenblick, auf den hatte Marco nicht gewartet; ein Augenblick, der ihm ſo überraſchend kam, daß es ihn faſt überwältigte. An einem der Sturmabende las Richard Hille wie gewöhnlich vor. Die Vorhänge waren herabgelaſſen, das Kaminfeuer ſchlug in hoher Flamme auf, die Kerzen brannten. Marco lag auf dem Diwan, blickte in die lodernden Gluten, lauſchte auf den Sturm, hörte wie aus weiter Ferne eine leiſe Stimme aus Goethe vorleſen:

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt . . .

Marco wandte ſeine Augen von dem zuckenden züngelnden Flammenſpiel, richtete ſie auf des Leſenden Geſicht. Es neigte ſich tief über das Buch, ſo kummervoll, ſo welk, ſo — alt geworden.

Plötzlich ſtieg es in des Jünglings Seele heiß auf, ſtieg es ihm feucht in die Augen. Große Tränen rollten ſeine Wangen hinunter . . . Es ſollten die letzten guten Tränen ſeines Lebens ſein.

Eine Weile weinte er lautlos; dann aber mußte er ein Schluchzen erſticken, welches Richard Hille von ſeinem Buche aufſehen ließ.

„Was haſt Du? Du weinſt ja!“

„Ich weine, weil ich einmal ein großes gutes Gefühl für Dich empfinde.“

Richard Hille verſtand gar nicht den Sinn dieſer Worte, wiederholte unwillkürlich, unverwandt Marco anblickend und deſſen Tränen in ſeiner Seele fühlend: „Einmal?“

Der Augenblick, in dem Marco Lippi ein großes gutes Gefühl für ſeinen beſten Freund empfand, ging ſchnell vorüber: Richard Hille war nicht im ſtande, den Augenblick zu einer Stunde, geſchweige zu einem Leben zu machen. Aber es ſollte für ihn die Zeit kommen, wo die Erinnerung an jenes kurze Aufflackern in ſeines Jungen Seele gleich einem Glanz war, der ſich verklärend über ein geliebtes Menſchenantlitz breitete: über Antlitz und Seele, die ohne jenen geſegneten Augenblick vielleicht undurchdringliches Dunkel verhüllt hätte: ‚Weil ich einmal ein großes gutes Gefühl für Dich empfand ...‘

XXII

Eines Nachmittags — es war inzwiſchen gegen Mitte Dezember geworden — ſchlug Marco einen gemeinſamen Spaziergang vor.

Die Kaſtanienwälder trugen noch immer ihr Laub; aber die leuchtende Purpurfarbe hatte ſich inzwiſchen in ein roſtiges Braun verwandelt, und das Gold der Rebenfelder war verblaßt. In dieſem glückſeligen Lande hielt man jedoch immer noch Erntezeit: die Leſe der letzten und koſtbarſten Frucht des Jahres, der Olive, hatte begonnen.

Marcos Freude an der Schönheit der Landſchaft hatte längſt aufgehört: längſt ließ er Richard Hille ſeine Wege allein gehen; und dieſer ging jeden Tag über die Villa Falconieri nach Tusculum hinauf und von Tusculum über die Villa Falconieri hinunter! Der junge Mann begriff längſt nicht mehr, wie er ſich jemals für dieſe Gegend — für Natur überhaupt — hatte begeiſtern können: lediglich Sor Riccardo zuliebe!

Es war an einem jener Tage, wo die Campagna einem Geiſtermeere glich: unabſehbar weißes wogendes Gewölk, daraus nur ein Felsgipfel aufragte, der Berg Oreſte; wo von Rom nur eine Kuppel zu ſehen war: das ſteinerne Himmelsgewölbe Michelangelos. Im Weſten floß der Nebelozean mit dem wirklichen zuſammen, und im Oſten brandete er gegen das Felſengeſtade des Sabinergebirgs.

Die beiden durchſchritten die Oliveta der Villa Borgheſe —

Lautloſen Wellenſchlags quoll die Wolkenſee aus der Tiefe auf, floß um die ſilbergrauen phantaſtiſchen Stämme, umwob die Zweige mit Nebeldunſt, umſchleierte die Wipfel.

Es war, als dampfte der Ölwald zu Ehren der großen Göttin von entzündetem Weihrauch, und wie aus Gewölk ſchallte der ſchwermütige Geſang der Pflückerinnen hernieder:

Früchte des Ölbaums.
— Haſt du Liebe und Leben
Auch vergeblich gegeben,
Gedenke des Frühlingstraums.

Trotz des Dunſtgewoges war es wunderſchön! Von den mit überreifen ſchwarzen Früchten beſchwerten Zweigen ſchien der Nebel niederzurieſeln, ein Anblick, der Richard Hille zu einer anderen Zeit mit Entzücken erfüllt hätte. Aber in Rom lag Minardi noch immer auf Marcos Bett zum Leben verdammt; und dieſes Leben war ſchlimmer als Tod.

Neben Sor Riccardo ſchritt Marco in ſchwülem Schweigen, mit leerem Blick, die Schönheit der Erde nicht ſehend, Gedanken denkend und Vorſätze faſſend, die ihn jenſeits ſtellten von Gut und Böſe.

Auf der von wilden weißen Margueriten wie mit Reif bedeckten Wieſe vor dem Kaſino tummelte ſich eine Herde junger Pferde. Es ſchienen Nebelroſſe zu ſein, die auf der blaſſen Flur ein geſpenſtiſches Weſen trieben: jetzt gewannen ſie Geſtalt, um im nächſten Augenblick zu verſchwinden, als zerflöſſen ſie in Dunſt. Vollends geiſterhaft war an dieſem trüben Tage die lang ſich hinziehende, allmählich aufſteigende Galerie uralter Steineichen: „ein Wolkenweg, der zu einem Totenreich empor führt“ — wie Richard Hille bemerkte, um Marco auf das eigentümliche Bild aufmerkſam zu machen.

Dieſer hörte nicht; aber er ſprach jetzt die erſten Worte. Seine Stimme hatte einen Ton, ſo hart und ſcharf, als wollte er mit dem Ton ſeiner Stimme etwas Unlösliches zerſchneiden.

„Ich gehe fort.“

„Nach Rom?“

„Fort!“

„Willſt Du arbeiten? Du kannſt noch nicht. Warte alſo noch eine kleine Weile. Du biſt ſonſt gleich wieder außer Dir, wenn es nicht geht.“

„Mag daraus werden, was will!“

„Aus Deiner Arbeit?“

„Und auch ſonſt. Wenn ich nur los komme: los von dieſem allen!“

Richard Hille begann zu begreifen... Doch nein! Er begriff nicht. Nur die Worte verſtand er: Marco wollte fort; wollte los von allem! Fort wollte er von Rom, los von ihm. Hauptſächlich fort und los von ihm!

Richard Hille mußte fragen, ob er recht verſtanden hätte? Aber auch dann würde er es nicht begreifen.

„Von mir los willſt Du?“

„Von Dir!“

Es war ausgeſprochen ...

Und Marco ſprach weiter: „Daß Du das nicht verſtehſt! Nicht verſtehſt, daß ich von Dir loskommen muß ... So ſprich doch!“

Der Alte tat, was der Junge von ihm forderte: er ſprach. Er tat es mühſam und ſtockend; aber er tat es: „Ich verſtehe. Du meinſt es nicht ſo, wie Du ſagſt; denn — los von mir, l o s ... Du meinſt: Du willſt von mir fort. Das iſt nämlich etwas ganz anderes; das iſt etwas, was ich verſtehe.“

„Ich meine es ſo, wie ich's ſage. Genau ſo! Ich ertrag's nicht länger.“

„Was erträgſt Du nicht?“

Richard Hille mußte fragen, um möglichſt gut zu verſtehen; wenigſtens die Worte. Er konnte ſeine Frage ſogar mit ruhiger Stimme tun. Nur daß dieſe ſo leiſe klang, als käme ſie aus weiter Ferne durch die Nebel herüber.

„Dich ertrage ich nicht länger! Nicht Deine Liebe; nicht Dein Weſen; nicht den Zwang, den Deine Liebe und Dein Weſen auf meines ausüben: Tag für Tag, Stunde für Stunde. Ich ertrage keinen Zwang! Nicht

den Deinen! Keinen Tag länger! Da Du mich nicht frei läſſeſt, muß ich mich mit Gewalt von Dir frei machen. Du zwingſt mich dazu ... Vielleicht verſtehſt Du das? Oder nicht?"

„Vielleicht verſtehe ich das."

„Umſo beſſer! Auch die Marcheſa wollte mich nicht frei geben, auch von ihr mußte ich mich mit Gewalt löſen. Weshalb alſo nicht auch von Dir?"

„Ja, ja. Weshalb alſo nicht auch ... Warſt Du der Liebhaber der Marcheſa?"

„Ja."

„Der Liebhaber einer verheirateten Frau?"

„Ja."

„Das iſt doch wohl nicht möglich? Ich meine, nicht möglich für Dich."

„Für mich ſind ganz andere Dinge möglich."

„Welche ‚anderen Dinge'? ... Ich muß Dich nämlich danach fragen, muß es Dich ſagen hören."

„So höre es mich ſagen."

„Auch dann werde ich Dir nicht glauben."

„Damit kannſt Du es halten, wie Du willſt ... Was ich Dir jetzt ſage, empfinde ich ſeit langem: ſeit langem empöre ich mich gegen Dich! Mit welchem Recht willſt Du mich zu einem anderen machen, als ich bin? Mit welchem Recht meines Ichs mich berauben? Denn *berauben* willſt Du mich! Ich bin nun einmal anders als Du — Gott ſei Dank bin ich das. Und ich will bleiben, wie ich bin, was ich bin: *ich will ich ſelbſt bleiben*! Was habe ich mit der Natur eines Fremden zu ſchaffen? Und ein Fremder warſt Du, ein Fremder biſt Du für mich."

„Auch das fühlſt Du ſchon ſeit langem?"

„Vom erſten Tage an fühlte ich, daß Du mir ein Fremder warſt und immer bleiben würdeſt."

Wie aus weiter Ferne, durch dichte Nebel drang zu Marco die leiſe ruhige Stimme hinüber: „Weshalb gingſt Du nicht früher von mir fort, riſſeſt Dich nicht früher los

von dem fremden Manne? Weshalb duldeteſt Du, daß ich Dich weiter und weiter liebte, mehr und mehr? Daß meine Liebe zu Dir zu meinem Leben wurde? Zu meinem Lebenszweck und Lebensgut. Es iſt doch keine kleine Sache, ein Menſchenleben zu zerſtören."

„Weshalb ich blieb?"

„Ich bitte Dich, mir's zu ſagen."

„Was hätte ich tun ſollen? Du hatteſt mich ja wohl ‚gerettet'. Wie hätte ich alſo von Dir loskommen ſollen? Du machteſt ja ſolch Aufhebens von mir. Vielmehr — von Deiner Liebe zu mir. Ich wollte nicht undankbar ſein, war es auch nicht: für Deine Liebe gab ich Dir Jahre meines Lebens; noch dazu die beſten und ſchönſten."

„Weshalb gabſt Du ſie mir?"

„Wenn Du es wirklich nicht wiſſen ſollteſt —"

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Dann muß ich es Dir ſagen."

„Ich bitte Dich darum."

„Ich blieb ſo lange bei Dir, lebte ſo lange für Dich —"

„Sag's nur. Du brauchſt nicht zu zögern."

„Ich blieb bei Dir und lebte für Dich aus Mitleid mit Dir."

Richard Hille tat keinen Laut. Lautlos ſchritt er auf dem allmählich emporführenden Wolkenwege neben dem jungen Manne hin, der faſt drei lange Jahre aus Mitleid bei ihm geblieben war: für ihn gelebt hatte. Er ſah ſogar um ſich. Von Rom, der Campagna und Frascati war vor Nebel nichts zu ſehen. Nur die Zypreſſen am Teiche der Villa Falconieri zeigten ſich auf Augenblicke. In dem Dampfe glichen die ſchlanken düſteren Bäume mehr als je ſchwarzen lodernden Flammen.

Über der Allee der Steineichen, die zu beiden Seiten der Schreitenden wie zwei Reihen vorweltlicher Ungetüme ſich aufbäumten, über dem Wolkenwege, hoch darüber, lichtete ſich plötzlich der Nebel. Er löſte ſich und zerfloß. Ein Sonnenſtrahl durchbrach das Gewölk, und ein Kreuz wurde ſichtbar. Einer Erſcheinung gleich ſchwebte es in

den Lüften. Von dem Strahl getroffen erglühte es myſtiſch.

Es war das Kreuz auf dem Felſengipfel von Tusculum.

Richard Hille erkannte es. Aber er mußte ſich erſt mühſam beſinnen, daß er unter dem Kreuze oft und oft mit Marco geweilt hatte, unter ſich die Herrlichkeit der Welt, ſie dem Jüngling zeigend, den er geliebt hatte.

Geliebt *hatte* ...

Ihm war, als ob er ihn erſt jetzt liebte! Erſt jetzt, da ſeine Liebe an ein Kreuz geſchlagen wurde. Gekreuzigt konnte ſie werden; aber ſie konnte nicht ſterben.

„Wann willſt Du fort?“

„Baldmöglichſt.“

„Alſo morgen?“

„Morgen.“

„Wohin willſt Du?“

„Das weißt Du ja.“

„Nach Paris?“

„Nach Paris!“

„Du willſt in Paris arbeiten? ... Denn wenn Du auch ſchon jetzt von mir los biſt, muß ich doch wiſſen, was Du zu tun gedenkſt.“

„Jedenfalls will ich in Paris eines.“

„Das iſt?“

„*Leben will ich!*“

„Hier lebſt Du nicht?“

„Nein.“

„Richtig; denn hier lebteſt Du für mich.“

Marco rief: „Neulich ſagteſt Du mir einen Ausſpruch Deines geliebten Goethe. Er lautet: ‚*Gedenke zu leben!*‘“

„Sollteſt Du gedenken, im Sinne Goethes zu leben, ſo werde ich Dich hingeben und glücklich ſein.“

„Das ſagſt Du nur, damit ich Dich wegen Deiner Selbſtloſigkeit bewundern ſoll.“

Der gekreuzigten Seele Richard Hilles entrang ſich

auch jetzt kein Schmerzenslaut. Aber er blieb stehen, während Marco weiter ging. Richard Hille stand und sah ihm nach, den er immer noch liebte — den er erst jetzt wahrhaft liebte mit der heiligen Liebe des Mitleids.

Marco schritt von ihm fort. Er schritt weiter und weiter den Wolkenweg hinauf, höher und höher dem in Lüften schwebenden mystisch erglühenden Kreuze entgegen... Ehe der Jüngling jedoch das Kreuz erreichen konnte, hatte sich zwischen ihn und das leuchtende Himmelszeichen die graue Wolkenmasse wieder gewälzt — war für den Nachschauenden die junge schlanke Gestalt in der Nebelflut verschwunden, versunken.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit einem tiefen Seufzer erinnerte sich Richard Hille, daß er plötzlich ein einsamer Mensch geworden sei. Er kehrte um: mutterseelenallein auf dem nämlichen Wege, den er vor wenigen Augenblicken zu zweit gekommen war.

Den Wolkenweg schritt er hinunter, vorüber an der weißblumigen Nebelflur mit den jagenden Nebelrossen; hin durch den silberigen Ölwald, aus dessen Wipfeln die nämliche schwermütige Weise herabklang:

Früchte des Ölbaums!
— Hast du Liebe und Leben
Auch vergeblich gegeben,
Gedenke des Frühlingstraums ...

Richard Hille wollte ‚gedenken'. Des Frühlingstraums seiner Liebe zu einem jungen und guten Menschenkinde wollte der alte Mann gedenken. Aber es war, als wäre der Nebel in sein Haupt gedrungen, in sein Hirn gekrochen.

Mühsam besann er sich auf das, was soeben geschehen war ... Was hatte Marco zu ihm gesprochen? ... Es waren nur wenige Worte, die er von allen behalten hatte. Diese wenigen Worte jedoch standen unauslöschlich in sein Herz gebrannt: ‚Fort von Dir ... Los von Dir ... Mitleid mit Dir ...'

An dieſen wenigen Worten mußte ſich Richard Hille wieder in das Leben zurückfinden, daran ſich zurücktaſten wie ein Blinder am Stabe.

Als es ihm endlich gelungen war, waren es auch nur wenige Worte, die er zu äußern vermochte; nur die zwei Worte: „Mein Junge! Mein Junge!“

Zu Hauſe angelangt, ſagte er ſie wieder und wieder ſich ſelbſt vor. Er ſagte ſie leiſe und weich, mit jener Zärtlichkeit im Ton, wie ſie nur die Stimme einer Mutter haben konnte in ſchwerem Leid um ein geliebtes totkrankes Kind.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Palazzo Micara wurde eingepackt. Nicht doch! Im Palazzo Micara wurde begraben: Richard Hille begrub eine Lebenshoffnung nach der andern — von ſeinen Lebensfreuden gar nicht zu reden. Fortan würde er ohne Lebensfreude ſein. Das war nun einmal ſo. Auf ihn kam es auch nicht an.

Er half Marco einpacken, dachte an alles, ſorgte für alles; auch dafür, daß dem jungen Manne das Scheiden möglichſt leicht gemacht wurde — als wäre für dieſen der Abſchied nicht gleichbedeutend mit Befreiung und Erlöſung geweſen.

Als alles gepackt und geordnet war — Richard Hille legte dem Scheidenden heimlich Goethes Italieniſche Reiſe unter die Sachen — ſagte Marco dem Zurückbleibenden zum letzten Male Gute Nacht und begab ſich in ſein Zimmer. Der einſame Mann wollte nicht zu Bette gehen. Auch mußte er an Tante Dora ſchreiben. Er ſah ſie zwar morgen in Rom; aber bevor er ſie ſah, mußte ſie das Geſchehene erfahren haben, mußte ſie vorbereitet ſein.

Es war der ſchwerſte Brief, den Richard Hille jemals geſchrieben hatte; denn in dieſem Briefe belog der Sohn des Paſtors Jonathan ſeine alte Freundin: Er, Richard Hille, hätte Marco überredet, nach Paris zu gehen. Nur für einige Zeit! Und nicht etwa, um ſich nach dem ſchrecklichen Erlebnis mit Ariſtide Minardi in Paris zu amü-

ſieren oder zu zerſtreuen (was das nämliche geweſen wäre) — er hätte ihn gebeten, nach Paris zu gehen, um dort zu erkennen, was Rom ſei: eben doch das ewige Rom! Auch für die Kunſt das ewige Rom! Kehrte Marco nach einiger Zeit — ſicher ſehr bald — wieder aus Paris zurück, würde alles viel beſſer ſein: für Marco ſowohl wie für den alten Mann, deſſen lieber Wahlſohn der Scheidende war und immer bleiben würde.

Zum Schluſſe bat Richard Hille ſeine Freundin inſtändig, dem Abreiſenden ein gutes Wort mitzugeben: ein gutes Wort aus ihrem Munde, aus ihrem Herzen würde für ihn gleich einem Segen ſein.

Er ſelbſt konnte ſeinem Jungen keinen Segen mit auf den Weg geben; denn nichts, was Marco von ihm zu teil geworden war, hatte dieſem zum Segen gereicht.

Das war von allem Schweren das Schwerſte ...

Nachdem der Brief — ein Facchino ſollte ihn am nächſten Morgen vom römiſchen Bahnhof in die Via Raſella befördern — geſchrieben und adreſſiert war, wollte ſich auch Sor Riccardo zur Ruhe begeben; denn dieſer Tag hatte ihn müde gemacht wie zuvor kein anderer Tag ſeines doch ſchon recht langen und oft recht mühſeligen Lebens.

Die Tür zu Marcos Schlafzimmer ſtand nur angelehnt. Der Einſame ſchlich hin, lauſchte, öffnete leiſe, trat leiſe ein.

Die Nebel waren gewichen. Durch das offene Fenſter leuchtete eine wolkenloſe Sternennacht in das Gemach; die Lichter Roms ſäumten den Horizont mit Glanz, und dem Meere zu neigte ſich der junge Mond.

Marco ſchlief feſt mit tiefen ruhigen Atemzügen, das Haupt auf den erhobenen Arm gebettet. Die Sternennacht warf einen blaſſen Schimmer auf des Jünglings Geſicht, deſſen Ausdruck voll ſeligen Friedens war. Der Schlaf eines Kindes konnte nicht friedlicher, nicht heiliger ſein.

Der Einſame ſetzte ſich in einen Lehnſeſſel neben dem Lager und betrachtete das junge Antlitz, dem der Sternenſchein die Bläſſe des Marmors verlieh, daß es noch mehr einem Kunſtwerk glich, einem Meiſterſtück der Schöpfung.

So, genau ſo, hatte Marco Lippi in der Nacht, die ſeiner Rettung vom Tode des Ertrinkens gefolgt war, auf dem Bette des Gelehrten gelegen, der in jener Nacht noch ein einſamer Mann geweſen war... Auch in dieſer Nacht hielt der Wachende ſeinen Blick lange Zeit unverwandt auf das ſchöne Antlitz des Schlummernden gerichtet, mit Gedanken, die Gebete waren, und ſich ſelbſt zur Rechenſchaft ziehend: ‚Weshalb gabſt Du ihn nicht aus eigenen Stücken frei? Dadurch ihn zwingend, ſich ſelbſt von Dir zu befreien; dadurch ihn in Schuld ſtürzend, daß er an ſeiner jungen Seele Schaden litt ... Gib Rechenſchaft, verantworte Dich!‘

So klagte ſich Richard Hille am Bette Marcos an. Aber er verteidigte ſich nicht ſelbſt. Nur daß er auch in dieſer ſchweren Stunde des Erzvaters Jakob und deſſen Kampfes mit dem Engel des Herrn gedachte: ‚Ich laſſe Dich nicht; Du ſegneſt mich denn!‘

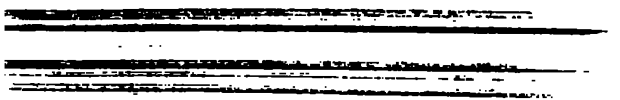
Richard Hille mußte ſeinen lieben Jungen laſſen, bevor dieſer durch ihn von der Gottheit geſegnet ward.

— — — — — — — — — — — — — —

In dem nämlichen Zimmer, in welchem die Mutter des großen Toten geweint und geklagt hatte, hielt Richard Hille ſtille Wacht.

Unter dem Deckengemälde der aufſteigenden Sonne trauerte damals die Mutter von Kaiſern und Königen um Napoleon Bonaparte — trauerte in dieſer Nacht der alte deutſche Gelehrte um ſeinen lieben Sohn.

Es konnte keine verſchiedeneren Weſen geben, als dieſe beiden Trauernden waren; aber es war bei beiden dasſelbe tiefe Menſchenleid, darauf die Tag bringende gütige Göttin lächelnd herabſchaute.



XXIII

Strahlend brach der Trennungstag an, als es nach winterlicher Nebelzeit plötzlich Frühling geworden.

Auf Marcos Wunsch fuhren sie auch dieses Mal nicht mit der Bahn, sondern im Wagen nach Rom. Die Oliveten zu beiden Seiten der Straße, bevor diese die Ebene erreichte, glichen auch heute wiederum einem Zauberwalde. Die Nebel des letzten Tages hatten die Zweige wie mit Tau genäßt, so daß das feuchte Laub in der Sonne flimmerte und funkelte, als wären die silbrigen Blätter mit Diamanten bestäubt. Zu den Lerchenliedern in den Lüften sang der Chor der Pflückerinnen. Doch waren es an diesem heiteren Morgen Gesänge der Lebensfreude.

Keiner der beiden Reisenden sprach. Landvolk begegnete ihnen. Die Leute grüßten und wünschten glückliche Fahrt. Schweigend dankte Sor Riccardo. Seine Hände lagen so schlaff in seinem Schoß, als könnte er sie nie wieder regen. Plötzlich fühlte er seine Rechte gefaßt und festgehalten. Während der ganzen Dauer der Fahrt hielt Marco die kraftlose welke Hand in seiner jungen starken, was Richard Hille geschehen ließ: auch diese letzte Mitleidsgabe hinnehmend, unfähig sie zurückzuweisen in dieser letzten Stunde.

Durch Porta San Giovanni in Rom einfahrend, wechselten sie die ersten Worte: „Wann willst Du Tante Dora Lebewohl sagen?“

„Natürlich muß ich sie noch einmal sehen. Und Paoluccia. Auch Lella . . . Zu Minardi werde ich wohl nicht dürfen?“

„Er würde nichts von Dir wissen, und für Dich wäre es —“

Ihm versagte die Stimme, und es dauerte eine Weile, bevor er weiter sprechen konnte: „Wann willst Du also in die Via Rasella kommen?“

„Danke. Du denkst doch an alles . . . Mein Zug fährt nach Zehn. Also werde ich um Neun dort sein. Natürlich begleitest Du mich nicht zur Bahn.“

„Ich möchte bis zum letzten Augenblick bei Dir bleiben.“

„Nichts ist häßlicher als ein Abschied auf dem Bahnhof. Und Du hassest das Häßliche. Aber wie Du willst.“

Wiederum Schweigen . . . Richard Hille versuchte seine Gedanken zu sammeln, um zu sagen, was er sagen mußte: „Eines möchte ich Dich noch fragen.“

„Frage also.“

„Was soll mit Deiner Statue geschehen?“

„Mit meiner ‚Sehnsucht‘?“

„Ich sah sie noch immer nicht.“

„Besser, Du siehst sie überhaupt nicht.“

„Was wünschest Du, daß ich —“

„Lasse sie in Trümmer schlagen.“

„Deine erste Arbeit? Diese Arbeit!“

„Ich werde andere Arbeiten machen, bessere! Arbeiten, die mir weniger Unglück bringen.“

„Möchten sie Dir alles Glück bringen.“

„Mache daher mit meiner Figur, was Du willst. Dir gehört ja auch der Marmorblock . . . Übrigens freue ich mich, daß Du so ruhig bist.“

„Du trennst Dich ja nur zu Deinem Besten von mir. Auch werde ich Dich gewiß noch einmal wiedersehen.“

Marco gab keine Antwort. Pochenden Herzens wartete Richard Hille, daß er etwas sagen würde — irgend etwas! Daß er ihn gewiß noch einmal im Leben wiedersehen würde. Aber Marco blieb stumm. Da begegneten Richard Hilles Augen dessen Blick . . . Gelassen, gleichgültig — mitleidslos ruhte der Blick des jungen Mannes auf dem, den er für immer verließ.

„Marco!“

„Richtig, das Wichtigste hätte ich fast vergessen! Du

bekommſt noch Geld von mir. Sehr viel Geld. Dein Geld arbeitet nämlich. Du wirſt erſtaunt ſein, wenn Du hörſt, wie gut es arbeitet, wie viel ich mit Deinem Gelde verdiente."

„Ich bekäme noch ſehr viel Geld von Dir? Mein Geld arbeitet?"

„Ich werde mich doch nicht durch Dich bereichern wollen! . . . Was tun wir jetzt? Wenn es Dir recht iſt, ſpeiſen wir zuſammen . . . He, Alfredo!"

Alfredo war der Frascataner Kutſcher. Ihm wurde bedeutet, nach dem Korſo und zum Café di Roma zu fahren, Marcos Lieblingsreſtaurant.

„Dorthin willſt Du heute?"

„Man ſpeiſt dort wenigſtens leidlich. Ich bitte Dich, heute mein Gaſt zu ſein und mich das Menü machen zu laſſen."

„Für mich nur ſehr wenig."

„Du mußt doch immer Umſtände machen!"

Im Café di Roma war auch heute wieder viel elegante Welt. An einem der Tiſche erregte Marcos Erſcheinen Aufſehen.

„Dort ſind Bekannte von mir. Übrigens keine Damen, nur junge Leute. Einen Augenblick muß ich mit ihnen ſprechen. Sie ſahen mich ſeit einer Ewigkeit nicht und kämen ſonſt zu mir, was Dir, wie ich Dich kenne, unangenehm wäre . . . Dort hinten iſt noch ein freier Tiſch. Bitte, nimm einſtweilen Platz. Ich komme ſofort und beſtelle."

Richard Hille tat, wie ihm geheißen ward. Er hätte alles getan, kaum wiſſend, daß er ſich bewegte, ging, ſprach, dachte. Er ſah Marco zu den jungen Leuten treten, die ihn eigentümlich erregt begrüßten.

— — — — — — — — — — — —

„Sie ſind in Rom?"

„Weshalb ſollte ich nicht in Rom ſein?"

„Was ſagen Sie dazu? Es iſt entſetzlich!"

„Entſchuldigen Sie; aber was iſt entſetzlich? und wozu ſoll ich durchaus etwas ſagen?“

„Sie kamen doch deshalb?“

„Ich verſtehe kein Wort!“

„So wiſſen Sie noch gar nicht? ... Laſen Sie denn heute noch keine Zeitung?“

„Ich komme ſoeben von Frascati, reiſe heute abend nach Paris und wiederhole, daß ich von dem allen kein Wort verſtehe.“

„Alſo müſſen wir es Ihnen ſagen.“

„Was, was?“

„Die Marcheſa machte dieſe Nacht einen Selbſtmordverſuch.“

„Die Marcheſa!“

„Sie nahm Gift.“

„Iſt ſie tot?“

„Man hofft, ſie am Leben zu erhalten. Beſſer jedoch, ſie käme nicht wieder auf. Viel beſſer! Denn mit ihrer Poſition iſt es vorbei; und ſie lebte für ihre Poſition.“

„Inwiefern ‚vorbei?‘“

„Wie können Sie fragen? Nach dieſem Skandal!“

„Weil Sie Gift nahm? ... So ſprechen Sie doch!“

„So leſen Sie doch die Zeitung! ... Pikkolo, gib dem Herrn den Popolo.“

In der Zeitung ſtand es; in der Zeitung las es Marco. Er las, daß die Marcheſa letzte Nacht Gift nahm: aus Liebesgram, eines jungen ungewöhnlich ſchönen, ungewöhnlich begabten Künſtlers willen, der in Villa Strohl-Fern ſein Atelier hatte und demnächſt ausſtellen wollte. Er war ihr Liebhaber geweſen und hatte ſie verlaſſen. Aus ‚Diskretion‘ verſchwieg die Zeitung den Namen des Bildhauers, für den dieſe Affäre eine grandioſe Reklame war. Die jungen eleganten Leute waren weniger diskret: „Ihretwillen nahm die Marcheſa Gift!“

„Was fällt Ihnen ein? Wie dürfen Sie das behaupten?“

„Wie? Die Marcheſa ſelbſt hat es geſagt.“

„Die Marcheſa hat mich genannt?“

„Ganz Rom ſpricht von Ihnen.“

„Wie unangenehm!“

„Ein Skandal in optima forma! Wer hätte jemals geglaubt, daß dieſe Frau Gift nehmen würde! Die Geſchichte iſt für Sie höchſt fatal.“

„Natürlich werde ich mich ſofort dem Marcheſe zur Verfügung ſtellen.“

„Machen Sie keine Dummheiten, mein Lieber.“

„Ich verſtehe Sie wirklich nicht.“

„Das iſt doch ſehr leicht zu verſtehen. Dem Marcheſe wäre es höchſt unangenehm, ſich mit Ihnen ſchießen zu müſſen. Sie brauchen ja nicht zu wiſſen, daß ſeine Frau Sie genannt hat; er ſelbſt wird es Ihnen ſchwerlich ſagen.“

Aber Marco blieb dabei: „Da die Dame töricht genug war, meinen Namen zu nennen, ſo muß ich dem Ehemann Genugtuung geben.“

„Überlegen Sie es ſich. Wozu einen noch größeren Skandal? Die Poſition der Marcheſa bleibt ruiniert. Wir ſind darüber ſelbſt ganz deſparat; denn ihre Dienstagabende waren charmant. In Rom finden wir kein zweites ſolches Haus. Die Frau muß Sie geradezu wahnſinnig lieben.“

„Die Arme. Jedenfalls werde ich mich nach ihrem Befinden erkundigen.“

„Alſo ſehen Sie ein, daß Sie ſelbſt durchaus nicht zu wiſſen brauchen, was ganz Rom weiß.“

„Ich werde es mir überlegen . . . Sie müſſen mich jetzt entſchuldigen.“

„Können Sie ſich nicht zu uns ſetzen?“

„Leider nein.“

„Iſt der alte Herr, mit dem Sie kamen, der deutſche Gelehrte, der Sie ſo ſehr lieben ſoll?“

„Viel zu ſehr . . . Auf Wiederſehen!“

„Reiſen Sie wirklich? Ihre Ausſtellung würde enormen Erfolg haben. Ganz Rom käme zu Ihnen! Und da es ja wohl Ihre erſte Arbeit iſt —“

„Ich muß abreiſen.“

„Paris ist freilich für Sie gerade jetzt der rechte Ort."

„Ich gehe nach Paris, um zu arbeiten."

„Ach so — darum! . . . Ihre Statue soll ein famoser Akt sein. Nicht gerade übertrieben diskret. Aber die arme Marchesa war es auch nicht."

Und die jungen Herren belachten ihren ausgezeichneten Witz.

Das also war sein Abschied von Rom! . . . Seinetwillen nahm die Frau Gift! Diese Frau, die behauptet hatte, er sei der erste, der einzige Mann, den sie jemals geliebt hatte und ohne dessen Liebe sie nicht weiter leben wollte, nicht weiter leben konnte. Damals hätte er fast hell aufgelacht wie soeben die jungen Leute; und nun hatte diese Frau g e t a n, was sie gesagt hatte.

Fühlte er auch jetzt keine Reue? . . . Nein — auch jetzt nicht! Fühlte er sonst etwas, irgend etwas? Fühlte er Mitleid? . . . Kaum.

Immerhin mußte er sich zusammennehmen; denn schließlich war es keine Kleinigkeit, daß ein Mensch seinetwillen in Jammer, in Verzweiflung aus der Welt gehen wollte. Auch war es nicht nötig, daß Richard Hille davon erfuhr. Wenigstens nicht gleich heute. Er würde das Liebesdrama der Marchesa in einer Weise tragisch nehmen, wie nur ein Deutscher — wie nur d i e s e r Deutsche es konnte. Überdies war die Unglückliche eine verheiratete Frau.

Wie kindisch von ihm, sich dem beleidigten Gatten zur Verfügung stellen zu wollen, diesem Gatten! Als ob er noch der nämliche Marco von dem Ball in der Argentina gewesen wäre!

Nach schweigend eingenommenem Mahle, dessen Menü Marco etwas zerstreut zusammengestellt hatte, trennten sich die beiden. Der junge Mann mußte noch verschiedenes für die Reise besorgen, wobei Sor Riccardo nur gestört hätte. Sie verabredeten, sich eine Stunde vor Abgang des Eilzugs bei Tante Dora zu treffen.

Bei San Carlo nahm Marco einen Wagen. Er wollte

den Kutſcher anweiſen, nach dem Palaſt der Marcheſa zu fahren, um ſich perſönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen, zauderte, überlegte — fuhr nach dem ſpaniſchen Platz zu dem Reiſebureau von Cook. Auf dem Wege dorthin ließ er vor einem Zeitungshändler halten und kaufte ſämtliche römiſchen Blätter des heutigen Tages.

Nachdem er ſein Billett gelöſt, ſich einen Platz im Schlafwagen beſtellt und ſein Gepäck beſorgt hatte, machte er einen Abſchiedsbeſuch.

Es war einer jener Wege, die ein junger Mann allein zu gehen pflegt.

Marco ging den einſamen Weg auch heute — trotz der Liebestragödie der vornehmen Dame, die heute in den Zeitungen ſtand und die er jetzt las.

— — — — — — — — — — — — —

Zur beſtimmten Zeit in der Via Raſella die hohe Treppe erklimmend — wie ſteil ſie war, wie ſchwer zu erſteigen! — hörte Richard Hille über ſich auf den Steinſtufen einen anderen elaſtiſchen Schritt; er hörte mit dem bronzenen Klopfer gegen Tante Doras Tür pochen, hörte Paoluccias Stimme fragen: „Wer da?“ und hörte eine junge helle Stimme antworten: „Freunde!“ Darauf wurde die Tür geöffnet und gleich wieder geſchloſſen.

Die junge Stimme hatte auch heute ſolchen wahrhaft leuchtenden Klang und ſiegreichen Wohllaut gehabt.

Richard Hille war lauſchend ſtehen geblieben. Und er ſtand noch und lauſchte, als die helle Stimme längſt verklungen war.

Es würde das letzte Mal geweſen ſein, daß er ſie in dieſem Hauſe gehört; das letzte Mal vielleicht in ſeinem Leben . . .

Noch langſamer und mühſeliger ſtieg er weiter. Die Treppe zu Tante Doras Wohnung däuchte ihm heute ſo hoch und ſteil, daß er mit zitternden Knieen oben anlangte. Auf ſein Pochen wurde jedoch nicht erſt gefragt, wer da ſei? Paoluccia öffnete ihm, faßte ſeine Hand, beugte ſich auf ſeine Hand herab, bedeckte ſie mit Küſſen.

„Gute Paolucc'!“

„Sie ſind gut! Gut ſind Sie wie das tägliche Brot!“

Als Richard Hille, ohne bemerkt zu werden, bei Tante Dora eintrat, ſah er ſeine alte Freundin ſeinem lieben Jungen die Hand reichen, hörte ſie fragen: „Fällt ihm der Abſchied ſehr ſchwer?“

„Ich fürchte: ja.“

„Alſo leidet er ſehr?“

„Der arme Mann iſt überreizt.“

Tante Dora entzog Marco ihre Hand mit einer Bewegung, als ſchleuderte ſie die ſchlanke wohlgepflegte Rechte des jungen Mannes, an der ein Brillant blitzte, wie etwas Häßliches von ſich . . . Da trat Richard Hille vor, und dieſem zuliebe faßte ſie ſich.

Dann ſaßen ſie zuſammen in dem traulichen Raum, von deſſen vier Wänden aus ſtrahlenden Kinderaugen Unſchuld und Güte auf ſie herableuchteten, roſige Kinderlippen voller Kinderſeligkeit ſie anlächelten. Wie fremde wildfremde Menſchen ſaßen ſie zuſammen: Tante Dora und Richard Hille und — Richards Junge.

Marco war der einzige, der ſprach — irgend etwas. Richard Hille konnte nicht reden; denn er mußte auf die Stimme lauſchen, die er heute vielleicht zum letzten Male in ſeinem Leben hörte, und Tante Dora ſaß mit zuſammengepreßten Lippen, ſtarr vor ſich hinblickend, beſtändig denkend: ‚Richard Hille zuliebe . . .‘

Während Marco irgend etwas ſprach, beſeelte ihn nur die eine Empfindung: „Bald iſt auch das vorbei! Bald biſt Du auch davon los und frei! Endlich von allem los und frei!“

Endlich durfte er aufſtehen, durfte er aufatmen.

„Einen Augenblick noch!“

Tante Dora ſagte es. Sie erhob ſich und ging hinaus. Richard Hille wurde es bänglich zu Mut: in dem Weſen der alten Dame lag etwas ſo Feierliches, faſt Großes.

Marco ſtand da, ſchwieg, wartete.

‚Wenn er jetzt zu Dir träte, Deine Hände faßte, Dir

in die Augen ſähe, Dir ein Wort ſagte; nur ein einziges gutes Wort!'

Aber Marco ſtand da, wartete, ſchwieg. Wie ewig lange Tante Dora ausblieb! . . . Dann kam ſie, und mit ihr — Lella.

Was war aus dem hübſchen huſchligen Nymphlein geworden? . . . Ein bleiches ſtilles Weib.

Tante Dora hielt ſie bei der Hand und führte ſie zu Marco. Erſt, als ſie mit dem jungen Mädchen dicht vor ihm ſtand, ließ ſie die arme kleine Hand los, die kalt und zitternd in der ihren gelegen.

Lella ſprach jetzt: „Du gehſt fort?"

„Ja."

„Laſſe Dir's gut gehen im Leben."

„Und Du?"

„Mir wird's auch gut gehen."

„Was wirſt Du tun?"

Sie ſah ihn groß an, als verſtünde ſie ſeine Frage nicht; als müßte ſie ſich erſt beſinnen, wie es möglich war, daß er die Frage an ſie richten konnte.

„Was ich tun werde?"

„Verzeih! Ich meinte . . . Verzeih mir!"

„Lebe wohl."

Sie reichte ihm ihre Hand, deren Zittern und Eiſeskälte mit Engelszungen zu ihm hätte ſprechen müſſen, wenn er ſolche himmliſche Stimmen hätte vernehmen können.

Da er nicht wußte, was er mit der kleinen kalten Hand, die ſo hilflos in der ſeinen lag, beginnen ſollte, entzog Lella ſie ihm ſanft, ſah ihn mit einem Blick an, der ewigen Abſchied von ihm nahm, trat von ihm zurück, wandte ſich von ihm ab, ging aus dem Zimmer.

Sie ging hinüber zu dem Manne, der ſie nicht erkannte und doch nur Ruhe fand in ſeinem wirren Daſeinstraum, wenn die kleine kalte Hand auf ſeine kranke Stirn ſich legte: ſo leiſe und leicht, daß die Hand eines Kindes ſie hätte fortſchieben können; und doch ſo voller Wunder-

kraft, daß sie die wilden Stürme seines wirren Geistes beschwor wie eine Heilandshand.

— — — — — — — — — — — — —

Und jetzt der letzte Abschied . . .

Da für Marcos Abreise alles besorgt war, so gelangten die beiden ohne jede fieberhafte Eile auf den Perron des Bahnhofs. Hier herrschte erdrückendes Gewühl, betäubendes Getöse. Qualm erfüllte die hohe Halle. Durch den grauen Dampf glommen wie durch Gewölk die Lichter: gelbe, grüne, rote. Dazu Zischen und Fauchen, schrille Pfiffe, gellende Rufe. Viele der Abreisenden wurden von Angehörigen und Freunden begleitet. Alle hatten sich etwas zu sagen, einander etwas aufzutragen und letzte Grüße zu bestellen. Alle waren vergnügt: die Abreisenden sowohl wie die Zurückbleibenden.

„Lebe wohl!“

Marco umarmte und küßte Richard Hille . . . Dabei fiel ihm ein, daß er diesem noch immer nicht gesagt hatte, was ein Mensch mit seinem Blut in den Adern außer einem Feigling sonst noch sein konnte.

Daß Marco Lippi gerade bei dieser letzten Umarmung, diesem letzten Kusse daran denken mußte!

Er riß sich los, stieg in den Wagen, ging in sein Coupé, öffnete das Fenster, lehnte sich weit hinaus.

Auch diese beiden Scheidenden sagten sich in den letzten Augenblicken etwas, irgend etwas. Dann bat der Abreisende seinen Begleiter, zu gehen.

Richard Hille stand inmitten des tosenden Gewühls und sah steif hinauf zu dem jungen schönen Gesicht in dem geöffneten Fenster, glücklich, es noch sehen zu können.

„Partenza!“

Die Wagentüren wurden zugeschlagen; Abreisende und Zurückbleibende riefen, grüßten und schwenkten Taschentücher; die Lokomotive gab das Signal zur Abfahrt . . . Ein langer durch Mark und Bein gellender Pfiff, und langsam, langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

‚Er geht fort! Dein Junge geht fort!‘

In dem offenen Fenſter das junge ſchöne Geſicht durch den Dampf und Qualm immer undeutlicher, immer entrückter . . .

Marco lehnte weit hinaus, mit erhobener Hand winkend und grüßend.

Immer noch langſam, ſehr langſam, fuhr der Zug durch die große Halle hinaus . . . Richard Hille hätte noch aufſpringen, hätte noch mitfahren können.

Er ſtand jedoch und ſtarrte auf die erhobene winkende Hand.

Plötzlich begann er zu laufen. Er lief dem Zuge nach, als könnte er ihn noch erreichen, noch aufhalten.

Es war ein komiſcher Anblick, den alten grauen Herrn mit dem ſchleppenden Fuße dem jetzt ſchnell fahrenden Bahnzuge nachlaufen zu ſehen, als ob ſein Lebensglück davonführe: hinaus in die dunkle Nacht, in die weite Welt.

Viele lachten über den komiſchen alten Herrn.

XXIV

Wie fremd Richard Hille alles erſchien: Menſchen und Welt! Fremd ſein geliebtes Rom! Er fand ſich darin gar nicht zurecht, wußte gar nicht, wohin? . . . In die Via Raſella! Dorthin, wo er zu Hauſe war.

Er hätte in ſeine Wohnung, in ſein Zimmer gehen und in ſeinem Bette ſchlafen können, umgeben von ſeinen geliebten Antiken. Aber wenn er dann nebenan in Marcos Zimmer die Stimme von Ariſtide Minardi gehört hätte —

Käme er jetzt nach Hauſe und läge in ſeiner Wohnung nicht Ariſtide Minardi, ſondern Marco ſchwer krank . . . Wie hätte er den Todkranken pflegen wollen, Tag und Nacht, durch Wochen, Monate, Jahre. Und wenn der Todkranke dann wieder geſund, wieder ‚ſein Junge‘ geworden wäre —

Er fand in ſeinem Trennungsſchmerz auch jetzt keine anderen Worte, brauchte keine anderen zu finden: die zwei Worte ſagten auch jetzt alles, was der einſame Mann in ſeinem großen Leide zu ſagen vermochte.

In der Nähe von Piazza Colonna begab er ſich in einen Gaſthof, ließ ſich ein Zimmer anweiſen, warf ſich angekleidet auf das Bett, ſchlief ſogleich ein, erwachte ſpät, mußte ſich auf das Vorgefallene gewaltſam beſinnen, konnte ſich in der Wirklichkeit nicht zurecht finden, ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich muß etwas tun, was mich tröſtet und aufrichtet. Es geht mir gar nicht recht gut . . . Was könnte mich wohl tröſten und aufrichten?“

Er fand es nicht gleich, irrte durch die Straßen, als ob er heimatlos ſei, ein Verlaſſener und Ausgeſtoßener. Plötzlich blieb er ſtehen und ſchlug darauf entſchloſſen eine beſtimmte Richtung ein. Er ging nach dem Peters-

platz und zum Vatikan, stieg Roms schönste Treppe hinauf, dann eine schmale häßliche Seitentreppe, und gelangte zu einer kleinen unscheinbaren Tür, die ihm auf sein leises Pochen sogleich geöffnet wurde.

Er trat ein in Roms höchstes Heiligtum, setzte sich auf eine der dunklen Holzbänke an der Längsseite unter der Fensterreihe und tat das, was ihn tröstete in seinem Leid und seine Seele aus den Tiefen ihres Kummers erhob.

Er blickte empor und sah über sich den Gott Michelangelos schweben; sah den Schöpfer die Finsternisse zerreißen, die Gestirne schaffen, das erste Menschenpaar. Den Herrn des Himmels und der Erde schaute Richard Hille in seiner höchsten Herrlichkeit, Gottes Geschöpf in seiner vollkommensten Schönheit.

Das ewig Herrliche und ewig Schöne großer Kunst ließ der einsame alte Mann leuchten über seinem grauen Haupte und seinem dunklen Gram.

— — — — — — — — — — — — —

Nachmittags kam Sor Riccardo zu Tante Dora. Sie sprach nicht, faßte nur seine Hand und hielt sie in der ihren.

Ihr Freund sagte: „Er bleibt mein lieber Junge. Ich komme, Dich zu bitten, mir zu helfen, daß er immer mein lieber Junge bleibt. Ich muß ihn als diesen mein Leben lang in meiner Seele behalten bis zu meinem letzten Atemzuge. Ohne Deine gute starke Hilfe vermag ich das nicht. Er hat mich niemals lieb gehabt — nicht für eine einzige Stunde! Aber mein lieber Junge muß es trotzdem bleiben; denn — ‚Wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?' . . . Willst Du mir helfen?"

Das wollte Tante Dora.

Dann machten sie zusammen einen Ausgang. Sie gingen den nächsten Weg durch die Via Babuino. Als sie an dem Hause des Marmorarbeiters vorbei kamen, leuchtete es ihnen aus dem dämmerigen Hofe glanzvoll entgegen: der Marmorblock, dem in strahlender Schönheit die Gestalt der ‚Sehnsucht' entsteigen sollte. Mit wehmütiger Freude erinnerte sich Richard Hille des schönen,

wunderschönen Tages, an dem er den Block gekauft hatte, und seines Stolzes darüber, daß der tadellos reine Stein in den Bergen von Carrara gebrochen worden war: ganz nahe den Marmorbrüchen Michelangelos. Dem Archäologen wäre freilich damals sowohl wie heute für seinen Jungen Marmor vom heiligen Berge Pentelikon gerade gut genug gewesen.

Sie blieben stehen, schauten durch die offene Haustür in den Hof, und Tante Dora erkundigte sich: „Du behältst doch den Stein?"

„Ganz gewiß."

„Der Mann soll ein ausgezeichneter Arbeiter sein."

„Der beste in Rom."

„Das ist gut."

Weiter sagte sie nichts. Sie verstanden einander, gingen vorüber — vorüber an dem Hause Nummer 86 . . . Jetzt war's Richard Hille, der sprach:

„Er hätte ein schlechter Mensch werden können, wenn man bedenkt, was seine Kindheit und erste Jugend gewesen. Wir wollen es immer bedenken."

„Ein schlechter Mensch ist er gewiß nicht, nur ein sehr schwacher."

„Ich danke Dir."

Sie gingen weiter: durch die Via Babuino, über Piazza del Popolo, zum Tore hinaus und hinauf zur Villa Strohl-Fern. Dem Custoden sagte der Professor: „Der junge Herr ist verreist: nach Paris! Sein römisches Atelier behält er. Sollte er auch Jahre fortbleiben, er behält es. Wollen Sie das für mich besorgen?"

„Gewiß. Wünschen Sie das Atelier zu besichtigen?"

„Ich bitte um den Schlüssel . . . Bleiben Sie. Wir kennen den Weg."

Sie gingen in den weiten schönen Park und Hecken blühender Rosen entlang, gelangten zu dem kleinen Hause, vor dessen Tür das arme Kind gestanden hatte, schlossen auf, schritten über die Schwelle, darüber das arme Kind geschritten war.

Sie mußten an dasſelbe denken, woran an derſelben Stelle Marco hatte denken müſſen.

Dann ſahen ſie deſſen erſtes Werk, ſahen ſie ſeine ‚Sehnſucht‘. . .

Lange ſtanden die beiden Alten ſchweigend, ſchauten ſie ſchweigend. Aber dann brach es aus Richard Hilles erſchütterter Seele wie ein Jubelruf, wie ein Dankgebet: „Tante Dora! Liebe Tante Dora! *Er iſt doch ein Künſtler!*“

Tante Dora ſprach nicht; ſie weinte. Weinend gedachte ſie des holden Kindes, welches dem jungen Manne, der „doch“ ein Künſtler war, für dieſes Werk ſeine Schönheit preisgegeben und dabei ſein Lebensglück verloren hatte: *nur* ſein Lebensglück; nicht ſeine Reinheit, nicht ſeine Unſchuld. Und weinend gedachte ſie des edlen Mannes, der vor dieſem lieblichen Bildnis zuſammengebrochen war und deſſen verwirrten Sinnen verſchloſſen blieb, daß die Geliebte ſich dargebracht hatte wie eine Prieſterin ihrer Gottheit die Opferſchale.

Aber — *ein Künſtler war er doch*: er, Marco Lippi!

Auch darum weinte Tante Dora vor der Statue von Marco Lippis ‚Sehnſucht‘. Denn ſie wußte, daß dieſer ſeine Sehnſucht nach Leben und Lebensglück fortan *nicht* in der Kunſt ſtillen würde; ſie wußte, daß keine Freundſchaft — auch nicht die treuſte! — und keine Frauenliebe — auch nicht die heiligſte! — dieſe irrende Seele jemals erlöſen konnte.

„Hörſt Du mich, Tante Dora?“

„Gewiß, lieber Freund.“

„Weißt Du, daß die Figur ein wundervolles Grabmonument geben würde?“

„Aber Sor Riccardo!“

„Entſetze Dich nicht; ich weiß genau, was ich ſage. Von dem Haupte der holdſeligen Geſtalt müßte nur ein langer feierlicher Schleier niederfließen.“

„Dann wäre es nicht mehr dieſelbe Figur.“

„Wenn es geſchickt, ſehr geſchickt gemacht würde, ſo könnte es faſt dieſelbe Figur bleiben.“

„Ein trauernder Genius!“

„Trauernd darüber, daß der Sehnſucht des Menſchen nicht Fittiche gegeben ſind, um ſeine Seele emporſteigen zu laſſen: auf einem Wolkenwege einem in Lüften ſchwebenden leuchtenden Kreuze entgegen.“

XXV

In ſeinem geliebten Goethe — was für ein guter Deutſcher der alte Römer geblieben war! — las Richard Hille folgende echte Goetheworte: „Seelenleiden zu heilen vermag der Verſtand nichts, Vernunft wenig, die Zeit viel, entſchloſſene Tätigkeit alles“. Alſo verſuchte Richard Hille nach den Worten ſeines Dichters zu leben. Er wohnte wieder in der Via Raſella; und in Marcos Zimmer führte der Schöpfer des Vittorio Emanuele-Denkmals jenes Daſein, ſchlimmer als der Tod.

Ariſtide Minardi war nicht wahnſinnig, ſondern ſchwachſinnig: „Gehirnparalyſe“! Der Staat wollte dem unglücklichen Künſtler einen Jahresgehalt ausſetzen. Da jedoch der Geſunde, der Lebende dieſes Gnadengeld niemals angenommen hätte, ſo lehnten es für ihn auch die beiden Menſchen ab, welche die Sorge für den Mann, der ſchlimmer als tot war, übernommen hatten. Sie ſagten: „Der geſunde Ariſtide Minardi hat der Kunſt, ſeinem Vaterlande, der Welt angehört — der kranke Ariſtide Minardi gehört uns. Niemand anderem als uns! Wir wollen ihn pflegen, wollen für ihn ſorgen — arbeiten wollen wir für ihn. Und wenn wir nicht mehr für ihn arbeiten können, ſo werden er und ſeine Verlobte unſere Erben ſein. Einſtweilen können wir jedoch noch arbeiten.“

Davon ließen ſich die zwei Alten nicht abbringen. Wurde das Reiterſtandbild wirklich in Erz gegoſſen, wirklich auf dem Kapitol aufgeſtellt, ſo konnte der Staat den Künſtler für ſein vollendetes Werk zahlen: vor dem Guß und der Aufſtellung keinen Soldo!

So arbeiteten denn Tante Dora und Richard Hille für dieſen ihren gemeinſamen — Wahlſohn. Tante Dora

malte ihre roſigen lachenden Kindergeſichter, und Richard Hille entzifferte rätſelhafte Inſchriften, löſte die ſchwerſten archäologiſchen Streitfragen, ſchrieb viel geleſene und viel bewunderte Aufſätze über antike Kunſt und das ‚ewig Schöne‘ in derſelben. Nebenbei verkaufte er alles, was er an Kunſtwerken und ‚ewig Schönem‘ beſaß. Stück für Stück ſeiner Sammlung ging zu einem Händler, und bei keinem feilſchte der Gelehrte mit dem klugen Kaufmann um den Preis.

Jeder erarbeitete Soldo wurde von den beiden Alten geſpart: für Ariſtide Minardi und für ſie, die ſeine Braut bleiben wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Es kam die Zeit, wo Richard Hille ſeiner ſchweſterlichen Freundin klagte: „Ich werde alt und müde. Wie ſehr alt und ſehr müde ich werde, merke ich ſo recht an meiner Arbeit: ſie intereſſiert mich nicht mehr. Denke doch: meine geliebten Alten intereſſieren mich nicht mehr! Wie kann das nur möglich ſein?“

Tante Dora wußte ſehr wohl, wie das möglich ſein konnte, hütete ſich jedoch, es zu verraten, ſchalt vielmehr: „Das ſind Einbildungen. Wenn Du Dir nur etwas einbilden kannſt! Arbeitet der Mann wie ein Jüngling und jammert wie ein Greis! Es iſt ſchrecklich, was man mit Dir ausſtehen muß.“

Sie ſchalt in einem faſt zärtlichen Tone. Es war derſelbe Ton, mit dem ſie ihre kleinen Modelle auszankte, wenn ſie bei den Sitzungen nicht ſtill halten wollten. Dabei ſah ſie voll heimlicher Sorge auf den Freund: auf ſein gebeugtes, jetzt ſchneeweißes Haupt; auf ſein welkes, jetzt recht altes Geſicht. Gut, daß Richard Hille ſeine trüben Brillengläſer trug. Tante Dora wußte jedoch, welchen traurigen Blick ſie verdeckten.

Die Zeit verging.

Aber jeden Tag, ſo oft die Poſt kam, ſchaute Richard Hille den einlaufenden Briefſchaften in einer Erregung entgegen, als erwarte er mit jeder Poſt eine wichtige

Nachricht, eine Mitteilung, von der ein Schickſal abhing. Sie kam jedoch nicht.

Plötzlich ſchrieb Marco Lippi aus Paris ... Es ging ihm gut, es ging ihm ‚herrlich'! Er hatte ungeahnte Erfolge. Und das als Menſch ſowohl wie als Künſtler! Seine künſtleriſchen Erfolge waren derartige, daß er ſehr viel Geld verdiente, alſo ſehr viel Ruhm erntete. Paris war für ihn das Richtige, das einzig Richtige geweſen! Und wie er ſonſt lebte in dieſem wunderſchönen, dieſem wunderbaren Paris —

Trotzdem ſtand am Schluſſe des Briefes wörtlich geſchrieben: „Erſt jetzt erkenne ich, mit welcher Schönheit und Poeſie Du das Märchen unſerer Freundſchaft zu umgeben verſtandeſt ... Meine Menſchwerdung verdanke ich Dir! ... Ich verſuche, in allem in Deinem Geiſte zu leben ... Meine Erinnerung an Dich ſoll meine Religion ſein ... Wenigſtens mein Seelenleben haſt Du geweckt."

So ſtand es wörtlich geſchrieben: ſoll meine Religion ſein ...

In Richard Hilles Geſicht ſtieg ein Schein auf, der an den Glanz früherer Zeiten erinnerte, wenn er ſeinen lieben Jungen anſah. Tante Dora konnte das Aufleuchten in dieſem alten welken Geſicht nicht ertragen, wandte ſich ſchweigend ab, ging ſchweigend hinaus.

Richard Hille aber, als er allein war, las den Brief wieder und wieder und wieder. Dann legte er das Schreiben in ein Kuvert, ſchrieb darauf: „frohe Botſchaft von meinem lieben Jungen" und bewahrte es in der Familienbibel des Paſtors Jonathan, im Evangelium Johannis, an der Stelle, wo die Geſchichte von dem verlorenen und dem wiedergefundenen Sohne erzählt wird.

Nach einiger Zeit noch einmal Nachricht von Marco Lippi aus Paris ... Von wenigen flüchtigen Worten begleitet die Sendung einer Geldſumme: das Kapital, welches der Sohn des Advokaten für Richard Hille angelegt hatte. Es war weder das Dreifache noch das Doppelte der Summe, ſondern genau das Kapital.

Marco Lippi ſtattete es ‚dankend‘ zurück.

Alsdann — nichts mehr von Marco Lippi.

Richard Hille ſchrieb und wartete. Tante Dora ſchrieb und wartete. Es ſchrieb Paoluccia. Vielmehr: Paoluccia ließ ſchreiben, einem der öffentlichen Schreiber von Piazza Montanara den Brief diktierend.

Aber — nichts mehr von Marco Lippi! Nie mehr. Und die Zeit verging.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit verging.

Von einem Guſſe des Reiterſtandbildes Ariſtide Minardis blieb alles ſtumm. Noch immer ſtand der weiße König und ſein weißes Roß in dem Grabmal des Auguſtus, und beide wurden von dem treuen Diener ſeines Herrn bewacht; noch immer verharrte der Geiſt des unglücklichen Künſtlers in der Gruft ſeines Irrſinns, von allem Irdiſchen nur die kleine Hand fühlend, die ihn durch die dunklen Nächte ſeiner Phantaſieen leitete und die Stürme ſeines kranken Geiſtes beſchwichtigte. Bisweilen geſchah es, daß es über dieſen wie eine Erleuchtung kam: Sehnſucht zu Bergesgipfeln empor, um in Himmelshöhe, in Sonnennähe hoch über allem zu ſchweben.

Tante Dora war es, die eines Tages ſagte: „Wir wollen ihm dort oben, wo er zu Hauſe iſt, ein Aſyl bauen. Vielleicht, daß ſeine Sehnſucht alsdann Ruhe findet.“

Wie Tante Dora ſagte, ſo geſchah es. Von Richard Hilles kleinem Kapital, welches Marco Lippi verwaltet und zurückerſtattet hatte, wurde dem kranken Künſtler in der Felſenwelt ſeiner umbriſchen Heimat die Stätte bereitet.

Als das Berghaus fertig ſtand, führten ſie deſſen Herrn aus der Tiefe zu Alpengipfeln empor. Mit den beiden Freunden, die dem kranken Künſtler das Geleit in die Heimat gaben, gingen Paoluccia und Lella, ging der treue Diener ſeines Herrn, der den weißen König und das weiße Roß verlaſſen mußte, da das Grabmal des Auguſtus wiederum — Zirkus werden ſollte.

Aber es war Richard Hille und Tante Dora gestattet worden, das Königsdenkmal aus der Kaisergruft fortzuschaffen: „irgendwohin".

— — — — — — — — — — — — — — —

Danach lebten die beiden einsamen alten Leute wieder in der Via Rasella mit einer neuen Dienerin, die keine Paoluccia war. Was tat das? Es war ja doch alles anders geworden.

Richard Hille ging es fortgesetzt ‚gar nicht recht gut'. Es ging ihm eigentlich recht schlecht. Er konnte nicht mehr im Goethischen Sinne leben: konnte nicht mehr arbeiten, hatte also sein heilkräftiges Mittel gegen Seelenleiden eingebüßt.

In dem einen blieb er jedoch ganz der alte Richard Hille: in seiner unentwegten, unveränderlichen — seiner unergründlichen Liebe zu dem verlorenen Sohne seiner Wahl, von dem er nicht einmal wußte, ob er noch lebte. Den für ihn Gestorbenen behielt er lebendig in seinem Herzen, welches matter und matter schlug.

Was der alte Mann in diesen letzten Jahren erlebte, das erlebte er für Marco mit. Wenn er in einem großen Dichterwerk las oder ein herrliches Kunstwerk erblickte, wenn er in seinem geliebten Frascati die alten herrlichen Stätten aufsuchte oder von der Campagna aus über Rom die Sonne untergehen sah, wenn er von den Dingen der Welt etwas Schönes, von den Menschen etwas Gutes erfuhr — bei allem und jedem dachte er: ‚Was wohl dazu Dein Junge sagen würde?'

Und immer blieb dieser Name der Ausdruck für alle Liebe und Zärtlichkeit, für alle Sorge und Angst, die er für einen fühlte, der vielleicht in Wahrheit längst gestorben und verdorben war. Durch die Straßen Roms schleichend, über seinen Büchern sitzend, in seinem öden Zimmer auf und ab wandelnd, hörte sich Richard Hille häufig sagen: „Mein Junge, mein Junge!"

Bisweilen blieb er vor der Tür von Marcos Zimmer stehen und lauschte: ob drinnen, in dem geschlossenen

Raum, eine wie Jugend und Frühling tönende Stimme nicht riefe: „Hier bin ich!“

Aber — alles ſtill ... Alles ſtill.

So lebte Richard Hille ein zweifaches Daſein, davon nur jenes ſeeliſche ein Sein für ihn war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Tante Dora beobachtete ihren alten Freund und wachte über ihn. Dann war es wiederum ſie, die eines Tages zu ihm ſagte: „Höre, Richard Hille! ... Du hörſt mich doch?“

„Gewiß. Was ſoll ich?“

„Fort ſollſt Du!“

„Soll ich ſchon jetzt nach Spoleto und hinauf nach dem ‚Aſyl‘? Es iſt dieſen Sommer in Rom noch gar nicht ſehr heiß.“

Tante Dora rief empört: „Noch gar nicht ſehr heiß? Sonſt konnte es der Mann ſchon im Juli vor Hitze nicht mehr aushalten! Und jetzt, wo es ſelbſt mir zu heiß wird, findet er's am Ende gar kühl?“

„Zu heiß? Dir in Rom zu heiß!“

„Kurzum: ich will fort aus dem Brutkaſten! Du ſollſt mich fortſchaffen. Und das ſogleich!“

„Alſo reiſen wir ſogleich nach Spoleto.“

„Ach was, Spoleto! Ich will etwas von der Welt ſehen. Glaubſt Du, ich wollte ſterben, ohne die Venus von Milo geſehen zu haben?“

„Die Venus von Milo?“

„Sie ſteht im Louvremuſeum.“

„Nach Paris willſt Du?“

Richard Hille erſchrak ſo heftig, daß er anfing zu zittern. Aber an dem Ausdruck in ſeinem Geſicht erkannte Tante Dora, daß ſie recht beobachtet und jetzt das Richtige gefunden hatte; denn: ‚So geht es nicht länger! Er muß nach Paris! Muß ſelbſt hören, ſelbſt ſehen. Entweder, es wird mit ihm beſſer, oder — dann lieber das Oder. Es muß getragen werden, wie der Menſch ſein Schickſal eben tragen muß. Und Richard Hilles Schickſal war der junge

Mann mit Namen Marco von erſter Stunde an. Dagegen gab es keine Hilfe.'

Alſo rüſteten ſich die beiden Alten für eine Reiſe nach Paris, um im Muſeum des Louvre die hohe Frau von Melos zu ſehen. Gerade an dem Tage ihrer Abreiſe kam ein Telegramm aus Spoleto: im ‚Aſyl' ginge es ſchlecht; Tante Dora ſollte ſogleich kommen!

Tante Dora wollte die Reiſe nach Paris aufſchieben; Richard Hille erregte die Verzögerung jedoch derartig, daß es beſſer war, er reiſte allein, um allein vor dem Wunderwerke des Praxiteles ſtille Andacht zu halten.

XXVI

Marco Lippi lebte und wohnte zwar nicht in Paris selbst; aber ganz nahe bei Paris: in dem Villenorte Passy, ‚Chalet des Platanes'.

Beständig die Adresse sich vorsagend, erkundigte sich Richard Hille bei verschiedenen Personen, auf welche Weise man am besten von Paris nach Passy käme? Es erschien ihm schwieriger als die weite Reise von Rom nach der Hauptstadt Frankreichs.

Den nächsten Tag wollte er in aller Frühe nach Passy aufbrechen und schloß vor Angst, sich zu verschlafen, kein Auge.

Er sollte Marco wiedersehen! Wie würde er ihn finden? Als glücklichen, als tüchtigen Menschen?

In den vielen wachen Stunden dieser Nacht redete Richard Hille mit sich selbst: „Ob er sich freuen wird, Dich wieder zu sehen? Du darfst nicht zu sehr enttäuscht, nicht zu sehr betrübt sein, wenn er sich weniger freuen sollte als Du vielleicht glaubst. Nach so langen Jahren stehst Du plötzlich vor ihm, ihn förmlich überfallend ... Solltest Du Dich nicht lieber bei ihm anmelden? ... Nein! Nun gut. So mußt Du aber auch vernünftig sein und von ihm keine allzu große Freude verlangen. Du verlangst von den Menschen immer viel zu viel. D a s ist es! Daher kommt alles Unglück für Dich! Auch von ihm hast Du viel zu viel verlangt. Gott sei Dank, daß Du zu dieser Erkenntnis gelangt bist — endlich! Es war dafür höchste Zeit; gerade vor diesem Wiedersehen nach Jahren der Trennung ... Wenn Du ihn als glücklichen, als tüchtigen Menschen wiederfindest, braucht er sich gar nicht sehr zu freuen. Es wäre dann für Dich auch ohne seine Freude ein schöner Abschluß Deines Lebens. Der allerschönste!"

In grauer Frühe ſtand er auf und kleidete ſich ſorgfältig an. Förmlich Toilette machte er noch auf ſeine alten Tage! Zu dem neuen grauen Anzug: Salonrock, eine neue ſchwarze Krawatte und einen eigens für Paris angeſchafften grauen Filzhut mit möglichſt ſchmaler Krempe. (Marco hatte ſeine mächtigen germaniſchen Hutkrempen ſtets belächelt.) Darauf ſchlürfte er haſtig eine Taſſe ſchwarzen Kaffees, ließ ſich von dem zum Glück deutſch ſprechenden Portier noch einmal ausführlich ſeine Reiſeroute beſchreiben und machte ſich auf den Weg, ängſtlich nach den erhaltenen Anweiſungen ſich richtend.

Da ſeine Unruhe von Minute zu Minute wuchs, ſo erinnerte er ſich beſtändig jenes Briefes, darin Marco ſchrieb: „In Deinem Geiſt will ich leben! Meine Erinnerung an Dich ſoll meine Religion ſein. Wenigſtens mein Seelenleben haſt Du geweckt ...“

Was brauchte er zu fürchten, wovor ſich zu ängſtigen? Wer ſolche tiefernſte feierliche Worte ſchreiben konnte, mußte ein tüchtiges Leben führen, mußte alſo ein guter Menſch ſein ... Ein guter Menſch zu ſein — darauf kam es an; das war das Höchſte und zugleich Schönſte, was der Menſch anſtreben konnte: n u r anſtreben! Denn zu erreichen war es nicht. Aber ſchon das Streben war köſtlich und machte glücklich.

Ein möglichſt guter Menſch zu ſein —

An Marco denkend und an Marcos Güte noch immer, auch jetzt noch, unerſchütterlich glaubend, kam Richard Hille mit keinem Gedanken darauf, daß er, der Mann, welcher der ‚Buoniſſimo‘ hieß — ein Name, der dem alten Herrn, ſo oft er ihn hörte, die brennende Scham ins Geſicht trieb — daß er ſelbſt ſein ganzes Leben lang nichts anderes getan, als den Spruch zu erfüllen:

L e b e n — heißt: in Lebensfluten
Den G o t t zu ſuchen im G u t e n ...

Geſtärkt durch die Erinnerung an Marcos wie ein Gelöbnis geſprochene Worte langte er glücklich in Paſſy

an. Doch für seinen Besuch war es auch jetzt noch zu früh: Marco war sicher noch nicht aufgestanden.

Er kannte doch seinen Jungen! Dagegen wollte er schon jetzt das ‚Chalet des Platanes' aufsuchen.

Man mußte ihm eine falsche Adresse angegeben haben: unmöglich konnte Marco hier wohnen! Das Chalet war ein Chateau!

Das schöne Gebäude lag über einer schmalen steilen Treppe auf einer mit japanischem Blumengras bewachsenen Anhöhe unter prachtvollen alten Platanen. Sorgfältig gehaltene, mit gelblichem Kies bestreute Wege führten hinauf zu dem weißen Hause, welches blaßblaue Winden und purpurfarbene Clematis umrankten. Hohe Büsche blauer Hortensien leuchteten sowohl auf dem frühlingsfrischen Rasen des Gartens wie unter den Platanen, um deren silbrige schuppige Stämme gleichfalls blaue Winden und purpurblütige Clematis sich schlangen, Äste und Wipfel durchwuchernd.

Unmöglich, daß Marco hier wohnte!

Es war dennoch möglich: der kleine Feenpalast war wirklich sein Haus! Neben der bronzenen Gittertür entdeckte Richard Hille in einem Bollwerk blauer Winden eine kleine Tafel grauen Marmors mit der Silberschrift:

Marco Lippi
Sculpteur-artiſt.

Es mußte ihm herrlich gehen in dem herrlichen Paris! Und um diese ganze Herrlichkeit hätte ihn sein bester Freund auf Erden fast gebracht! Denn wäre Marco Lippi in Rom bei Richard Hille geblieben, so hätte er im höchsten Stockwerk der Via Rasella gewohnt, anstatt in Passy und in diesem wunderbaren Platanenschloß. Wie recht hatte der junge Mann also gehabt und wie unrecht dessen ‚bester Freund'. Dieser wäre beinahe seines lieben Jungen schlimmster Feind geworden! Gott sei Dank, daß der Jüngling sich von seinem Mentor befreit hatte, solange es noch Zeit für ihn war.

Im Innerſten bewegt, kletterte Richard Hille die ſteile Treppe wieder hinab ... Es war wirklich noch immer zu früh! Auch mußte er ſich von neuem ‚abregen‘. Marco liebte dergleichen bewegte Gemütsſtimmungen nicht. Jetzt jedenfalls noch weniger als damals.

Nach einer Stunde ſtand der Alte zum zweiten Male vor der bronzenen Pforte, die in das blaue Paradies einführte.

Trotz aller guten Vorſätze und obgleich er jetzt ‚wirklich ganz ruhig war‘, zitterte die Hand, die auf den Glockenknopf drückte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seine Hand war wohl zu zaghaft geweſen: er mußte noch einmal läuten; und auch jetzt dauerte es eine ziemliche Weile, bis jemand kam.

Es war ein junger Diener in hellblauer Livree mit echtem Lakaiengeſicht, der den frühen Beſucher im mausgrauen Salonrock mit Lakaienfrechheit anſtarrte und ihn durch das Gitter herablaſſend nach ſeinen Wünſchen fragte.

In ſeinem beſten Franzöſiſch drückte Richard Hille den Wunſch aus, den Herrn des hellblauen Jünglings zu ſprechen.

‚Monſieur‘ empfing jetzt nicht.

„Mich wird er gewiß empfangen.“

„Kommen Sie am Nachmittag wieder. Nicht vor Fünf.“

„Ich kann nicht am Nachmittag wiederkommen.“

„Wer ſind Sie eigentlich?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Wenn es mich nichts angeht, melde ich Sie nicht.“

„Ich bin ein alter Bekannter Ihres Herrn und komme von weit her, um Ihren Herrn zu ſehen.“

Ein komiſcher Kauz, dieſer alte Bekannte! Nicht einmal franzöſiſch konnte er ſprechen. Trotzdem hatte er etwas in ſeiner Miene, ſeiner Stimme, ſeiner ganzen Haltung, was ſelbſt auf den hellblauen Jüngling Eindruck machte. Er öffnete daher und ließ den alten Bekannten ſeines Herrn eintreten.

„Wen soll ich melden?“

„Meinen Namen behalten Sie doch nicht.“

„So geben Sie mir Ihre Visitenkarte.“

„Ich habe keine Karte bei mir.“

Der Hellblaue zuckte die Achseln, ging dem eigentümlichen Fremdling voraus dem Hause zu und ließ den Professor draußen stehen. Nach einer Weile kam er zurück und bestellte: ‚Monsieur‘ sei noch bei der Toilette. Der alte Bekannte von ‚Monsieur‘ möge jedoch eintreten und warten.

So trat Richard Hille denn ein in Marco Lippis von blauen Winden umranktes, von blauen Hortensien umblühtes Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Treppe aus geschliffenem rosigen Marmor, mit matt violettem Läufer, die Mauern aus veilchenblauem Stuck. Eine Vorhalle. Die Wände ausgelegt mit wie Opal schillernden Glasplatten, in der Höhe umzogen von einer schöngetönten Skulptur, einen Reigen leidenschaftlich bewegter mythologischer Frauengestalten darstellend. Den Plafond bildeten die plastisch gehaltenen graugrünen Wipfel eines Hains, darin die Nymphenschar ihr bacchantisches Wesen trieb. Dazu ein Fußteppich aus goldgelbem Fries und auf hohen Postamenten Bronzevasen mit vergoldeten Sonnenblumen. Sie waren in natürlicher Größe, und ihre Kelche aus goldgelbem Kristall dienten als elektrische Lampen.

Diesem Raume folgte ein Zimmer in Empire. Hier gab es rötliche Mahagonimöbel, einen tiefdunkelblauen Teppich, seidene Fenstervorhänge und Portieren: mauve mit Applikationen von lavendelfarbenen, sich rankenden Passionsblumen ...

In dem Empirezimmer wartete Richard Hille auf den Herrn des Hauses. Und plötzlich fühlte er sich so matt, als ob er sich vorher nicht sorgsam genug vorbereitet, durch gute Gedanken sich nicht genug gestärkt hätte. Er mußte sich setzen, um auszuruhen ... Neben ihm, auf

einem altertümlichen, ſchön eingelegten Tiſche, lagen Bücher. Ohne es recht zu wiſſen, las er die Namen der Autoren: Malarmé, Verlaine, Baudelaire, Beardsley, Oskar Wilde und Gabriele d'Annunzio.

Von ſeinem Platz aus ſah der Wartende auf eine Gartenterraſſe ... Zwiſchen den Hortenſienbüſchen ſtand ein gedeckter Tiſch, mit einer Silberplatte in der Mitte und darauf eine Silberſchale mit brennend roten Geranien. Auf das Silber und die Blumen ſchien mit magiſchem Farbenſpiel die Sonne.

Es war für zwei Perſonen zum Frühſtück gedeckt ... Der Herr des Hauſes mußte verheiratet ſein!

Richard Hilles Herz begann heftig zu ſchlagen, und etwas wie neue Hoffnung ſchlich in ſeine Seele: des Hauſes Herr könnte doch anders ſein als das Haus. Zugleich ſtieg vor dem inneren Geſicht des Wartenden die Geſtalt einer jungen Frau auf: zart und anmutig, mit hellblondem Haar, tiefblauen Augen und einem guten Lächeln, darin die ganze reine Seele der lieben jungen Frau lag. Denn Richard Hille hatte ſie bereits in der bloßen Vorſtellung lieb! Da er immer noch warten mußte, ſo malte er an dem reizenden Porträt weiter, dafür von der Palette ſeiner Phantaſie die lichteſten Farben nehmend. Ehe er ſich's verſah, war aus der jungen Frau das Urbild einer *deutſchen* Hausfrau geworden. Und das in dieſer Umgebung!

Gewiß konnte auch eine Franzöſin eine liebe liebliche Hausfrau ſein. Sogar eine Pariſerin! Es war dies eine Frauengattung, von der Richard Hille nichts wußte, davon er jedoch eine höchſt eigentümliche Vorſtellung beſaß. Die Pariſerin war — nach Richard Hille — ein geradezu unheimliches Frauenweſen, welches ihm Furcht einflößte: exiſtierte die Schöne doch nur, um die Heldin eines Sardouſchen Ehebruchdramas oder Zolaſchen Sittenromans zu ſein.

Der deutſche Gelehrte tat dieſen Damen ſicher ſchweres Unrecht. Wie ſchön, wenn er das heute einſehen mußte,

wenn er heute bereuen durfte! Und wenn die liebe junge Pariſer Hausfrau gar eine junge liebliche Mutter wäre; wenn Richard Hille jetzt einen trippelnden Schritt, ein feines Stimmchen hörte; wenn der alte Mann, der voll zitternder Erwartung harrte, heute den Jungen ſeines Jungen an ſein Herz drücken würde —

Er wollte der lieben jungen Mutter beſter Freund auf Erden ſein, und der prächtige Kleine ſollte ſein Junge werden.

Richards Junge ...

Vielleicht für ihn doch noch einmal dieſer Name!

— — — — — — — — — — — — — —

„Sor Riccardo!“

In einem Morgenkoſtüm aus weißem Tuch, tannenſchlank und dem Anſchein nach noch immer jugendlich, dem ‚alten Bekannten‘ lächelnd beide weißen ariſtokratiſchen Hände entgegenſtreckend, der Herr des Hauſes.

„Du biſt's wirklich? Weshalb ſchriebſt Du nicht? ... Richard Hille! Alter Hille! Du in Paris! Du bei mir! Nein, wie freue ich mich!“

Und in ſeiner Freude umarmte Marco Lippi ſeinen alten Sor Riccardo, mit ſeinem weichen parfümierten Schnurrbart die welke Wange ſtreifend.

„Ich komme zu früh und ſtöre gewiß.“

„Welche Idee? Eine echte Sor Riccardo-Idee!“

„Du haſt recht: ich hätte mich anmelden ſollen. Du haſt ja noch nicht einmal gefrühſtückt.“

„Hauptſache iſt, daß Du da biſt ... Sor Riccardo in Paris, Sor Riccardo bei mir! Wie geht Dir's eigentlich? Und wie geht's — Weißt Du, daß Du Dich gar nicht ſehr zu freuen ſcheinſt?“

„Ich bin allerdings — Ich fühle mich etwas — Es hat nichts zu ſagen ... Du wohnſt wie ein Märchenprinz.“

„Wie ich wohnen muß.“

„Herrlich, daß Du ſo wohnen kannſt.“

„Nicht wahr? Ich bin nämlich in der Mode.“

„Was bist Du?“

„In der Mode! Weißt Du, was es bedeutet, als Künstler in Paris in der Mode zu sein? Und bei wem in der Mode! Aber wie solltest Du das wissen? Denn Du bist sicher noch immer solch altes Kind. Bleibe kurze Zeit hier, und Du wirst es verstanden haben.“

„Ich kann nicht bleiben.“

„Unsinn! Leider kann ich Dich nicht bitten, bei mir zu wohnen. Hättest Du Dich angemeldet, so hätte ich natürlich für Dich gesorgt. Aber Du stehst ja noch immer!“

„Danke. Ich bin nicht müde ... Du bist verheiratet?“

Marco lachte laut auf. Es war jedoch nicht mehr das alte Marcolachen, welches den, der es hörte, bezauberte, daß man ihn ‚lieb haben mußte‘. Es war jenes grelle häßliche Lachen, welches Richard Hille einmal gehört hatte, um es nie wieder zu vergessen. Es schien zu Marcos natürlichem Lachen geworden zu sein; wenigstens paßte es zu dem ganzen Menschen. Nicht etwa, daß dieser ganze Mensch nicht noch immer eine geradezu glänzende Gestalt gewesen wäre: der Sculpteur-artist Marco Lippi war wahrscheinlich eine der elegantesten und gewinnendsten Männererscheinungen von ganz Paris. Seine siegreiche Jugendschönheit hatte er jedoch vollkommen verloren, und vor Richard Hille stand der vollendete Lebemann, der sich selbst einen Lebenskünstler nannte.

Laut lachend erklärte Marco: „Nein, mein Bester, ich bin nicht verheiratet. Vielmehr: ich bin so angenehm verheiratet, wie man das in Paris eben ist.“

„Also bist Du —“

„Ich brauche in Gottes Namen viel Liebe.“

„Du brauchst Liebe?“

„Nicht, was Du darunter verstehst. Zum Glück nicht das! Was ich in der Jugend mir wünschte, werde ich im Alter in Fülle haben ... Wie Du hörst, habe ich Deinen Goethe nicht vergessen.“

„Laß das jetzt!“

„Übrigens werde ich Dir ersparen, Dich mit Madame

bekannt zu machen. Sie wird bedauern, Dich nicht kennen zu lernen; denn natürlich erzählte ich ihr von Dir."

„Deiner Mätreſſe erzählteſt Du von mir?"

„Und von Tante Dora, von der guten altmodiſchen Tante Dora. Sie iſt nämlich genau ſo reizvoll altmodiſch wie Du."

„Nenne ihren Namen nicht!"

„Ich ſoll nicht von Tante Dora ſprechen?"

„Nicht in dieſem Tone!"

„Wie Du wünſcheſt ... Du frühſtückſt doch mit mir?"

„Ich frühſtückte bereits."

„Schade. Du hätteſt Himbeeren bekommen, friſch aus meinem Garten."

„Aber ich möchte Dich um eines bitten."

„Du brauchſt nur zu wünſchen."

„Dein Atelier möchte ich ſehen: Deine Arbeiten, die Dich in Paris in die Mode brachten."

„Wünſche es lieber nicht."

„Ich ſollte fortgehen, ohne etwas von Deiner Kunſt, Deinem Leben geſehen zu haben? Denn Deine Kunſt iſt doch Dein Leben?"

Die Frage überhörend, warnte der Künſtler: „Du wirſt es bereuen. Ich bin nämlich durch und durch ein ſogenannter Moderner: der Modernſten einer. Einige meinen, ich ſei ſogar hypermodern. Und das in Paris!"

„Ich kann nicht fortgehen, ohne Deine Arbeiten geſehen zu haben."

„In Gottes Namen alſo!"

Auf dem Wege zu Marcos Atelier erkundigte ſich Richard Hille in einer eigentümlich verſteinerten Weiſe: „Hörteſt Du je wieder von Deinem Vater?"

„Die Polizei erwiſchte ihn wirklich nicht."

„Du kommſt mit Deinem Vater wieder zuſammen?"

„Ziemlich häufig ſogar. Allerdings nicht gerade in Paris. Das wäre mir unangenehm. Er trägt Monokel und färbt ſich den Schnurrbart, iſt jedoch im ganzen ein

famoſer alter Herr, der bei den Frauen immer noch Chancen hat, echte Lippi-Chancen."

„Wo ſiehſt Du Deinen Vater, wenn nicht in Paris?"

„In Monte Carlo."

„Du gehſt häufig nach Monte Carlo?"

„Jedes Jahr einigemale. Und jedesmal begegne ich dort dem Herrn Advokaten Luigi Lippi aus Rom. Wir paſſen recht gut zuſammen — was eigentlich kein Wunder iſt. Du ſollteſt ſehen, mit welcher Eleganz der Mann verliert: wie ein prince pur sang! Gewinnt er, ſo zeigt er ſofort, daß er ein Kenner von Perlen iſt."

„Du ſpielſt in Monte Carlo?"

„Unmoraliſch hoch. Übrigens — ein Paradies ſage ich Dir! Alſo gerade das Gegenteil von einer Hölle. Und in dieſem Paradieſe habe ich raſendes Glück, im Spiel ſowohl wie — in dem anderen . . . Was murmelſt Du?"

„In Deinem Geiſt will ich leben . . . Meine Erinnerung an Dich ſoll meine Religion ſein . . . Wenigſtens mein Seelenleben haſt Du geweckt."

„Zitierſt Du? . . . Hier ſind wir in meinem ‚Studio'. Du wirſt es etwas anders finden als mein Atelier in Villa Strohl-Fern; etwas weniger nach Arbeit ausſehend."

Es war ein hallenähnlicher Raum, ganz in Silbergrau gehalten: Wandbekleidung, Möbelbezüge, Teppich. Das große Fenſter beſtand aus einer einzigen Scheibe, die ein rieſiger ultramarinblauer Samtvorhang abſchließen konnte. Vor dem Fenſter — aber noch im Atelier ſelbſt — blühte ein Beet ultramarinblauer, märchenhaft leuchtender Cinerarien.

Durch die hohe Scheibe ſah Richard Hille auf die von Clematis und Winden bis hoch in die Wipfel umrankten Platanen. Guirlanden von Winden und Clematis zogen ſich wie blühende Feſtons von Stamm zu Stamm.

„Das iſt Dein Atelier? Das iſt das Atelier eines Bildhauers! Hier arbeiteſt Du? Hier kannſt Du arbeiten!"

Lachend erklärte der Gefragte: „Viel Stimmung, nicht

wahr? Etwas zuviel . . . Mein teurer Sor Riccardo, der Künſtler von heute iſt zugleich Äſthet.“

Ohne auf dieſe Charakteriſtik des modernen Künſtlers einzugehen, erkundigte ſich der altmodiſche Herr: „Und was arbeiteſt Du hier?“

„Neues kann ich Dir leider nicht zeigen. Ich verkaufe meine Sachen bereits, bevor ſie fertig ſind. Du wirſt nur einige alte Stücke in Reproduktionen ſehen.“

„Alſo bitte die alten Stücke in Reproduktion.“

„Gewarnt biſt Du. Ich kenne Dich ja doch! Kein Menſch kennt Dich ſo genau wie ich.“

„Zeige mir!“

„Sieh her und ſei entſetzt! Meine Sachen ſind das abſolute Gegenteil von Deiner geliebten Antike. Sie iſt ein überwundener Standpunkt. Für Paris wenigſtens.“

„Für Dich wenigſtens —“

Der Künſtler, der zugleich Äſthet war, ging und zog an einer Silberſchnur. Die Wandbekleidung wich wie ein Vorhang auseinander. Vor Richard Hille öffnete ſich eine mit ultramarinblauem Samt ausgeſchlagene tiefe Niſche, die durch von der Decke herabfallendes elektriſches Licht kunſtvoll erleuchtet werden konnte. Koſtbare Brokatſtoffe bedeckten die Poſtamente, und auf dieſen waren jene ‚alten Stücke‘ des Künſtlers aufgeſtellt, teils in Bronze, teils in einer wie altes Silber ſchimmernden Maſſe reproduziert.

Marco Lippi plauderte: „Und für dieſe Dinge zahlt man mir fabelhafte Preiſe! Ich kann fordern, was ich will. Macht alles ‚die Mode‘. Wie Du merken wirſt, kenne ich mich ſelbſt ſehr genau — zu genau vielleicht. Das tat ich freilich von jeher.“

Richard Hille ſtand und ſah . . . Hätte er weinen können, ſo hätte er jetzt die bitterſten Tränen ſeines Lebens geweint: in ſeines Jungen Atelier, vor ſeines Jungen ‚Werken‘.

Sie waren voller Talent, voller — Genie. Aber das Genie des Künſtlers war verlottert, verkommen, ver-

ſunken in einen Sumpf, daraus keine rettende Hand den armen untergegangenen Genius wieder emporziehen konnte, an das Licht der Sonne zurück, zur Gottheit zurück.

Sämtliche Kunſtwerke waren zierliche, überzierliche Statuetten; und ſämtliche ſtellten Frauen dar: Frauen von Paris, Frauen der Pariſer Bohème, der Pariſer Halbwelt: der Welt des Künſtlers, der dieſe Werke ſchuf.

Frauen, deren Urbild — ‚Madame‘ war . . .

Da Richard Hilles Augen trocken bleiben mußten, ſo weinte ſeine Seele blutige Tränen über Marco Lippis Untergang als Künſtler und als Menſch. Denn da ſich der Künſtler von dem Menſchen nicht trennen läßt, ſo müſſen beide miteinander entweder hoch über allem ſtehen, oder ſie ſinken zuſammen tief unter alles.

Das war jedoch nur Richard Hilles altmodiſche Meinung.

— — — — — — — — — — — — —

Noch immer ſtand er und ſah ſchweigend auf dieſe Plaſtik, für welche die Antike allerdings ein überwundener Standpunkt war. Während er ſah und ſtumm blieb, plauderte Marco Lippi — auch ſeine Stimme war die eines anderen fremden Menſchen geworden — über Paris, über ſein Leben in Paris und ſeine ‚wahnſinnigen‘ Erfolge.

„Sie nennen mich den Félicien Rops der Skulptur.“

Mechaniſch erkundigte ſich Richard Hille: „Wer nennt Dich ſo?“

„Die Pariſer. Vielmehr die Pariſerinnen.“

„Und ſie nennen Dich wie?“

„Den Félicien Rops.“

„Sie ſchmeicheln Dir wohl?“

„Möglich. Ich laſſe mir von den Menſchen gern etwas Liebenswürdiges ſagen. Es iſt ſo angenehm!“

Eine Tür ging auf. Schleppende ſeidene Frauengewänder rauſchten. Richard Hille wollte ſich nicht umwenden, mußte ſie aber doch ſehen: ſie — Madame.

Madame ging durch das Atelier ihres Freundes.

Klein, überſchlank und überzierlich wie aus Elfenbein

gedrechſelt, ein reizendes Köpfchen mit eigentümlich goldigem, eigentümlich friſiertem Haar, allerliebſtem Stumpfnäschen und unnatürlich kirſchroten Lippen. Richard Hille ſah einen feinen ſchneeigen Hals, ſchneeige zarte Arme; ſah ein Morgenkoſtüm — ein wunderſames Gemiſch von Krepp und Tüll, von Spitzen und Pliſſee, von Schleifen und Roſetten in den matteſten Farben wie von einem Künſtler für das anmutige Perſönchen eigens komponiert, der erfüllte Morgentraum einer Pariſienne beider Welten.

Trotz aller Eleganz und Grazie hätte der alte Römer Madame jedoch niemals für eine Fürſtin aus uraltem hiſtoriſchem Geſchlecht gehalten — wie es ihm damals in der Sala Margherita geſchehen war.

„Verzeih. Ich wußte nicht, daß Du Beſuch hatteſt. So früh!“

„Ein guter alter Freund.“

Das ſchillernde ſchimmernde Dämchen ſtreifte die graue Geſtalt des ‚alten guten Freundes‘ mit etwas erſtauntem Blick, neigte anmutig das leuchtende Köpfchen, lächelte huldvoll, rauſchte an Richard Hille vorüber, ihn mit einer Welle Wohlgeruchs überſtrömend.

— — — — — — — — — — — — —

‚Und das hielteſt Du ſo lange aus? Faſt drei Jahre! Wie war dies nur möglich? . . . Wie grau er iſt! Der Schleifſtein wurde eben abgenutzt, das Meſſer ſcharf. So iſt es nun einmal auf der Welt. . . . Du ſagteſt ihm damals: es ſei Mitleid geweſen, was Dich ſo lange bei ihm aushalten ließ. Mitleid? Heute, da ich ihn wiederſehe, glaube ich, daß es etwas anderes, ganz anderes war: etwas wie — Haß! Gerade, als hätte ich an ihm Rache nehmen wollen. Rache wofür? . . . Heute plötzlich wird mir's klar: Ich haßte ihn, wollte mich an ihm rächen, weil er mich damals aus den Wirbeln zog! Was ging's ihn an, wenn ich untergehen wollte?‘

Indem er den Schweigenden betrachtete und nicht mehr

begriff, ‚wie er es ſo lange hatte aushalten können,‘ drängten ſich dieſe Reflexionen Marco Lippis Geiſt unaufhaltſam auf. Er hielt ſeinen ſtummen Monolog kühlen Blutes, wie ein guter Schauſpieler, der über ſeiner Rolle ſtand.

Da der Alte jetzt auch die Bekanntſchaft von Madame gemacht hatte, ſo konnte er gehen.

„Schon? Das heißt, ich verſtehe . . . Warum Du wohl in aller Frühe Salonrock anzogſt? Das begreift man in Paris noch weniger als in Rom . . . Warte wenigſtens noch zehn Minuten, damit ich Dich begleiten kann.“

„Ich danke. Ich muß gleich gehen. Es iſt mir bei Dir zu ſchön.“

„Nicht wahr? Ich lebe in Schönheit!“

„Du lebſt hier alſo?“

„Zum erſten Mal! Denn zum erſten Mal weiß ich, was leben heißt.“

„Nicht kämpfen gegen den Spuk dunkler Gewalten in ſich?“

„Sein Leben genießen, heißt leben!“

„Für Dich muß es wohl ſo heißen. Das verſtehe ich.“

„Siehſt Du, mein alter Sor Riccardo, das freut mich von Dir.“

„Ich verſtehe es aber erſt jetzt, alſo zu ſpät, viel zu ſpät. Das iſt natürlich nur meine Schuld.“

„Wir ſind eben ſehr verſchieden.“

„Sehr verſchieden . . . Für mich heißt leben noch immer genau dasſelbe, was es von jeher für mich hieß: arbeiten! Arbeiten im Schweiße ſeiner Seele! Dabei von ganzer Seele glauben: an das Gute und Große im Leben; von ganzer Seele ſich begeiſtern: für das Schöne und Edle auf Erden; von ganzer Seele lieben — nicht einen Menſchen, ſondern die Menſchheit . . . Und jetzt, Marco Lippi, ſage ich Dir Lebewohl.“

„Ich ſage Dir: auf Wiederſehen! Heute nachmittag komme ich natürlich nach Paris. Ich muß Dir doch Paris

zeigen! Unbegreiflich, daß Du es noch nicht kennst. Es ist die einzige Stadt auf der Welt, sage ich Dir: einfach die Stadt! . . . Wie Du hörst, führe ich noch immer einige meiner alten Redensarten, die ich von Dir annahm . . . Bei Paillard soupieren wir zusammen. Du wirst Augen machen."

„Ich wünsche heute allein zu bleiben."

„Gut. Aber nur heute. Wo stiegst Du ab?"

„Cour de la reine, bei der Madeleine."

„Wie kamst Du dorthin?"

„Ich bin recht zufrieden . . . Bemühe nicht Deinen Herrn Bedienten. Ich finde den Weg."

„Du wirst mir doch gestatten, Dich bis zur Tür meines Hauses zu begleiten?"

Also begleitete Marco Lippi seinen guten alten Bekannten: durch das Empirezimmer, vorüber an der Gartenterrasse, auf welcher Madame jetzt allein beim Frühstück saß; durch das wie Opal schimmernde Vestibül mit den vergoldeten Sonnenblumen; die rosenfarbene Marmortreppe hinunter. Und Marco Lippi begleitete Richard Hille auf den gelben Kieswegen zwischen den blühenden Hortensienbüschen bis zu der bronzenen Gitterpforte, die er selbst für seinen scheidenden Besuch öffnete: „Auf Wiedersehen morgen! . . . Mein alter Sor Riccardo in Paris! Ich freue mich wirklich von Herzen."

„Danke, danke."

Richard Hille stand und blickte noch einmal zurück zu dem blauumrankten, im Sonnenglanz leuchtenden Hause; blickte noch einmal in das Gesicht des Félicien Rops der Skulptur: in dieses einst so geliebte Gesicht, darauf das ‚Leben in Schönheit' seine unverlöschlichen Zeichen gedrückt hatte, einem Kainsmale gleich. Und Richard Hille fühlte in seiner Seele die blutigen Tränen rinnen und rinnen.

Als der Greis — ein solcher war der alte Mann in dieser einen Stunde geworden — dem Herrn des leuchtenden Hauses so still ins Gesicht sah, kam in dessen Miene

plötzlich ein Ausdruck, in deſſen Augen plötzlich ein Blick, der an den Marco früherer Zeiten erinnerte: an jenen Marco, der einſtmals — lang, lang war es her! — ‚Richards Junge' geweſen.

Seine Lippen zuckten ſchmerzlich, ſeine Hand, welche die des alten Mannes gefaßt hielt, zitterte. Er wollte reden, ſchien nach Worten zu ringen.

Es war nur ein Augenblick ... Der Augenblick ging vorüber, ohne daß Marco Lippi geſprochen hätte.

Alſo ſprach Richard Hille: „Was Du an mir vielleicht nicht ganz recht tateſt, das vergebe ich Dir; das vergab ich Dir längſt; das brauchte ich Dir nicht erſt zu vergeben. Aber Du frevelteſt an dem heiligen Geiſt der Kunſt. Das kann und will ich Dir nicht vergeben; das trennt mich von Dir; das allein k o n n t e mich von Dir trennen. Und — ſo ſcheiden ſich hier unſere Wege!"

— — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage wollte Richard Hille das Muſeum des Louvre beſichtigen. Er fühlte ſich jedoch zu müde, zu alt, und packte daher ſeine Sachen, um Paris mit dem nächſten Zuge wieder zu verlaſſen.

In dem Moment ſeiner Abreiſe erhielt er einen Expreßbrief aus Paſſy. In dem Kuvert ſteckte jedoch nur ein Blatt Papier. Darauf war ein kleines Kreuz gezeichnet, mit einem Namen und drei lateiniſchen Buchſtaben darunter:

†

R i c h a r d s J u n g e.

R. I. P.

Epilog

Dichten — heißt Gerichtstag halten
Über sein eignes Ich . . .

Richard Hille war kein Dichter; aber Gerichtstag hielt er trotzdem. Nicht über fremde menschliche Schwäche, fremde menschliche Schuld, sondern über eigene Schwäche und Schuld.

Er arbeitete nicht mehr; denn er war ein gebrochener Mensch. Als er von Paris zurückkehrte, ohne die hohe Frau von Melos gesehen zu haben, kam Tante Dora von Spoleto sofort nach Rom: Aristide Minardi ging es ‚besser', und sie konnte bei dem Manne bleiben, dem es schlechter ging als jenem unheilbaren Kranken.

Als sie den Heimgekehrten wiedersah, blickte sie ihn lange schweigend an. Plötzlich sagte sie, als ob sie allein wäre und zu sich selbst spräche: „Der Mann wird nicht wieder. Wer einen Menschen zu sehr geliebt hat, dem kann kein anderer Mensch helfen. Mit Richard Hille ist es vorbei."

Dieser stand daneben, hörte seine alte Freundin es sagen und blieb stumm.

Er dachte: ‚Also so steht es mit Dir? Dann mußt Du Dich vorbereiten.'

Und er begann, Gerichtstag zu halten über sein eigenes Ich:

Schuldig der Untreue gegen sich selbst; denn: anstatt die Menschheit zu lieben, hatte er einen Menschen geliebt — ‚zu sehr' geliebt.

Schuldig des Wahns: diesem einen Menschen alles sein zu können.

Schuldig des Irrtums: eine Seele, die eine Seele der Tiefe war, auf einen Alpengipfel führen zu wollen, von dem sie herabstürzen mußte.

Schuldig der Missetat: Marco Lippi den Fluten eines Stromes zu entreißen, um ihn in der Schlammflut des Lebens untersinken zu lassen.

Schuldig der Todsünde: eine Verantwortung auf sich genommen zu haben, ohne sie tragen zu können.

Schuldig des Sakrilegs: die Schönheit, die göttlichen Ursprungs ist, nicht in jenem gesucht zu haben, darin sich die Schönheit am herrlichsten offenbart: nicht in der Seele des Menschen.

— — — — — — — — — — — —

Eines Hochsommertags erfaßte Richard Hille die Sehnsucht nach Bergeshöhen. Er fuhr nach Spoleto, wohin ihm Tante Dora bereits am nächsten Tage folgen sollte. Seit kurzem fühlte sich der alte Gelehrte so sonderbar, was er der Freundin sorgsam verschwieg. Er vernahm Stimmen, schaute Gesichter, und die ganze Welt erschien ihm so — außer der Welt.

Er erreichte die altertümliche Hauptstadt Umbriens und schnallte sich sein weniges Gepäck auf den Rücken wie ein Student, der über die Bremer Heide wandern will. Er schlich durch die sommertoten Straßen, darin das große Schweigen des Mittags wohnte, kam zu der Felsschlucht, in deren Tiefe der Bergstrom rauschte, überschritt die graue Römerbrücke und trat ein in den Eichwald des Monte Luco —

> Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
> Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines ...

Iphigenie! Goethes Iphigenie!

Und plötzlich war es dem einsamen Wanderer, als tauchte in dem Urwalddämmer die lichte Gestalt von Dianens junger Priesterin leuchtend auf. Hoch und hehr wandelte Agamemnons Tochter über den smaragdgrünen

Moosboden, darauf die Sonnenstrahlen gleich glühenden Lacerten spielten.

Ihm entgegen schritt die Jungfrau aus Tantalus' Geschlecht, mit leisem feierlichem Tonfall ihn fragend: „Was suchst Du bei mir?"

Richard Hille erwiderte Iphigenien: „Du befreitest Deinen Bruder vom Wahnsinn. Könntest Du nicht mit mir gehen und Aristide Minardi heilen, wie Du Orestes geheilt hast? Komm mit mir! Ich bin nämlich schuld daran, weißt Du! Denn ohne mich wäre das giftige Gewürm nicht in sein Herz gekrochen. Nimm es ihm heraus und schüttle es in mein Haupt!"

Aber schweigend schritt Iphigenie an Richard Hille vorüber, durch die Schatten des Hains einen Lichtstreifen ziehend.

Da wußte der Bergsteiger Bescheid . . . Er ging weiter. Mit ihm empor stiegen seine Gedanken: ‚Je tiefer der Mensch in die sternenlose Nacht des Grams versinkt, umso leuchtender muß sein Geist sich daraus emporschwingen: mit einer Menschenliebe, die alles erduldet, alles verzeiht. Nur dann steht er hoch über allem.'

Höher steigend trug er auch seine Seele gipfelan: ‚Als Jesus auf dem kleinen Hügel von Golgatha für die Menschheit starb und sterbend seinen Feinden vergab, bedurfte der Auferstandene der Himmelfahrt nicht mehr, um zu höchst über allem zu stehen: als Heiland, Erlöser, Christus.'

Was war's nur heute mit ihm? Die Schönheit der Welt wollte er schauen, und — er sah sie nicht mehr; die Herrlichkeit der Schöpfung wollte er empfinden und — empfand sie nicht mehr.

Die alte Sibylle behielt recht mit ihrem prophetischen: ‚der Mann wird nicht wieder.'

Höher und höher!

So hoch stieg Richard Hille hinauf über die Tiefe, als wollte der Sohn des Pastors Jonathan den großen Weltweisen in seiner Felsenhöhle besuchen.

Wand ſich dort nicht die Schlange Zarathuſtras um den ſchwarzen Eichſtamm, glänzend wie glühendes Gold? . . . Sonnenſtrahlen waren es! Vernahm er nicht den Flügelſchlag von Zarathuſtras Adler über ſeinem Haupte? . . . Wipfelrauſchen war's!

Jetzt lag der Wald hinter ihm. Vor ihm, über ihm Gipfel an Gipfel: ſtarres graues Geſtein bis zur Sonne hinauf, bis in den Himmel hinein. Auf der letzten Alpenflur, an der Grenze ewiger Öde, ſtand Ariſtide Minardis Haus, ſein Bergaſyl.

Hoch über allem ſtand es . . .

Der weiße König war auf ſeinem weißen Roß nicht hinaufgeritten, um dem kranken Künſtler Geſellſchaft zu leiſten. Aber das von dem Knaben in den lebendigen Fels eingehauene machtvolle Gottesantlitz blickte herab auf den Mann, der mit ſtillem Lächeln vor ſeinem Hauſe ſaß und, wie er als Kind getan, in ſeinem Geiſt aus Wolken Geſtalten ſchuf: ſchöne und ſchimmernde, ſchwarze und ſchreckliche; von der Sonne umleuchtet, von den Stürmen umtoſt, von den Flammen des Himmels umlodert.

Ariſtide Minardi erkannte den alten Bergſteiger nicht, der aus der Tiefe zu ihm heraufgewallfahrtet kam. Aber er lächelte ihn freundlich an. Immer ſanft, immer heiter war Ariſtide Minardi. Er war es jedoch nur, wenn ſie bei ihm war: Lella, Paoluccias Töchterlein, Tante Doras heißgeliebtes Kind, eine Geſtalt von himmliſcher Güte, von der ihre Mutter ſagte: „Alſo geſchah es doch, wie ich wußte, daß es geſchehen mußte: ſie iſt einem Manne gefolgt und läßt nicht von ihm.“

Einen ganzen Tag verweilte Richard Hille bei dem lächelnden Künſtler. Dann packte ihn Grauſen, trieb Grauſen ihn wieder hinab.

Auf dem Wege den Berg hinunter ſah er Tante Dora heraufſteigen . . . Da wich er ab von dem Pfade, um ſich vor ſeiner treuſten Freundin zu verbergen.

Und erſt jetzt war es mit Richard Hille vorbei.

— — — — — — — — — — — — —

In der Nacht nach seiner Rückkehr von dem Alpengipfel saß er in seiner öden Wohnung. Da er jetzt beständig schlaflos war, so blieb er gewöhnlich bis zum Morgengrauen auf und versuchte zu lesen — Goethe.

Das tat er auch diese letzte Nacht. Er las:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt ...

Sagte das Goethe? ... Richard Hille verstand Goethe nicht mehr!

Plötzlich hörte er sich laut anrufen: „Sor Riccardo!"

Marcos Stimme, die Stimme seines Jungen, mit dem Wohllaut früherer Zeiten, mit dem Klange unsterblicher Jugend.

Aber war's nicht wie Hilferuf?

Marco rief seinen alten Sor Riccardo zu Hilfe!

„Ich komme!"

Richard Hille sprang auf, lief ins Nebenzimmer, wo Marco geschlafen hatte und wo alles unverändert geblieben war... Der, von dem er sich so flehentlich anrufen hörte, war nicht da!

„Sor Riccardo! So komm doch! So hilf mir doch! Nur Du kannst mir helfen!"

„Ich komme, mein Junge! Wo bist Du?"

„Im Strom! Im Schlamm! Ich versinke, ertrinke!"

Richard Hille lief aus seiner Wohnung, lief zum Hause hinaus, lief durch das nächtliche Rom, beständig Marcos Stimme hörend, die nach Hilfe rief: flehend, beschwörend, in Todesangst. Und immer wieder sein Name: „Sor Riccardo! Lieber Sor Riccardo! Komm doch! Hilf mir doch! Rette mich doch! Nur Du kannst es! Denn nur Du hast mich geliebt! Geliebt hast Du mich mit jener Liebe, die auch am Kreuze nicht stirbt!"

Und wieder und wieder antwortete der Gerufene mit lauter Stimme: „Ich komme! ... Ich komme! ... Ich komme!"

Richard Hille lief zum Tiber, lief den Fluß entlang bis Ponte quattro capi.

Hier mußte ſich Marco heute nacht mit gefeſſelten Händen in den Strom geſtürzt haben; denn hier ſtürzte er ſich damals hinein.

Richard Hille durfte ſich ihm nicht nachſtürzen, durfte ihn nicht retten: ihn retten — hieß ihn verderben!

Aber Marcos Stimme flehte ſo innig, ſo herzzerreißend, daß Richard Hille nicht anders konnte und —

So ſtürzte er ſich denn mit gefeſſelter Seele hinab in den Fluß.

— — — — — — — — — — — — —

Über dem Monte Cavo ging die Sonne auf, als Tante Dora die große Liebe ihres Lebens zu Grabe geleitete: auf dem feierlichſten Friedhofe der Welt, an der alten Stadtmauer, bei der Pyramide des Ceſtius, unter den Zypreſſen, am Rande der Campagna. —

Nach des Geſtorbenen Wunſch war es ein ganz ſchlichtes, ein faſt ärmliches Begräbnis; aber es war reich an Trauer, an Liebe reich.

Plötzlich ertönte aus den Tiefen des Hains, welcher die Gräber der in Rom geſtorbenen Kinder aller Nationen beſchattet, gedämpfter Geſang.

Ein Männerchor ſang:

„Sei getreu bis in den Tod.“

Deutſche waren es! Die deutſchen Künſtler aus der Villa Strohl-Fern, mit denen Richard Hille eines ſchönen Sommerabends fröhlich geweſen war und die den alten Herrn, der eigentlich ein komiſcher Kauz geweſen, nicht vergeſſen hatten.

„Sei getreu bis in den Tod“ . . . Durch ſein Leben ſowohl wie durch ſein Sterben hatte ſich Richard Hille dieſen Grabgeſang, dieſen Nachruf verdient.

Gerade als der ſchmale ſchwarze Sarg hinabgelaſſen ward, fielen die erſten Sonnenſtrahlen in Richard Hilles

dunkle Gruft: glühende Roſen, von dem Himmel Roms ihm nachgeſtreut in die Ewigkeit.

Hoch über der offenen Gruft, hoch über menſchlichem Irrtum und menſchlichem Leid — ‚hoch über allem‘ ſang eine Lerche ihr Morgenlied.

Eine Lerche von Tusculum . . .

Ganz nahe der Stelle, wo der alte Tor ausruht von dem großen Wahn ſeines Lebens, der ſeines Lebens ſchwerſte Schuld und zugleich ſchwerſte Sühne geweſen, erhebt ſich ein überwachſenes Grab. Auf dem erzenen, einen antiken Altar darſtellenden Monument ſteht als ſtolzeſte Grabſchrift eines in römiſcher Fremde geſtorbenen Sohnes in tiefgegrabenen Lettern geſchrieben:

Goethe Filius.

* * *

Auch Richard Hille erhielt ein Grabdenkmal: Marco Lippis erſtes und einziges Kunſtwerk, dem Verſtorbenen von treuer Schweſterliebe geſetzt.

Mit verhülltem Antlitz, von Schleiern umwoben, eine lichte Mädchengeſtalt, ſo jungfräulich, ſo unberührbar in ihrem leichten loſen Faltenwurf, daß kein Erdenhauch, kein Staub der Tiefe ſie umwehen konnte.

So wacht denn an der letzten Ruheſtätte des müden Schönheitſuchers der holde Genius der Sehnſucht, der des Menſchen Unſterbliches emporträgt zur Sonne hinauf, in die offenen Himmel hinein.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Lebbd. = Lederband, Hlbfzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—.— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—.— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—.— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. — Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—

—.— Barfüßele. Erzählung. 38. u. 39. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—

—.— Das Landhaus am Rhein. Roman. Volks-Ausgabe in 4 Bänden — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—

—.— Drei einzige Töchter. Novellen. Min.-Ausg. 4. Aufl. — In Leinenband M. 3.—

—.— Waldfried. Bater. Familiengeschichte. 2. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Lebbd. mit Goldschnitt M. 5.—

—.— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Lebbd. M. 5.80

—.— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Lebbd. M. 8.—

—.— Neue Märchen. 8. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Lebbd. M. 6.—

—.— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Lebbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben. 2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Bob, der Sonderling. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—.— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Böhlau, Helene, Salin Kalischa. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die fächende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thume. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—.— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50

—.— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—

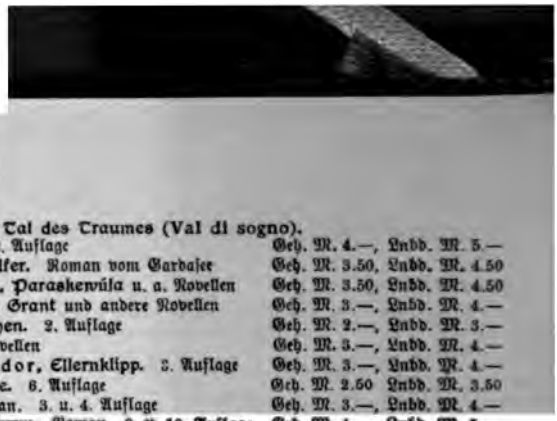
Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—



El-Correi, Das Tal des Traumes (Val di sogno). Roman. 2. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Am stillen Ufer.** Roman vom Gardasee — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewúsa u. a. Novellen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— **Liebesmärchen.** 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— **Mistral.** Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— **Grete Minde.** 6. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— **Quitt.** Roman. 3. u. 4. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— **Vor dem Sturm.** Roman. 9. u. 10. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Unwiederbringlich.** Roman. 5. u. 6. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— **Die Juden von Barnow.** Geschichten. 8. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— **Judith Trachtenberg.** Erzählung. 5. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— **Ein Kampf ums Recht.** Roman. 2 Bände. 6. Auflage — Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—.— **Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind.** 3. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— **Ungeschickte Leute.** Geschichten. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— **Junge Liebe.** Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— **Mann und Weib.** Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— **Der kleine Martin.** Erzählung. 3. Auflage — Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—.— **Moschko von Parma.** Erzählung. 4. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— **Neue Novellen.** 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— **Tragische Novellen.** 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— **Der Pojaz.** Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—.— **Der Präsident.** Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— **Die Reise nach dem Schicksal.** Erzählung. 2. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Die Schatten.** Erzählung. 2. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— **Der Wahrheitsucher.** Roman. 2 Bände. 3. Auflage — Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, R., Aus der ewigen Stadt. Novellen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3. Auflage. 2 Bände — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—.— **Novellen.** 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch — Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) — Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—.— **Planetenfeuer.** Ein Zukunftsroman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— **Joggeli, Geschichte einer Jugend.** 12 u. 13. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— **Der König der Bernina.** Roman. 34.—40. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— **Laubgewind.** Roman. 13.—18. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— **An heiligen Wassern.** Roman. 31.—36. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— **Der Wetterwart.** Roman. 27.—32. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman. Mit Porträt. 21.—25. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Der Adjutant.** Roman. 2.—6. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— **Der Graf von Gleichen.** Ein Gegenwartsroman. 7. u. 8. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— **Das Lebenslied.** Roman. 17.—21. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Die vom Niederrhein.** Roman. 15.—20. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Der alten Sehnsucht Lied.** Erzählungen. 5.—7. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Die Wiskottens. Roman. 36.—40. Auflage
Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— **Das goldene Zeitalter.** Roman. 2.—6. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse Paul L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40
—.— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—.— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—.— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—.— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas"
und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Kinder der Welt. Roman.
23.—25. Auflage. 2 Bände Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—.— Himmlische und irdische Liebe und andere Novellen.
2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—.— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Menschen und Schicksale. Charakterbilder.
1.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—.— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
12. u. 13. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—.— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—.— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—.— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—.— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—.— Der Sohn seines Vaters u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte.
2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—.— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—.— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—.— Xaveri und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hille n Wilhelmine v., Der Gewaltigste.
4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—.— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—.— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50
—.— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Hom Adolf Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—.— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei
Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Lieb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Buch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe. Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40

Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hldfrzbd. M. 15.—

—,— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 54.—58. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hldfrzbd. M. 10.—

—,— Martin Salander. Roman. 34.—38. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hldfrzbd. M. 5.—

—,— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hldfrzbd. M. 5.—

—,— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hldfrzbd. M. 5.—

—,— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Auflage Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

—,— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50

—,— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Lebensfluten. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Florentiner Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—

—,— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage. Mit 16 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50

Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 5. u. 6. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50

—,— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyer-Förster, Wilh., Eidena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

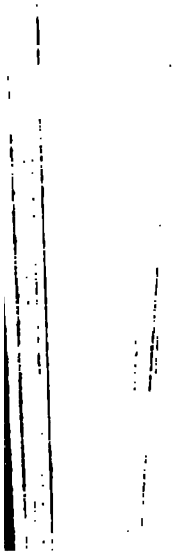
—,— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Nieffen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. R., Kurländische Geschichten. 2. Tausend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—.— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände — Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe. 6. Aufl. (31.—35. Tausend) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Phantasiestücke. Gesamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse herausg. von H. W. Seidel. 2. Tausend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 8. Tausend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—.— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— Stille Wasser. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—.— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Der du von dem Himmel bist. Roman. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Du bist die Ruh'. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Herzblut. Roman. 1.—5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—.— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—.— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—.— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 42.—46. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—.— Frau Sorge. Roman. 101.—107. Auflage. Mit Jugendbildnis — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—



33. u. 34. Auflage
Sydow, Klara v., Der A
Telmann, Konrad, Tri
Trojan, Johannes, Da
schießen u. a. Humoresk
Voß, Richard, Römische D
—.— Richards Junge (Der
Roman. 1. u. 2. Auf
Widmann, J. V., Touristen
Wilbrandt, Adolf, Adam.
—.— Das lebende Bild u. a.
—.— Dämonen u. a. Geschid
—.— Der Dornenweg. Rom
—.— Erika. Das Kind. Er
—.— Familie Roland. Rom
—.— Fesseln. Roman. 3. A
—.— Feuerblumen. Roman.
—.— Franz. Roman. 3. Auf
—.— Die glückliche Frau. R
—.— Fridolins heimliche Ehe
—.— Schleichendes Gift. Ro
—.— Hermann Ifinger. Rom
—.— Hildegard Mahlmann.
—.— Irma. Roman. 3. Aufl
—.— Ein Mecklenburger. Ro
—.— Meister Amor. Roman.
—.— Novellen
—.— Die Osterinsel. Roman.
—.— Die Rothenburger. Rom
—.— Der Sänger. Roman. 4
—.— Die Schwestern. Roman
—.— Sommerfäden. Roman.
—.— Vater Robinson. Roman
—.— Vater und Sohn u. andere
—.— Villa Maria. Roman 3

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. 100. (Jubil.-)Aufl.
Mit Porträt. Buchschmuck von J. V. Cissarz
Geh. M. 5.—, Lnbd. M 6.—, Hldfrzbd. M. 6.50

—„— **Geschwister.** Zwei Novellen. 30.—34. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hldfrzbd. M. 5.—

—„— **Jolanthes Hochzeit.** Erzählung.
28.—30. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hldfrzbd. M. 3.50

—„— **Der Katzensteg.** Roman. 71.—75. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hldfrzbd. M. 5.—

—„— **Der Katzensteg.** Roman. Jubil.-Auflage. Mit Porträt Pergamentband M. 5.80

—„— **Im Zwielicht.** Zwanglose Geschichten.
33. u. 34. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hldfrzbd. M. 3.50

Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Richards Junge (Der Schönheitssucher).**
Roman. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—„— **Das lebende Bild u. a. Geschichten.** 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Dämonen u. a. Geschichten.** 3. u. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Der Dornenweg.** Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— **Erika. Das Kind.** Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— **Familie Roland.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Fesseln.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Feuerblumen.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Franz.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— **Die glückliche Frau.** Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Fridolins heimliche Ehe.** 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— **Schleichendes Gift.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Hermann Ifinger.** Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— **Hildegard Mahlmann.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— **Irma.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Ein Mecklenburger.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Meister Amor.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— **Novellen** Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Die Osterinsel.** Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— **Die Rothenburger.** Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Der Sänger.** Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— **Die Schwestern.** Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Sommerfäden.** Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Vater Robinson.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Vater und Sohn u. andere Geschichten.** 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Villa Maria.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Große Zeiten u. andere Geschichten.** 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
14. u. 15. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Worms, C., Aus roter Dämmerung.
Baltische Skizzen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— **Du bist mein.** Zeitroman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— **Erdkinder.** Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— **Die Stillen im Lande. Drei Erzähl.** 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— **Thoms friert.** Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— **Überschwemmung.** Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—